MDCXL

Cottasche Bibliothek der Weltlitteratur

LESSING

Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur.

MDCXL

Lessing.

Lessings sämtliche Werke

in zwanzig Bänden.

Herausgegeben und mit Einleitungen versehen

von

Hugo Göring.

Fünfzehnter Band.

Inhalt:
Kleinere philologische Abhandlungen.

Stuttgart.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung. | Gebrüder Kröner, Verlagshandlung.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt.

Einleitungen.

Ein Vademecum für den Hrn. Sam. Gotth. Lange. 1754.

In seinen „Briefen" von 1753 hatte Lessing eine erste Kritik der Horaz-Uebersetzung von Sam. Gotth. Lange veröffentlicht (vgl. Band 6, Seite 7—10 und Seite 300—305 unserer Ausgabe). Der „Hamburger Korrespondent" druckte die ganze Arbeit Lessings ab, die viel Interesse erregte. Lange verhöhnte den Verfasser in herausfordernder Weise, sagte ihm nach, daß er seine ganze Gelehrsamkeit aus Bayle hole, spottete über das kleine Format der Lessingschen „Schriften" als eine Art von „Vademecum" und verdächtigte Lessing als einen litterarischen Freibeuter, der seinen Angriff auf die sonst so gerühmte Horaz-Uebersetzung nur deshalb veröffentlicht habe, weil man sein Schweigen nicht erkauft!

Das war zu viel für Lessing. In der „Berlinischen Zeitung" wies er zunächst die heimtückische Verleumdung Langes zurück und antwortete dann mit dem züchtigenden „Vademecum", welches die wissenschaftliche Haltlosigkeit Langes mit vernichtenden Argumenten nachwies und die perfide Anschwärzung seines eigenen Charakters gebührend beleuchtete. Lange wurde dadurch der Gegenstand der öffentlichen Verachtung. Kennt man ihn heute nur durch die Schrift seines Vernichters, so behält diese ihren dauernden Wert durch die typische Zurückweisung jener immer wiederkehrenden litterarischen Halbheit, die so oft mit Anmaßung und Schwerfälligkeit verbunden ist.

(Vergl. die vortreffliche Beurteilung des „Vademecum" bei E. Schmidt: „Lessing, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften" 1. Band, und die Kritik der Zeitgenossen Lessings bei W. Braun: „Lessing im Urteile seiner Zeitgenossen" 1. Band.)

Rettungen des Horaz. 1754.

Durch das eingehende Studium des Horaz und der ihn betreffenden Litteratur wurde Lessing auf die Vorurteile geführt, die man damals gegen den Venusinischen Dichter hegte und besonders von Frankreich aus verbreitete. In seinen „Rettungen" begründete

er im Sinne natürlicher Gerechtigkeit die Auffassung von dem sittlichen und dichterischen Charakter des alten Römers, die auch unsere Zeit in der Hauptsache noch festhält. Er betonte, daß die Aeußerungen eines Dichters kein unmittelbares Urteil über seinen Charakter gestatten. So wies er scharfsinnig den Vorwurf zurück, daß Horaz ein zügelloses Leben geführt habe, erklärte die Bemerkung über die Flucht des Dichters für eine scherzende Wendung und zeigte die Einseitigkeit und Pedanterie des Verfahrens, aus den Bildern des Horaz dessen philosophische Lebensauffassung abzuleiten.

Nach seinem Vorgange sind Wieland und Herder für Horaz eingetreten. So sagt Herder im zweiten seiner „Briefe" über das Lesen des Horaz an einen jungen Freund: „Vielleicht hat kein Dichter mehr wie er (Horaz) durch seine Ausleger und Kommentatoren gelitten, gewiß nicht allein durch Baxter. Indem sie ihm nachspürten, woher er seine Ideen wohl genommen, worauf er gezielt haben möchte, und ihn dabei bald in die Politik, bald in Gelehrsamkeit begruben, war Anlage, Haltung, Kolorit zerstört; verzerrt war die Grazie zu einer widrigen Maske. Flieh, Jüngling, diese Schönheitsmäkler, die arbitros elegantiarum! mit eignem, freiem Blick und Sinn halte jede Situation mit ihrer Darstellung zusammen, als ob sie die einzige in der Welt wäre! Ein Kabinett der erlesensten Geistesgemälde, kleiner und großer, wirst du in diesem Dichter erbeuten. Auch wo er von andern eine Anlage nahm, bildete und ordnete er sie nach seiner Weise; du bilde und ordne sie dir! So z. B. seine Situationen der Liebe. Höchst lächerlich wäre es, wenn man, sie zusammennähend, einen Roman aus ihnen, les amours d'Horace, dichtete, wie man es mit Catull, Petrarch und auch mit ihm wirklich gethan hat. Bei einem lyrischen Sänger . . . was kümmern uns seine Privatliebeshändel? oder wer diese Lydia, jene Pyrrha, Leukonoë, Neobule u. s. w. gewesen? Namen sind sie, die in sein Silbenmaß, Charaktere, die in seine jetzt gewählte Situation paßten; vielleicht Griechinnen, die er nie gesehen hatte, geistig aber sah und darstellt. Geh . . . diese Situationen durch, und du wirst in ihnen eine Mannigfaltigkeit . . . erblicken, als ob du eine fortgehende Galerie durchschautest. Dies Gemälde reizt; ein andres warnt; dort siehst du gar den Abscheu der Liebe, in Auftritten oder in Folgen. Kaum hat ein andrer Dichter dergleichen stärkere gezeichnet als Horaz, nur aber mit wenigen Zügen, lyrisch . . . Seine Muse erlaubt sich hier (I. 16) zur Warnung für andre den freiesten Spiegel. Eben so unhold ist sie den Ehebrechern und Ehebrecherinnen; überhaupt darf man sagen, daß sie nie zur Lüsternheit reize. Stellt man die Oden dieser Art in ihren mancherlei Situationen neben einander, so wird

man einerseits eine römische Lebensweise, die wir uns gewiß nicht zurückwünschen, anderseits eine ernst-moralische Grazie des Dichters gewahr." —

Anmerkungen über das Epigramm. 1771.

Im ersten Teile seiner „Vermischten Schriften" stellte Lessing 1771 seine Epigramme mit einer Abhandlung über das Epigramm zusammen. Nach einer scharfsinnigen Prüfung der Ansichten seiner Vorläufer erörtert er den Zusammenhang zwischen der „Aufschrift" und dem „Sinngedichte" und kommt zu dem Ergebnis, daß das wahre Epigramm nicht allein der Aufschrift, sondern der Aufschrift und dem Denkmal zugleich entspricht: es besteht aus zwei Teilen, dessen erster gleich dem Denkmale Neugierde erregt, dessen zweiter die Erwartung befriedigt. Herder ergänzte in seinen „Anmerkungen über die Anthologie der Griechen, besonders über das griechische Epigramm" die Auffassung Lessings dahin, daß viele der schönsten Epigramme in der griechischen Anthologie einfache Aufschriften oder kleine Bilder seien. Gegen Lessings Ansicht richtet er das freundliche Epigramm:

„Der edle deutsche Mann,
Der Wahrheit lieb gewann,
Daß sie ihm, jeglicher Gestalt,
Neu oder alt,
Verachtet oder häßlich gar,
Gleichgültig nimmer war,
Wer? Lessing ist der Mann!"

Im Laufe seiner Darlegung gelangt Lessing zu einer Verherrlichung des Martial, die als Rettung in manchen Richtungen das Ziel überschreitet.

Bei mancher Einseitigkeit zeichnet sich diese Abhandlung durch „Schärfe, Bestimmtheit, Geschmack und umfassende Kenntnis" aus, und die ganze Litteratur jener Zeit hatte, wie H. Düntzer bemerkt: „nichts Geistreicheres und Tieferes aufzuweisen als diese Anmerkungen, die nur hinter anderen Arbeiten von Lessing selbst zurückstanden."

Anmerkungen über den Aesopus.

Dieses Fragment wurde 1790 von Eschenburg in den Zusätzen zu Lessings „Kollektaneen" veröffentlicht. Es besteht aus kritischen Bemerkungen zu manchen Aesopischen Fabeln. Zu Fabel CLVIII bemerkt Eschenburg: „Lessing hat in diesen Anmerkungen verschiedene seiner Nachahmungen oder Umänderungen Aesopischer Fabeln zuerst

entworfen. Die obige („Nachahmung") ist indes die einzige nachgedruckte, die er vermutlich, weil sie keine Handlung hat und mehr Gespräch als Fabel ist, in die Sammlung seiner gedruckten Fabeln nicht gleich den übrigen mit aufnahm. Bei diesen letzteren machte mir indes die Wahrnehmung seiner kritischen Sorgfalt in mehreren durchstrichenen und verbesserten Stellen kein geringes Vergnügen."

Ueber den Phäder.

Diese Notizen veröffentlichte Karl Lessing im zweiten Bande der Vermischten Schriften seines Bruders. Das Manuskript, ein Heft von drei Oktavbogen, befindet sich jetzt unter den Breslauer Papieren. Die Kritik der Fabeln zeigt eine seltene Vielseitigkeit in ästhetischer und litterarischer Beziehung.

Zwölf Fragmente zu einer Geschichte der Aesopischen Fabel.

Diese fragmentarische Disposition beweist — abgesehen von unwesentlichen Fehlern — die Gründlichkeit, mit der Lessing litteraturgeschichtliche Aufgaben ins Auge faßte. Der erste Teil des Manuskriptes befindet sich in der K. Bibliothek zu Berlin, die folgenden unter den Breslauer Papieren.

Die Idyllen Theokrits, Moschus' und Bions.

Diese Kritik von Lieberkühns Uebersetzung des Theokrit erschien 1757 in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste". Nur in manchen Aeußerlichkeiten erinnert sie an das „Vademecum", in der Hauptsache fehlt ihr das affektvolle Interesse am Gegenstande. Lieberkühn hatte früher „Lieder eines Offiziers" herausgegeben, die Lessing im Gegensatz zu den „Liedern eines Grenadiers" von Gleim geringschätzig behandelte. Als Lieberkühn sich durch einen „satirischen Brief" zu rächen versucht hatte, antwortete Lessing mit seiner Kritik der Theokrit-Uebersetzung, an der er die Stümperhaftigkeit der Lieberkühnschen Leistungen nachwies. Als Nicolai die Rezension zu „boshaft" fand, erwiderte Lessing am 21. Januar 1758: „In Ansehung der alten Schriftsteller bin ich ein wahrer irrender Ritter; die Galle läuft mir gleich über, wenn ich sehe, daß man sie so jämmerlich mißhandelt!" Nicolai erklärte darnach seinen Vorwurf für Scherz und bemerkte: „Dieser Lieberkühn, ein junger Mann, aus Potsdam gebürtig, Feldprediger unter dem Prinz Heinrichschen Regimente, war damals ein allezeit fertiger Poet und Uebersetzer. Er hatte sogar des Herrn v. Bar „Epîtres diverses" in Verse übersetzt. Diese Uebersetzung ist von lächerlich sinnlosen Fehlern so voll, daß Lieberkühn einige deutsche Stellen

derselben, deren Sinn er jemand anzeigen sollte, selbst nicht zu erklären wußte. In seiner Entschuldigung sagte er: ‚Meine Maxime ist: wenn ich eine Stelle nicht verstehe, so übersetze ich sie wörtlich!'"

Ankündigung von Reiskes Demosthenes. 1770.

In der „Kaiserlich-privil. Hamburgischen Neuen Zeitung" vom 13. Februar 1770 erschien Lessings kurze Empfehlung von Reiskes Demosthenes. Der angesehene Philologe Reiske hatte eine kritische Ausgabe des Demosthenes in Aussicht gestellt. Das Interesse des Publikums an dem Unternehmen war gering. Um der tüchtigen Arbeit einen Erfolg zu sichern, schlug man von befreundeter Seite die Beifügung der lateinischen Uebersetzung von Wolf vor. So sehr den verdienstvollen Gelehrten dieses Ansinnen verletzen mochte, so mußte er doch darauf eingehen, um seinem Werke zahlreiche Käufer zu sichern.

Paulus Silentiarius und die Pythischen Bäder. 1773.

Dieser wie die drei folgenden Aufsätze erschienen in den Beiträgen „Zur Geschichte und Litteratur". Die ersten drei behandeln die einem Codex des Libanius aus den Gudischen Manuskripten angefügten Auszüge aus griechischen Autoren. Die Abfassung der ersten beiden Arbeiten fällt in den Sommer und Herbst 1772. Ob der Nachweis richtig ist, daß das Gedicht auf die Thermen von Paulus, dem Geheimschreiber Justinians, verfaßt worden ist, läßt sich nicht bestimmen. Lessings Verhandlungen mit Reiske über den Wert des Manuskriptes haben zu keinem Ergebnis für ersteren geführt.

Vermeinte Anekdota des Antoninus. 1773.

Bandini hatte in seinem Kataloge kleine Erzählungen aus Aelians Buche von der Natur der Tiere für unbekannte Fragmente von Antoninus' Selbstbetrachtungen ausgegeben. Reiske schreibt in Uebereinstimmung mit der drastischen Abfertigung der leichtfertigen Vermutung Bandinis an Lessing: „Den Pinsel von Florenz haben Sie vortrefflich abgeputzt."

Zur griechischen Anthologie. 1773.

Am 22. Januar 1773 berichtet Lessing an Reiske, er habe in dem Codex des Libanius vermittelst des Reiskeschen Verzeichnisses über die Anthologie noch fünf ungedruckte Stücke gefunden, die er im zweiten Beitrage herausgeben wolle: ein arithmetisches Problem in vier Rätseln. Reiske wies ihn auf Bachet, der indessen die arithmetische Aufgabe nicht hatte, noch weniger die Rätsel haben konnte.

Ergänzungen des Julius Firmicus. 1774.

Lessing überschätzt die gelehrten Arbeiten, die in dieser Mitteilung das astrologische Werk des Julius Firmicus Maternus ergänzen, so wenig, daß er dieselben weder nach ihrem Nutzen, noch nach ihrer Unentbehrlichkeit beurteilt wissen will: „was die Welt einmal hat, muß sie so ganz als möglich, so ganz, als es ihr vom Anfange bestimmt worden, haben."

Anmerkungen über alte Schriftsteller.

Diese Abteilung umfaßt mit den Schlußnotizen

Vermischte Anmerkungen

den philologischen Nachlaß Lessings, den Fülleborn herausgegeben hat. Auch in diesen fragmentarischen Bemerkungen treten die Vorzüge des Lessingschen Geistes scharf hervor.

Romulus und Rimicius.

Diese Abhandlung erschien 1773 in den Beiträgen „Zur Geschichte und Litteratur". Sie knüpft wie die folgende an die Phädrus-Forschungen Christs an, für die sich Lessing schon als Student interessiert hatte. Christs Annahme, die Phädrischen Fabeln seien ein Werk des Perottus, ist durch Auffindung der Handschrift von Pithou widerlegt.

Ueber den Anonymus des Nevelet.

Diese Arbeit erschien 1781 in den Beiträgen „Zur Geschichte und Litteratur". Trotz ihres fragmentarischen Charakters gibt sie doch über ein dunkles Gebiet scharfsinnigen Aufschluß. Eschenburg, der sie herausgegeben hat, sagt: „So viel bleibt nun wohl ausgemacht, daß dieser Anonymus des Nevelet nichts anderes als ein versificierter Romulus ist, und daß hauptsächlich wegen dieser Aehnlichkeit und Verwandtschaft ihrer Fabeln, wegen ihrer gleichartigen Folge auf einander und wegen ihres gemeinschaftlichen Abdrucks für die Schulen beide oft für eine Person gehalten, beide Romulus oder Romulius genannt sind."

Hugo Göring.

Kleinere philologische Abhandlungen.

Ein

VADE MECUM

für den

Hrn. Sam. Gotth. Lange,

Pastor in Laublingen,

in

diesem Taschenformate ausgefertiget

von

Gotth. Ephr. Lessing.

Berlin 1754.

Mein Herr Pastor,

Ich weiß nicht, ob ich es nötig habe, mich viel zu entschuldigen, daß ich mich mit meiner Gegenantwort ohne Umschweif an Sie selbst wende. Zwar sollte ich nach Maßgebung Ihrer Politik einem dritten damit beschwerlich fallen; wenigstens demjenigen Unbekannten, dem es gefallen hat, meine Kritik über Ihren verdeutschten Horaz in dem Hamburgischen Korrespondenten bekannter zu machen. Allein ich bin nun einmal so; was ich den Leuten zu sagen habe, sage ich ihnen unter die Augen, und wann sie auch darüber bersten müßten. Diese Gewohnheit, hat man mich versichert, soll so unrecht nicht sein; ich will sie daher auch jetzt beibehalten.

Um Ihnen, mein Herr Pastor, gleich anfangs ein vorläufiges Kompliment zu machen, muß ich Ihnen gestehen, daß es mir von Herzen leid ist, Ihrer in dem zweiten Teile meiner Schriften erwähnt zu haben. Zu meiner Entschuldigung muß ich Ihnen sagen, was mich dazu bewog. Sie standen und stehen noch in dem Rufe eines großen Dichters, und zwar eines solchen, dem es am ersten unter uns gelungen sei, den öden Weg jenes alten Unsterblichen, des Horaz, zu finden und ihn glücklich genug zu betreten. Da Sie also eine Uebersetzung ihres Urbildes versprochen hatten, so vermutete man mit Recht von Ihnen ein Muster, wie man den ganzen Geist dieses Odendichters in unsre Sprache einweben könne. Man

hoffte, Sie würden mit einer recht tiefen, kritischen Kenntnis seiner Sprache einen untrieglichen Geschmack und eine glücklich kühne Stärke des deutschen Ausdrucks verbinden. Ihre Uebersetzung erschien, und ich sage es noch einmal, daß ich sie in der Versicherung, unüberschwängliche Schönheiten zu finden, in die Hand genommen habe. Wie schändlich aber ward ich betrogen! Ich wußte vor Verdruß nicht, auf wen ich erzürnter sein sollte, ob auf Sie oder auf mich: auf Sie, daß Sie meine Erwartung so getäuscht hatten; oder auf mich, daß ich mir so viel von Ihnen versprochen hatte. Ich klagte in mehr als einem Briefe an meine Freunde darüber, und zum Unglücke behielt ich von einem, den ich ausdrücklich deswegen schrieb, die Abschrift. Diese fiel mir bei Herausgebung des zweiten Teils meiner Schriften wieder in die Hände, und nach einer kleinen Ueberlegung beschloß ich, Gebrauch davon zu machen. Noch bis jetzt, dachte ich bei mir selbst, hat niemand das Publikum für diese Mißgeburt gewarnet; man hat sie sogar angepriesen. Wer weiß, in wie viel Händen angehender Leser des Horaz sie schon ist; wer weiß, wie viele derselben sie schon betrogen hat? Soll Herr Lange glauben, daß er eine solche Quelle des Geschmacks mit seinem Kote verunreinigen dürfe, ohne daß andre, welche so gut als er daraus schöpfen wollen, darüber murren? Will niemand mit der Sprache heraus? — — — Und kurz, mein Brief ward gedruckt. Bald darauf ward er in einem öffentlichen Blatte wieder abgedruckt; Sie bekommen ihn da zu lesen; Sie erzürnen sich; Sie wollen darauf antworten; Sie setzen sich und schreiben ein paar Bogen voll; aber ein paar Bogen, die so viel erbärmliches Zeug enthalten, daß ich mich wahrhaftig von Grund des Herzens schäme, auf einen so elenden Gegner gestoßen zu sein.

Daß Sie dieses sind, will ich Ihnen, mein Herr Pastor, in dem ersten Teile meines Briefes erweisen. Der zweite Teil aber soll Ihnen darthun, daß Sie noch außer Ihrer Unwissenheit eine sehr nichtswürdige Art zu denken verraten haben und, mit einem Worte, daß Sie ein Verleumder sind. Den ersten Teil will ich wieder in zwei kleine absondern: anfangs will ich zeigen, daß Sie die von mir getadelten Stellen nicht gerettet haben und daß sie nicht zu retten sind; zweitens werde ich mir das Vergnügen machen, Ihnen mit einer Anzahl neuer Fehler aufzuwarten. — — Verzeihen Sie mir, daß ich in einem Briefe so ordentlich sein muß!

Ein Glas frisches Brunnenwasser, die Wallung Ihres kochenden Geblüts ein wenig niederzuschlagen, wird Ihnen sehr dienlich sein, ehe wir zur ersten Unterabteilung schreiten. Noch eines, Herr Pastor! — — Nun lassen Sie uns anfangen!

1. B. Od. 1.

Sublimi feriam sidera vertice.

Ich habe getadelt, daß *vertex* hier durch Nacken ist übersetzt worden. Es ist mit Fleiß geschehen, antworten Sie. So? Und

also haben Sie mit Fleiß etwas Abgeschmacktes gesagt? Doch lassen Sie uns Ihre Gründe betrachten. Erstlich entschuldigen Sie sich damit: Dacier habe auch gewußt, was *vertex* heiße, und habe es gleichwohl durch Stirne übersetzt. — Ist denn aber Stirn und Nacken einerlei? Dacier verschönert einigermaßen das Bild; Sie aber verhunzen es. Oder glauben Sie im Ernst, daß man mit dem Nacken in der Höhe an etwas anstoßen kann, ohne ihn vorher gebrochen zu haben? Dacier über dieses mußte Stirne setzen, und wissen Sie, warum? Ja, wenn es nicht schiene, als ob Sie von dem Französischen eben so wenig verstünden als von dem Lateinischen, so traute ich es Ihnen zu. Lernen Sie also, Herr Pastor, was Ihnen in Laublingen freilich niemand lehren kann, daß die französische Sprache kein eignes Wort hat, der Lateiner *vertex* oder unser Scheitel auszudrücken. Wenn sie es ja ausdrücken will, so muß sie sagen: sommet de la tête. Wie aber würde dieses geklungen haben, wenn es Dacier in einer nachdrücklichen Uebersetzung eines Dichters hätte brauchen wollen? Daß meine Anmerkung ihren Grund habe, können Sie schon daraus sehen, weil er nicht einmal in der wörtlichen Uebersetzung, die er bei abweichenden Stellen unter den Text zu setzen gewohnt ist, das sommet de la tête hat brauchen können, sondern bloß und allein sagen muß: de ma tête glorieuse je frapperai les astres. Sind Sie nun in gleichem Falle? Ist Nacken etwa kürzer oder nachdrücklicher oder edler als Scheitel? — — Lassen Sie uns Ihre zweite Ursache ansehen. Ich habe, sagen Sie, mehr nach dem Verstande als nach den Worten übersetzt, — — (in der Vorrede sagen Sie gleich das Gegenteil) — — und habe meinem Horaze auf das genauste nachfolgen wollen. Sie setzen sehr witzig hinzu: ich sollte mir ihn nicht als ein Cartesianisches Teufelchen vorstellen, welches im Glase schnell aufwärts fährt, oben anstößt und die Beine gerade herunterhangen läßt. Wen machen Sie denn damit lächerlich, Herr Pastor? Mich nicht. Wenn Horaz nicht sagen will: Dann werde ich für stolzer Freude auffahren und mit erhabnem Scheitel an die Sterne stoßen, was sagt er denn? Wir sprechen in gemeinem Leben: für Freuden mit dem Kopfe wider die Decke springen. Veredeln Sie diesen Ausdruck, so werden Sie den Horazischen haben. Eine proverbialische Hyperbel haben alle Ausleger darinne erkannt, und Dacier selbst führt die Stelle des Theokritus:

Ἐς οὐρανὸν ἄμμιν ἁλεῦμαι

als eine ähnliche an. Hat sich dieser nun auch den Horaz als ein Glasmännchen vorgestellt? Doch Sie finden ganz etwas anders in den streitigen Worten und sehen hier den Dichter, wie er an dem Sternenhimmel schwebet und herabschauet. — — O, daß er doch auf Sie herabschauen und sich wegen seiner Schönheiten mit Ihnen in ein Verständnis einlassen möchte! — — Ich soll mir ihn nicht als ein Cartesianisches Teufelchen einbilden, und Sie,

Herr Pastor, — Sie machen ihn zu einem Diebe am Galgen oder wenigstens zu einem armen Terminusbilde, welches mit dem Nacken ein Gebälke tragen muß. Ich sage mit Bedacht tragen, weil ich jetzo gleich auf einen Verdacht komme, der nicht unwahrscheinlich ist. Hui, daß Sie denken *feriam* heiße: ich will tragen; weil Sie sich erinnern, von feram einmal ein Gleiches gehört zu haben? Wenn das nicht ist, so können Sie unmöglich anders als im hitzigen Fieber auf den Nacken gekommen sein.

1. B. Od. 2.

Galeaeque leves.

Sie sind ein possierlicher Mann, mein Herr Gegner! Und also glauben Sie es noch nicht, daß levis, wenn die erste Silbe lang ist, allezeit glatt oder blank heißt? Und also meinen Sie wirklich, daß es bloß auf meinen Befehl so heißen solle? Wahrhaftig, Sie sind listig! Die Gebote der Grammatik zu meinen Geboten zu machen, damit Sie ihnen nicht folgen dürfen! Ein Streich, den ich bewundere! Doch, Scherz beiseite; haben Sie denn niemals gehört, wie lēvis nach der Meinung großer Stilisten eigentlich solle geschrieben werden? Haben Sie nie gehört, daß alle Diphthonge lang sind? Ich vermute, daß in Laublingen ein Schulmeister sein wird, welcher auch ein Wort Latein zu verstehen denkt. Erkundigen Sie sich bei diesem, wenn ich Ihnen raten darf. Sollte er aber eben so unwissend sein als Sie, so will ich kommen und die Bauern aufhetzen, daß sie ihm Knall und Fall die Schippe geben. Ich weiß auch schon, wen ich Ihnen zum neuen Schulmeister vorschlagen will. Mich. Ihr Votum, Herr Pastor, habe ich schon. Nicht? Alsdann wollen wir wieder gute Freunde werden und gemeinschaftlich Ihre Uebersetzung rechtschaffen durchackern. Vorderhand aber können Sie, auf meine Gefahr, die leichten Helme immer in blanke verwandeln; denn was Ihre Ausflucht anbelangt, von der weiß ich nicht, wie ich bitter genug darüber spotten soll. — Horaz, sagen Sie, kehrt sich zuweilen nicht an das Silbenmaß, so wenig als an die Schönheit der Wortfügung. — — Kann man sich etwas Seltsameres träumen lassen? Horaz muß Schnitzer machen, damit der Herr Pastor in Laublingen keine möge gemacht haben. Doch stille! es steht ein Beweis dabei. In der 19. Ode des zweiten Buchs soll Horaz noch einmal die erste Silbe in levis lang gebraucht haben, ob es schon daselbst offenbar leicht heiße:

Disjecta non levi ruina.

— — Allein, wenn ich bitten darf, lassen Sie den Staub weg, den Sie uns in die Augen streuen wollen. Schämen Sie sich nicht, eine fehlerhafte Lesart sich zu Nutze zu machen? Es ist wahr, wie Sie den Vers anführen, würde ich beinahe nicht wissen, was ich antworten sollte. Zum guten Glücke aber kann ich unsern Lesern sagen, daß die besten Kunstrichter für *levi* hier leni lesen und daß

man ihnen notwendig beifallen muß. Ich berufe mich deswegen von Herr Langen dem Uebersetzer auf Herr Langen den Dichter. Dieser soll mir sagen, ob nicht *non levis ruina*, ein nicht leichter Fall, für den Horaz ein sehr gemeiner Ausdruck sein würde? Und ob das Beiwort *non lenis*, ein nicht sanfter, ihm nicht weit anständiger sei? Sie setzen mir die besten Handschriften entgegen. Welche haben Sie denn gesehen, mein Herr Pastor? War keine von denen darunter, von welchen Lambinus ausdrücklich sagt, *leni* habent aliquot libri manuscripti? Und wissen Sie denn nicht, daß auch in den allerbesten die Verwechslung des n in u, und umgekehrt, nicht selten ist? Ueberlegen Sie dieses, vielleicht sagen Sie endlich auch hier: Als ich recht genau zusahe, so fand ich, daß ich Unrecht hatte.

— — — Ich hatte hier die Feder schon abgesetzt, als ich mich besann, daß ich zum Ueberflusse Ihnen auch Autoritäten entgegensetzen müsse. Bei einem Manne wie Sie pflegen diese immer am besten anzuschlagen. Hier haben Sie also einige, die mir nachzusehen die wenigste Mühe gekostet haben. Lambinus schreibt laeves. Mancinellus erklärt dieses Wort durch splendentes, Landinus durch politae und setzt mit ausdrücklichen Worten hinzu: leve cum prima syllaba correpta sine pondere significat: sin autem prima syllaba producta profertur significat *politum*. Beruht dieser Unterschied nun noch bloß auf meinem Befehle? Hermannus Figulus umschreibt die streitige Stelle also: qui horrendo militum concurrentium fremitu et formidabili armorum strepitu ac *fulgore* delectatur. Lassen Sie uns noch sehen, wie es Dacier übersetzt; er, der so oft Ihr Schild und Schutz sein muß: qui n'aimés à voir que l'éclat de casques. In der Anmerkung leitet er levis von λεῖος her und erklärt es durch polies und luisantes. Habe ich nun noch nicht Recht? O zischt den Starrkopf aus!

1. B. Od. 11.

Vina liques.

Zerlaß den Wein. Ich habe diesen Ausdruck getadelt, und mein Tadel besteht noch. Mein ganzer Fehler ist, daß ich mich zu kurz ausgedrückt und Sie, mein Herr Lange, für scharfsichtiger gehalten habe, als Sie sind. Sie bitten mich, die Rute wegzulegen. Vielleicht, weil Sie zum voraus sehen, daß Sie sie hier am meisten verdienen würden. Ihre Antwort beruht auf vier Punkten; und bei allen vieren werde ich sie nötig haben. Man wird es sehen.

1. Sie sagen, liquare heiße zerlassen und zerschmelzen; beides aber sei nicht einerlei. Beides aber, sage ich, ist einerlei, weil beides in dem Hauptbegriffe flüssig machen liegt. Ein Fehler also! Der andere Fehler ist eine Bosheit, weil Sie wider alle Wahrscheinlichkeit meine Kritik so aufgenommen haben, als ob ich verlangte, daß Sie vinum liquare durch den Wein schmelzen

hätte geben sollen. Sie fragen mich, ob es in den Worten des Plinius alvum liquare auch schmelzen heiße? Ich aber thue die Gegenfrage: Heißt es denn zerlassen? Die Hauptbedeutung ist flüssig und folglich auch klar machen; wie ich schon gesagt habe.

2. Nun wollen Sie, Herr Pastor, gar Scholiasten anführen, und zwar mit einem so frostigen Scherze, daß ich beinahe das kalte Fieber darüber bekommen hätte. Den ersten Scholiasten nennen Sie Acris. Acris? Die Rute her! Die Rute her! Er heißt Acron, kleiner Knabe! Laß doch du die Scholiasten zufrieden! — — Den andern nennen Sie, Herr Pastor, Landin. Landin? Da haben wir's! Merkt's, ihr Quintaner, indem ich es dem Herrn Lange sage, daß man keinen Kommentator aus dem 15ten Jahrhunderte einen Scholiasten nennen kann. Es wär' eben so abgeschmackt, als wenn ich den Joachim Lange zu einem Kirchenvater machen wollte.

3. Ich weiß es, Herr Pastor, daß bei liquefacere in dem Wörterbuche zerlassen steht. Es ist aber hier von liquare und nicht liquefacere die Rede. Doch, wenn Sie es auch bei jenem gefunden haben, so merken Sie sich, daß nur unverständige Anfänger ohne Unterscheid nach dem Wörterbuche übersetzen. Bei vertex hätten Sie dieses thun sollen und nicht hier, hier, wo es, wenn Sie anders Deutsch reden wollten, durchaus nicht anging.

4. Gut; Sanadon soll Recht haben; vinum liquare soll den Wein filtrieren oder ihn durchseigen heißen, obgleich noch etwas mehr dazu gehört. Ich weiß es, daß es dieses heißt, zwar nicht aus dem Sanadon, sondern aus dem Columella und Plinius, von welchem letztern Sie, mein Herr Lange, nichts mehr zu wissen scheinen, als was alvum liquare heißt. Eine Belesenheit, die einen Apothekerjungen neidisch machen mag! — — Doch worauf ging denn nun meine Kritik? Darauf, daß kein Deutscher bei dem Worte zerlassen auf eine Art von Filtrieren denken wird und daß ein jeder, dem ich sage, ich habe den Wein zerlassen, glauben muß, er sei vorher gefroren gewesen. Haben Sie dieses auch gemeint, Herr Pastor? Beinahe wollte ich das juramentum credulitatis darauf ablegen! Denn was Sie verdächtig macht, ist dieses, daß die Ode, in welcher die streitige Stelle vorkommt, augenscheinlich zur Winterszeit muß sein gemacht worden. Diesen Umstand haben Sie in Gedanken gehabt und vielleicht geglaubt, daß Italien an Lappland grenzt, wo wohl gar der Branntewein gefriert. — — In der Geographie sind Sie ohnedem gut bewandert, wie wir unten sehen werden. — — Sie lassen also den Horaz der Leukonoë befehlen, ein Stück aus dem Fasse auszuhauen und es an dem Feuer wieder flüssig zu machen. So habe ich mir Ihren Irrtum gleich anfangs vorgestellt, und in der Eil' wollte mir keine andre Stelle aus einem Alten als aus dem Martial beifallen, die Sie ein wenig aus dem Traume brächte. Was sagen Sie nun? Kann ich die Rute weglegen? Oder werden Sie nicht vielmehr mit Ihrem Dichter beten müssen:

— — — neque
Per nostrum patimur scelus
Iracunda Jovem ponere fulmina.

Zwar, das möchte zu erhaben sein; beten Sie also nur lieber Ihr eignes Verschen:

O, wie verfolgt das Glück die Frommen!
Hier bin ich garstig weggekommen.

— — Bei Gelegenheit sagen Sie mir doch, auf welcher Seite Ihrer „Horazischen Oden" stehen diese Zeilen? Sie machen Ihnen Ehre!

2. B. Od. 1.

Gravesque principum amicitiae.

Was soll ich von Ihnen denken, Herr Pastor? Wenn ich Ihnen zeige, daß Sie der einzige weise Sterbliche sind, der hier unter *graves* etwas anders als schädlich verstehen will, was werden Sie alsdenn sagen? Lassen Sie uns von den französischen Uebersetzern anfangen: sie sind ohnedem, wie ich nunmehr wohl sehe, Ihr einziger Stecken und Stab gewesen. Ich habe aber deren nicht mehr als zwei bei der Hand, den Dacier und den Batteux. Jener sagt: vous nous découvrés le secret des funestes ligues des Princes; dieser sagt fast mit eben diesen Worten: les ligues funestes des Grands. — — Betrachten Sie nunmehr alte und neue Commentatores. Acron setzt für graves, perniciosas aut infidas; Mancinellus erklärt es durch noxias. Hermannus Figulus setzt zu dieser Stelle: puta societatem Crassi, Pompeji et Caesaris; qua orbis imperium occuparunt, afflixerunt atque perdiderunt. Chabotius fügt hinzu: amicitiae Principum istorum fictae et simulatae erant, ideo et ipsis inter se et pop. Roman. *perniciosae* fuerunt. Rodellius endlich in seiner für den Dauphin gemachten Umschreibung gibt es durch perniciosas procerum coitiones — — Sagen Sie mir, ist es nun noch bloß Lessingisch? Sie erweisen einem jungen Critiko, wie Sie ihn zu nennen pflegen, allzu viel Ehre, die Erklärungen so verdienstvoller Männer nach ihm zu benennen. Lassen Sie sich noch von ihm sagen, daß Horaz hier ohne Zweifel auf einen Ausspruch des jüngern Cato zielet, nach welchem er behauptet: non ex inimicitiis Caesaris atque Pompeji, sed ex ipsorum et Crassi societate amica omnia Reipubl. profecta esse mala — — Ich bin des Aufschlagens müde; wann Sie aber mehr Zeit dazu haben als ich, so fordre ich Sie hiermit auf, mir denjenigen Ausleger zu nennen, welcher auf Ihrer Seite ist. Ihre Entschuldigung von der Bescheidenheit des Horaz ist eine Grille, weil der Dichter nicht das zweite, sondern das erste Triumvirat will verstanden wissen. Daß gravis eigentlich schwer heiße, brauche ich von Ihnen nicht zu lernen, und ich würde es sehr wohl zufrieden gewesen sein, wenn Sie schwer gesetzt hätten.

Allein Sie setzen wichtig, und das ist abgeschmackt. Bei schweren Bündnissen hätte man wenigstens noch so viel denken können, daß sie der Republik schwer gefallen wären; bei Ihrem Beiworte hingegen läßt sich ganz und gar nichts denken. Ueberhaupt muß Ihnen das *gravis* ein sehr unbekanntes Wort gewesen sein, weil Sie es an einem andern Orte gleichfalls falsch übersetzen. Ich meine die zweite Ode des ersten Buchs, wo Sie *graves Persae* durch harte Perser geben. Diese Uebersetzung ist ganz wider den Sprachgebrauch, nach welchem die Perser eher ein weichliches, als ein hartes Volk waren. In eben dieser Ode sagt Horaz *grave seculum Pyrrhae*, welches Sie ein klein wenig besser durch der Pyrrha betrübte Zeit ausdrücken. Was erhellet aber aus angeführten Orten deutlicher als dieses, daß es dem Dichter etwas sehr Gemeines sei, mit dem Worte *gravis* den Begriff schädlich, schrecklich, fürchterlich zu verbinden? Ohne Zweifel glauben Sie dem Dacier mehr als mir; hören Sie also, was er sagt, und schämen Sie sich auch hier Ihres Starrkopfs: il appelle les Perses *graves*, c'est à dire terribles, redoutables, à cause du mal qu'ils avoient fait aux Romains, comme il à déjà appelé le siècle de Pyrrha *grave* par la même raison. An einem andern Orte sagt eben dieser Ausleger, daß gravis so viel als horribilis wäre; ein Beiwort, welches Horaz den Medern, sowie jenes den Persern gibt.

2. B. Od. 4.

Cujus octavum trepidavit aetas
Claudere lustrum.

Hier weiß ich nicht, wo ich zuerst anfangen soll, Ihnen alle Ihre Ungereimtheiten vorzuzählen. Sie wollen mir beweisen, daß trepidare an mehr als einer Stelle zittern heiße, und verlangen von mir, ich solle Ihnen die Ausgabe des Cellarius angeben, in welcher eilen stehe. Sagen Sie mir, Herr Pastor, führen Sie sich hier nicht als einen tückischen Schulknaben auf? als einen Schulknaben, daß Sie verlangen, Ihnen aus dem Cellarius mehr zu beweisen, als darinne stehen kann; als einen tückischen, daß Sie meine Worte verdrehen, als ob ich gesagt hätte, daß trepidare überall eilen heiße. Sehen Sie doch meinen Brief nach: wie habe ich geschrieben? Trepidare, sind meine Worte, kann hier nicht zittern heißen; es heißt nichts als eilen. Verstehen Sie denn nicht, was ich mit dem hier sagen will? Ein Quintaner weiß es ja schon, wenn er dieses Wörtchen lateinisch durch h. l. ausgedrückt findet, daß eine nicht allzu gemeine Bedeutung damit angemerkt werde. Doch was predige ich Ihnen viel vor? Sie müssen mit der Nase darauf gestoßen sein. Nun wohl! Erst will ich Ihnen zeigen, daß trepidare gar oft, auch bei andern Schriftstellern, eilen heiße; und zum andern, daß es hier nichts anders heiße. Schlagen Sie also bei dem Virgil das neunte Buch der Aeneis nach; wie heißt der 114. Vers?

Ne trepidate meas, Teucri, defendere naves.

Was heißt es nun hier? Eilen. Haben Sie den Julius Cäsar gelesen? haben Sie nicht darinne gefunden, daß dieser trepidare und concursare mit einander verbindet? Was muß es da heißen? Eilen. Drei Zeugen sind unwidersprechlich. Schlagen Sie also noch in dem Livius nach, so werden Sie, wo ich nicht irre, in dem 23. Buche finden: cum in sua quisque ministeria discursu trepidat. Trepidare kann also eilen heißen und heißt auch nichts anders in der streitigen Stelle des Horaz. Alle Ausleger, so viel ich deren bei der Hand habe, sind auf meiner Seite. Acron erklärt es durch festinavit, Landinus durch properavit. Chabotius setzt hinzu: verbum est celeritatis; Lambinus fügt bei: usus est verbo ad significandum celerrimum aetatis nostrae cursum aptissimo. Noch einen kann ich anführen, den Jodocus Badius, welcher sich mit dem Scholiasten des Worts festinavit bedienet. Wollen Sie einen neuern Zeugen haben, so wird Ihnen vielleicht Dacier anstatt aller sein können. Sie scheinen seine Uebersetzung nur immer da gebraucht zu haben, wo sie zweifelhaft ist. Hätten Sie doch auch hier nachgesehen, so würden Sie gefunden haben, daß er es vollkommen nach meinem Sinne gibt: un homme dont l'âge s'est hâté d'accomplir le huitième lustre — — Hier könnte ich abbrechen, und meine Kritik wäre erwiesen genug, wenn ich nicht noch auf Ihre seltsame Entschuldigungen etwas antworten müßte. Ich hatte gesagt, es müsse deswegen hier eilen heißen, weil man in dem 40. Jahre schwerlich schon zittere. Hierauf aber antworten Sie ganz eifrig: „Was? ist das so etwas Seltsames, daß ein Trinker wie Horaz, der auch nicht keusch lebte, im 40. Jahre zittert?" — — Mit Ihrer Erlaubnis, Herr Pastor, das ist nicht Ihr Ernst. Oben lachte ich schon über Sie, daß Sie, sich zu entschuldigen, den Horaz zu einem Dichter machen, welcher sich weder um das Silbenmaß, noch um die Wortfügung bekümmert. Was soll ich nun hier thun, hier, wo Sie ihn, sich zu retten, gar zu einem Trunkenbolde und Hurer machen, welcher in seinem vierzigsten Jahre die Sünden seiner Jugend büßen muß? Wann Sie von dem guten Manne so schlecht denken, so ist es kein Wunder, daß er Sie mit seinem Geiste verlassen hat. Daß dieses wirklich müsse geschehen sein, zeigen Sie gleich einige Zeilen darauf, indem Sie auf eine recht kindische Art fragen: was denn das eilen hier sagen könne? ob Horaz schneller 40 Jahr alt geworden, als es von Rechts wegen hätte sein sollen? ob sein achtes Lustrum weniger Wochen gehabt als das siebente? Wahrhafte Fragen eines Mannes, bei dem die gesunde Vernunft Abschied nehmen will! Sind Sie, Herr Pastor, in der That noch eben der, welcher in seinen Horazischen Oden so vielen leblosen Dingen Geist und Leben gegeben, so manchem notwendigen Erfolge Vorsatz und Absicht zugeschrieben, so manchen Schein für das Wesen genommen, kurz, alle poetische Farben so glücklich angebracht hat? Wie kann Sie jetzt ein Ausdruck befremden,

der, wenn er auch uneigentlich ist, doch unmöglich gemeiner sein kann? Das Jahr eilt zu Ende, die Zeit eilt herbei, sind Redensarten, die der gemeinste Mann im Munde führet. Aber wohin verfällt man nicht, wenn man sich in den Tag hinein, ohne Ueberlegung verteidigen will! Die Rechthaberei bringt Sie sogar so weit, daß Sie sich selbst an einem andern Orte eines Fehlers beschuldigen, um Ihren Fehler nur hier gegen mich zu retten. Was ich tadle, muß recht sein, und was ich lobe, muß falsch sein. Ich hatte nämlich Ihre eigene Uebersetzung der Stelle:

Sed vides quanto trepidet tumultu
Pronus Orion,

wider Sie angeführt, wo Sie das trepidare schlechtweg durch eilen übersetzt haben. Allein Sie wollen lieber das Zittern weggelassen haben, als mir Recht geben. Pronus trepidat, sagen Sie, heißt: er eilt zitternd hinunter. Ich habe das Wort pronus — — (hier mag ich mich in acht nehmen, daß ich für Lachen nicht einen Klecks mache) — — durch eilen ausgedrückt, das Zittern habe ich weggelassen, weil ich zu schwach war, das schöne Bild vollkommen nachzumalen. Und also haben Sie in der That pronus durch eilen ausgedrückt? Ich denke, dieses heißt hier zum Untergange? Sagen Sie es nicht selbst?

Doch siehst du nicht, mit was vor Brausen Orion
Zum Untergange eilet.

Wahrhaftig, Sie müssen jetzt Ihre Augen nicht bei sich gehabt haben, oder Ihre Uebersetzung hat ein anderer gemacht. Sie wissen ja nicht einmal, was die Worte heißen, und wollen das durch eilen gegeben haben, was doch wirklich durch zum Untergange gegeben ist. — — Ich will nur weiter gehen, weil es lächerlich sein würde, über einen Gegner, der sich im Staube so herumwinden muß, zu jauchzen.

2. B. Od. 5.

Nondum munia comparis
Aequare (valet).

Dieses hatten Sie, mein Herr Pastor, durch: sie ist noch der Huld des Gatten nicht gewachsen übersetzt. Ich tadelte daran, teils daß Sie hier ganz an der unrechten Stelle allzu edle Worte gebraucht, teils daß Sie den Sinn verfehlt hätten. Auf das erste antworten Sie: Horaz brauche selbst edle Worte, welches auch Dacier erkannt habe. Allein verzeihen Sie mir, Horaz braucht nicht edle, sondern ehrbare Worte, und wenn Dacier sich erkläret: c'est un mot honnête, so kann nur einer, welcher gar kein Französisch kann, wie Sie, hinzusetzen: merk's, ein edel Wort! Merk's selber: honnête heißt nicht edel, sondern ehrbar. Ich

habe Ihnen nicht verwehren wollen, ehrbare Worte von Tieren zu brauchen, wohl aber edle. Jene haben schon Chabotius und andre in der Stelle des Horaz erkannt, ob dieser gleich hinzusetzt: non minus esse in his verbis translatis obscoenitatis, quam si res fuisset propriis enunciata, aut rigido pene, aut mutone etc. Diese aber finde ich nicht, weil Horaz ein viel zu guter Dichter war, als daß er nicht alle seine Ausdrücke nach der Metapher, in der er war, hätte abmessen sollen. Oder glauben Sie wirklich, daß munia und Huld von gleichem Werte sind? Ueberlegen Sie denn nicht, daß Huld ein Wort ist, welches von dem Höhern gegen den Niedrigern, ja gar von Gott gebraucht wird, das Unbegreifliche in seiner Liebe gegen den Menschen auszudrücken? Doch genug hiervon; lassen Sie uns meinen zweiten Tadel näher betrachten, welcher die Uebersetzung selbst angeht. Die ganze Strophe bei dem Horaz ist diese:

Nondum subacta ferre jugum valet
Cervice: nondum munia comparis
Aequare, nec tauri ruentis
In Venerem tolerare pondus.

Ich würde es ungefähr so ausdrücken: Noch taugt sie nicht, mit gebändigtem Nacken das Joch zu tragen; noch taugt sie nicht, die Dienste ihres Nebengespanns zu erwidern und die Last des zu ihrem Genusse sich auf sie stürzenden Stiers zu erhalten. Sie aber, der Sie noch den Nachdruck des Silbenmaßes voraus haben, lassen den Dichter sagen:

Sie kann noch nicht mit dem gebeugten Nacken
Das Joch ertragen, sie ist noch
Der Huld des Gatten nicht gewachsen,
Sie trägt noch nicht die Last des brünstigen Stieres.

Hier nun habe ich getadelt und tadle noch, daß Sie bei dem zweiten Gliede, nondum munia comparis aequare valet, ohne Not und zum Nachteile Ihres Originals von den Worten abgegangen sind. Ich sage: zum Nachteile, weil Horaz dadurch ein Schwätzer wird und Einerlei zweimal sagt. Der Huld des Gatten nicht gewachsen sein, und die Last des brünstigen Stiers nicht tragen können, sind hier Tautologieen, die man kaum einem Ovid vergeben würde. Sie fallen aber völlig weg, sowie ich den Sinn des Dichters ausdrücke, ob Sie gleich ganz ohne Ueberlegung vorgeben, daß ich alsdann das zweite Glied zu einer unnötigen Wiederholung des ersten mache. Da, das Joch noch nicht tragen können, ohne Zweifel weniger ist, als die Dienste des Nebengespanns noch nicht erwidern können, so steigen bei mir die Ideen, nach dem Geiste des Horaz, vollkommen schön. Muß man dieses noch einem Manne deutlich machen, der auf dem Lande in der Nachbarschaft solcher Gleichnisse lebt? Vergebens stellen Sie mir hier einige Ausleger entgegen, welche unter

munia die Beiwohnung verstehen. Diese Männer wollen weiter nichts sagen, als was es bei Anwendung der ganzen Metapher auf ein unreifes Mägdchen heißen könne. Sie fangen schon bei *jugum* an, die Einkleidungen wegzunehmen, und kein ander *jugum* darunter zu verstehen als das bei dem Plautus, wo Palinurus fragt: jamne ea fert jugum? und worauf Phädromus antwortet: pudica est neque dum cubitat cum viris. Wann Sie ihnen, Herr Pastor, dort gefolgt sind, warum auch nicht hier? Warum haben Sie nicht gleich gesagt: sie kann noch nicht besprungen werden? Es würde zu Ihrem: sie ist der Huld des Gatten noch nicht gewachsen, vollkommen gepaßt haben. — — Doch ich will mich hier nicht länger aufhalten; ich will bloß noch ein paar Zeugnisse für mich anführen und Sie laufen lassen. Erasmus sagt: Metaphora ducta a juvenca, cui nondum suppetunt vires ut in ducendo aratro pares operis vires sustineat. Cruquius setzt hinzu: quae nondum est jugalis, quae non aequo et pari labore concordiaque cum suo pari, id est marito, jugum et munia molestiasque tractat familiares. Lubinus erklärt die streitige Stelle: nondum munia, *onera et labores*, una cum compare suo *(cum quo jugo juncta incedit)* pari robore ferre et ex aequo praestare valet. Alle diese werden es auch gewußt haben, was man unter munia verstehen könne, wenn man es nach dem sensu nupto nehmen wolle; sie haben aber gesehen, daß man es hier nicht verstehen müsse, und dieses, Herr Pastor, hätten Sie auch sehen sollen.

2. B. Od. 12.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem.

Auch hier wollen Sie noch streiten? Ihr den Hals den heißen Küssen entziehen, soll also nicht das Gegenteil von dem sein, was Horaz sagen will? Ich bitte Sie, betrachten Sie doch die Stelle mit kaltem Blute, wann Sie es fähig sind, noch einmal.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem, aut facili saevitia negat
Quae poscente magis gaudeat eripi etc.

Finden Sie, der Sie sonst ein Mann von Geschmack sind, denn nicht, daß Horaz hier durch das aut einen kleinen Gegensatz macht? Jetzt, will er sagen, dreht sie den Hals schmachtend den heißen Küssen entgegen; jetzt versagt sie das mit verstellter Grausamkeit, was sie sich doch nur allzu gern rauben läßt. — — Doch Sie wollen keine Gründe annehmen; Sie wollen alles nur durch Zeugnisse berühmter Ausleger beigelegt wissen. Auch mit diesen könnte ich Sie überschütten, wenn mich die Mühe des Abschreibens nicht verdrösse. Ich muß Ihnen aber

sagen, daß sie alle auf meiner Seite sind, nur die zwei nicht, welche Sie anführen. Und wer sind die? Den einen nennen Sie Acrisius und den andern Porphyr. Was ist das für ein Mann, Acrisius? — — Endlich werde ich Erbarmung mit Ihnen haben müssen, Herr Pastor. Sie wollen abermals Acron sagen. Ich hätte Ihr obiges Acris gerne für einen Druckfehler gehalten, wann mir nicht diese noch falschere Wiederholung so gelinde zu sein verwehrte. Wissen Sie denn aber, mein lieber Herr Gegner, warum die beiden Scholiasten Acron und Porphyrio auf Ihrer und nicht auf meiner Seite sind? Deswegen, weil sie, wie es aus der Anmerkung des erstern offenbar erhellt, eine andre Lesart gehabt und anstatt detorquet ad oscula, detorquet ab osculis gefunden haben. Haben Sie denn auch diese Lesart? Sie haben sie nicht und sind ihr auch nicht gefolgt, weil Sie es sonst in Ihrer Antwort würden erinnert haben. Die Anmerkung, die Dacier zu dieser Stelle macht, ist sehr gründlich; und nur Ihnen scheinet sie nicht hinlänglich. Aber warum denn nicht? Etwa weil sie Ihnen widerspricht? Oder haben Sie sie nicht verstanden? Das kann sein, ich will also ein Werk der Barmherzigkeit thun und sie Ihnen übersetzen, weil sie ohnedem die beste Rechtfertigung meiner Kritik sein wird. „Es läßt sich," sagt er, „nichts Galanters und nichts besser Ausgedrücktes als diese vier Verse erdenken. Den ersten aber hat man nicht wohl verstanden, weil die Ausleger geglaubt, Horaz wolle sagen, daß Licinia ihren Mund den Küssen des Mäcenas entziehen wolle; allein sie haben nicht überlegt, daß er, wenn dieses wäre, notwendig hätte sagen müssen detorquet ab osculo und nicht ad osculum. Horaz sagt also, daß Mäcen von Liebe gleich stark entflammt sei, Licinia möge nun mit ihrem Munde seinen Küssen begegnen wollen oder auch auf eine nicht abschreckende Art seiner Liebe widerstehen. Detorquet cervicem ad oscula sagt man von einem Mägdchen, das, indem es thut, als ob es den Küssen ausweichen wolle, seinen Hals so zu wenden weiß, daß ihr Mund mit dem Munde ihres Geliebten zusammenkömmt. Man wird gestehen, daß diese Erklärung gegenwärtiger Stelle eine ganz andre Wendung gibt." — — Ich bin hier mit dem Dacier vollkommen zufrieden, nur daß er mir ein wenig zu stolz thut, gleich als ob dieser Einfall bloß aus seinem Gehirne gekommen sei, da ihn doch alle gehabt haben und notwendig haben müssen, welche ab osculis lesen. Sogar der Paraphrast Lubinus sagt: dum roseam suam cervicem ad oscula tua, *ut tibi gratificetur, inclinat* et detorquet.

3. B. Od. 21.

Nun komm' ich auf einen Punkt, der Ihnen, Herr Pastor, Gelegenheit gegeben hat, eine wahrhafte Bettelgelehrsamkeit zu verraten. Ich habe in dieser Ode getadelt, daß Sie prisci Catonis durch Priscus Cato übersetzt haben. Ich habe dazu gesetzt, daß man sich diese Ungereimtheit kaum einbilden könne, und endlich die Frage

beigefügt, welcher von den Catonen Priscus geheißen habe. Erstlich also muß ich Ihnen zeigen, daß Sie, Ihrer Rechtfertigung ungeachtet, dennoch falsch übersetzt haben; und hernach muß ich selbst meine eigene Frage rechtfertigen. Doch ich will das letztere zuerst thun, weil ich alsdann etwas kürzer sein kann. Welcher von denen Catonen hat Priscus geheißen? Wider diese Frage führen Sie mir, grundgelehrter Herr Pastor, das Zeugnis des Dacier und des Mancinelli an, welche beide sagen, daß der ältere Cato Priscus geheißen habe. Ei! Dacier und Mancinelli! Mancinelli und Dacier! Sind das die Leute, mit welchen man etwas Streitiges aus den Altertümern beweiset? Keine bessern wissen Sie nicht? Wahrhafte Bettelgelehrsamkeit, um es noch einmal zu wiederholen! Wann ich nun behauptete, Dacier habe den Mancinelli ausgeschrieben, und Mancinelli rede ohne Beweis, was würden Sie wohl thun? Sie würden diese ihre Fontes noch einmal zu Rate ziehen; Sie würden sehen, ob sie keine andre Fontes anführen. Allein sie führen keine an; was nun zu thun? Das weiß Gott! Doch, Herr Pastor, ich will Sie in diese Verlegenheit nicht setzen. Was hätte ich davon, mit etwas zurückzuhalten, welches im geringsten nicht wider mich ist? Lernen Sie also von mir, was ich weder von dem Mancinelli noch dem Dacier habe lernen dürfen, daß diese Ihre beiden Helden ohne Zweifel auf eine Stelle des Plutarchs in dem Leben des ältern Cato zielen. Ἐκαλεῖτο δέ, heißt es auf meiner 336sten Seite der Wechelschen Ausgabe, τῷ τρίτῳ τῶν ὀνομάτων πρότερον οὐ Κάτων ἀλλὰ Πρίσκος, ὕστερον δὲ τὸν Κάτωνα τῆς δυνάμεως ἐπώνυμον ἔσχε. Ῥωμαῖοι γὰρ τὸν ἔμπειρον Κάτωνα ὀνομάζουσιν. Wann es Ihnen, mein lieber Herr Pastor, mit dem Griechischen etwa so gehet wie mit den algebraischen Aufgaben, die zu verstehen nach der 4ten Seite Ihres Schreibens es sehr viel kosten soll, so schlagen Sie die Uebersetzung des Herrn Kinds, die 520ste Seite des 3ten Teiles auf, wo Sie folgendes finden werden: „Im Anfange hieß sein dritter Name Priscus und nicht Cato, welchen man ihm wegen seiner Klugheit beilegte, weil die Römer einen klugen und erfahrnen Mann Cato hießen.“ — — Ei, mein Herr Lange! Mache ich Ihnen hier nicht eine entsetzliche Freude? Ich gebe Ihnen den Dolch selbst in die Hand, womit Sie mich ermorden sollen. Nicht? Ehe Sie aber zustoßen, bitte ich, so sehen Sie die griechische Stelle noch einmal an. Liegen folgende Sätze nicht deutlich darinnen? Der ältere Cato hat niemals mehr als drei Namen gehabt; er hieß Priscus, bis er anfing, Cato zu heißen; sobald er Cato hieß, verlor er den Namen Priscus; und nie hat er zusammen Priscus Cato geheißen, welches vier Namen ausmachen würde, die er nach dem Zeugnisse Plutarchs nie geführt hat. Wann ich also gefragt habe, welcher von den Catonen Priscus genennet worden, so hat nur Herr Pastor Lange, der seinen Gegner für so unwissend hält, als er selbst ist, glauben können, als ob ich so viel fragen wolle, welcher von den Catonen, ehe er Cato

geheißen, den Namen Priscus geführt habe. Was würde dieses zu der Stelle des Horaz helfen, wo nicht von einem Manne geredet wird, der zu verschiednen Zeiten erst Priscus und hernach Cato geheißen, sondern von einem, welcher beide Namen zugleich, wie Herr Lange will, geführet haben soll? Meine Frage scheinet durch die Auslassung eines einzigen Worts ein wenig unbestimmt geworden zu sein. Ich hätte nämlich, um auch den Verdrehungen keine Blöße zu geben, mich so ausdrücken sollen: Welcher von den Catonen hat denn Priscus Cato geheißen? Auf diese Frage nun ist unmöglich anders zu antworten als: keiner. Mancinelli und Dacier selbst unterscheiden die Zeiten und sagen nicht, daß er Priscus Cato zugleich geheißen habe. Sie begehen folglich einen Schnitzer, wann Sie nach Ihrer Art recht witzig sein wollen und im Tone der alten Weiber sagen: Es war einmal ein Mann, der hieß Priscus und bekam den Zunamen Cato. Nein, mein altes Mütterchen, das ist falsch; so muß es heißen: Es war einmal ein Mann, dessen Zuname Priscus durch einen andern Zunamen, Cato, verdrungen ward. — — Doch lassen Sie uns weiter gehen. — — Da es also historisch unrichtig ist, daß jemals ein Priscus Cato in der Welt gewesen ist, so könnte es, wird man mir einwenden, gleichwohl dem Dichter erlaubt sein, diese zwei Namen zusammenzubringen. Gut! und das ist der zweite Punkt, auf den ich antworten muß; ich muß nämlich zeigen, daß Horaz hier gar nicht willens gewesen ist, eine Probe seiner Kenntnis der Catonischen Familiengeschichte zu geben, und daß ein Herr Lange, der dieses glaubt, ihn gelehrter macht, als er sein will. Dieses zu thun, will ich, um mir bei Ihnen ein Ansehen zu machen, alte und neue Ausleger anführen und zugleich die Gründe untersuchen, welche Sie etwa mögen bewogen haben, so wie ich zu denken. Ueberhaupt muß ich Ihnen sagen, daß ich unter mehr als dreißig beträchtlichen Ausgaben keine einzige finde, die das priscus mit einem großen P schreibet, welches doch notwendig sein müßte, wenn ihre Besorger es für einen Zunamen angesehen hätten. Nennen Sie mir doch Wunders halber diejenige, die in diesem Punkte so etwas Besonders hat. Ihr eigner Text, welchem es sonst an dem Besondern, wenigstens in Ansehung der Fehler, nicht mangelt, hat die gemeine Schreibart beibehalten, so daß ich schon entschuldiget genug wäre, wann ich sagte, ich habe Sie beurteilt, so wie ich Sie gefunden. Denn weswegen läßt ein Uebersetzer sonst sein Original an die Seite drucken, wenn er es nicht deswegen thut, damit man sehen soll, was für einer Lesart, was für einer Interpunktion er gefolgt sei? Geschieht es nur darum, damit das Buch einige Bogen stärker werde? Umsonst sagen Sie: es sei mit Fleiß geschehen, und die Ursache gehöre nicht hierher. Sie gehört hierher, Herr Pastor, und nicht sie, sondern Ihr unzeitiges Siegesgeschrei hätten Sie weglassen sollen. — — Lassen Sie sich nun weiter lehren, daß alle Ausleger bei dieser Stelle sich in zwei Klassen abteilen. Die einen

verstehen den ältern Cato, den Sittenrichter, darunter; die andern den jüngern, welchen sein Tod berühmter als alles andre gemacht hat. Jene, worunter Acron, Badius, Glareanus, Lubinus und wie sie alle heißen, gehören, erklären das prisci durch antiquioris oder veteris und lassen sich es nicht in den Sinn kommen, das Vorgeben des Plutarchs hierher zu ziehen, ob es ihnen gleich ohne Zweifel so wenig unbekannt gewesen ist als mir. Diese, welche sich besonders darauf berufen, daß man den Sittenrichter wohl wegen der alleraußerordentlichsten Mäßigung gelobt, nirgends aber wegen des übermäßigen Trunks getadelt finde, da man hingegen von seinem Enkel an mehr als einem Orte lese, daß er ganze Nächte bei dem Weine gesessen und ganze Tage bei dem Brettspiele zugebracht habe: diese, sage ich, Lambinus, Chabotius ꝛc., verstehen unter priscus einen solchen, welcher seinen Sitten nach aus der alten Welt ist, und nehmen es für severus an. Einer von ihnen, Landinus, scheinet sogar eine andre Lesart gehabt und anstatt prisci prisca, welches alsdenn mit virtus zu verbinden wäre, gefunden zu haben. Er setzt hinzu: *prisca virtus*, quae talis fuit, qualis olim in priscis hominibus esse consuevit. Ich gestehe, daß mir diese Abweichung ungemein gefallen würde, wann sie nicht offenbar wider das Silbenmaß wäre. — — Doch, was suche ich Ihre Widerlegung so weit? Ihre zwei Währmänner, Mancinellus und Dacier, sind Ihnen ja selbst zuwider; und wenn es nicht jedem Leser in die Augen fällt, so kömmt es nur daher, weil Sie Ihre Zeugnisse minder vollständig angeführet haben. Ich will diesen kleinen Betrug entdecken. Bei dem Dacier hätten Sie nicht bloß einen Teil der Anmerkung, sondern auch die Uebersetzung selbst beifügen sollen. Doch das war Ihnen ungelegen, weil diese ausdrücklich für mich ist. Wann Dacier fest geglaubt hat, daß priscus den erstern Zunamen des Cato bedeute, so sagen Sie mir doch, warum gibt er es gleichwohl durch la vertu du *vieux* Caton? Scheint er dadurch nicht erkannt zu haben, daß seine Anmerkung, so gelehrt sie auch sei, dennoch nicht hierher gehöre? Was vollends den Mancinelli anbelangt, so hätten Sie nur noch einen Perioden mehr hinzusetzen dürfen, um sich lächerlich zu machen. Sagt er denn nicht ausdrücklich: poeta abusus est nomine, man muß den jüngern Cato und nicht den Sittenrichter verstehen? Oder meinen Sie etwa, daß der Widerpart des Cäsars auch Priscus einmal geheißen habe? Wenn Sie dem Mancinelli ein Faktum glauben, warum auch nicht das andere? — — Doch ich will mich nicht länger bei Zeugnissen der Ausleger aufhalten, sondern will nur noch durch den Parallelismum die wahre Bedeutung des priscus unwidersprechlich bestimmen. Ich finde zwei Stellen bei dem Horaz, von welchen ich mich wundre, daß sie kein einziger von den Auslegern, die ich habe zu Rate ziehen können, angeführet hat. Sie entscheiden alles. Die erste stehet in dem neunzehnten Briefe des ersten Buchs. Horaz versichert gleich anfangs den Mäcenas, daß

keine Gedichte lange leben könnten, welche von Wassertrinkern geschrieben würden; er macht diese Wahrheit zu einem Ausspruche des Kratinus und sagt:

Prisco si credis, Maecenas docte, Cratino.

Prisco Cratino. Ei, Herr Pastor, Sie sehen, es ist hier auch vom Weintrinken wie in unsrer streitigen Stelle die Rede; sollte wohl Kratinus auch einmal mit dem Zunamen Priscus geheißen haben? Schlagen Sie doch geschwind den Dacier oder Mancinelli nach! — — Die andre Stelle werden Sie in dem zweiten Briefe des zweiten Buchs finden, wo Horaz unter andern sagt, daß ein Dichter die alten nachdrücklichen Worte, um stark zu reden, wieder vorsuchen müsse:

Obscurata diu populo bonus eruet atque
Proferet in lucem speciosa vocabula rerum
Quae priscis memorata Catonibus atque Cethegis.

Hier haben Sie nun gar priscis Catonibus. Wenn in der Ode prisci der Zuname gewesen ist, warum soll er es nicht auch hier sein? Ohne Zweifel haben alle Catone, nicht der Sittenrichter allein, Priscus geheißen. Nicht, Herr Pastor? Den Dacier nachgesehen! hurtig! — — Als den letzten Keil will ich noch das Zeugnis eines noch lebenden Gelehrten anführen,

nostrum melioris utroque.

Es ist dieses der Herr Professor Gesner, welcher in der Vorrede zu seinen Scriptoribus rei rusticae das *priscus* ausdrücklich zu nichts als einem Horazischen Epitheto macht, ob ihm schon die Stelle des Plutarchs bekannt war, und ob er schon in andern alten Schriften gefunden hatte, daß man dieses Priscus mit unter die Namen des Cato setze. Er redet nämlich von dem Buche dieses alten Römers über den Ackerbau und nennt es, so wie wir es jetzt aufzuweisen haben, congeriem parum digestam *oraculorum*, quae Plinius vocat veri et *Prisci* Catonis, und setzt hinzu: Horatianum illud epitheton tribuunt illi etiam inter nomina libri antiqui; dieses aber ohne Zweifel auf keine andre Art, als ihn dadurch von dem jüngern Cato durch das Beiwort des ältern zu unterscheiden. — — Was meinen Sie nun? Haben Sie noch richtig übersetzt? Müssen Sie nun nicht gestehen, daß ich mit Grund getadelt habe? Werden Sie noch glauben, daß ich von Ihnen etwas lernen kann? Wenn Sie der Mann wären, so würde ich weiter gehen; ich würde Ihnen über die Stelle des Plutarchs selbst, ob sie mir gleich, wie Sie oben gesehen haben, nicht widerspricht, einige Zweifel machen; Zweifel, die mir nicht erst seit gestern und heute beigefallen sind. Doch, wahrhaftig, ich will sie hersetzen. Wann ich schon von Ihnen keine Erläuterung zu erwarten habe, so sind doch die Leute eben so rar nicht, welche mehr als ich und Sie kennen. Vielleicht lieset

uns einer von diesen und nimmt des Geschichtschreibers Partei gegen mich, welches mir sehr angenehm sein wird. Sie aber, Herr Pastor, überhüpfen Sie nur

Eine kleine Ausschweifung über obige Stelle des Plutarchs.

Der griechische Schriftsteller meldet uns in dem angeführten Zeugnisse dreierlei. Erstlich, daß Markus Porcius der erste aus seiner Familie gewesen sei, welcher den Zunamen Cato geführt; zweitens, daß er diesen Zunamen wegen seiner Klugheit bekommen; drittens, daß er vorher den Zunamen Priscus geführet habe. — — Nun will ich meine Anmerkungen nach Punkten ordnen.

I. So viel ist gewiß, daß Plutarch der genaueste Geschichtschreiber nicht ist. Seine Fehler zum Exempel in der Zeitrechnung sind sehr häufig. Alsdann aber kann man ihm am allerwenigsten trauen, wenn er Umstände anführt, welche eine genauere Kenntnis der lateinischen Sprache erfordern. Diese, wie bekannt ist, hat er nicht besessen. Er sagt in dem Leben des ältern Cato von sich selbst, daß er die Reden des Sittenrichters nicht beurteilen könne, und die Art, wie er die lateinische Sprache erlernt zu haben vorgibt, ist bekannt: aus griechischen Büchern nämlich, welche von der römischen Historie geschrieben. Grundes also genug, ihn allezeit für verdächtig zu halten, so oft er sich in die römische Philologie wagt, die er wenigstens aus keinem griechischen Geschichtschreiber hat lernen können.

II. Daß unser Sittenrichter der erste aus der Porciusischen Familie gewesen sei, welcher Cato geheißen habe, muß ich dem Plutarch deswegen glauben, weil man auch andre Zeugnisse dafür hat. Eines zwar von den vornehmsten, wo nicht gar das einzige, ich meine das Zeugnis des Plinius (B. 7, Kap. 27), ist sehr zweideutig. Er sagt Cato primus Portiae gentis. Kann dieses nicht eben so wohl heißen: Cato, welcher der erste war, der den Namen Porcius führte, als es nach der gemeinen Auslegung heißen soll: derjenige aus dem Porciusischen Geschlechte, welcher den Namen Cato bekam? Doch es mag das letzte heißen, so kann ich doch wenigstens

III. die Plutarchische Ableitung mit Grunde verdächtig machen. Er sagt Ῥωμαῖοι τὸν ἔμπειρον Κάτωνα ὀνομάζουσιν. Dieses ist offenbar falsch, und er hätte anstatt Κάτωνα notwendig Κάτον schreiben sollen, weil das Adjektivum der Lateiner nicht cato, sondern catus heißt. Sein lateinischer Uebersetzer Hermannus Cruserus scheint diesen Fehler gemerkt zu haben und gibt deswegen die angeführten Worte: Romani experientem catum vocant. Doch, wird man sagen, ungeachtet dieses Fehlers kann die Ableitung dennoch richtig sein; das Adjektivum mag catus heißen, vielleicht aber ist es in cato verwandelt worden, wann es die Römer als

einen Zunamen gebraucht haben. — — Allein auch dieses vielleicht ist ungegründet. Man sieht es an dem Beispiele des Aelius Sextus, welcher eben diesen Zunamen bekam und gleichwohl nicht Cato, sondern Catus genennet ward. Ein Vers, welchen Cicero in dem ersten Buche seiner Tusculanischen Streitunterredungen anführt und der ohne Zweifel von dem Ennius ist, soll es beweisen:

Egregie cordatus homo Catus Aeliu' Sextus.

Das Catus kann hier nicht als ein bloßes Beiwort anzusehen sein, weil cordatus das Beiwort ist und die lateinischen Dichter von Häufung der Beiwörter nichts halten. Es muß also ein Zuname sein, und wann es dieser ist, so sage man mir, warum ist er auch nicht hier in Cato verwandelt worden, oder warum hat nur bei dem Porcius das catus diese Veränderung erlitten? Wollte man sagen, jenes sei des Verses wegen geschehen, so würde man wenig sagen; oder vielmehr man würde gar nichts sagen, weil ich noch ein weit stärkeres Zeugnis für mich aufbringen kann. Das Zeugnis nämlich des Plinius, welcher (7. B., Kap. 31) mit ausdrücklichen Worten sagt: praestitere ceteros mortales sapientia, ob id Cati, Corculi apud Romanos cognominati. Warum sagt er, welcher den alten Cato bei aller Gelegenheit lobt, Cati und nicht Catones, wenn er geglaubt hätte, daß die letzte Benennung eben diese Abstammung habe?

IV. Ich will noch weiter gehen und es auch durch einen historischen Umstand höchst wahrscheinlich machen, daß er den Zunamen Cato nicht seines Verstandes und seiner Weisheit wegen bekommen habe. Ich berufe mich deswegen auf das, was Cicero De senectute anführt; er berichtet uns nämlich, daß Cato erst in seinem Alter den Zunamen Sapientis, des Weisen, erhalten habe. Nun sage man mir, wenn man hieran nicht zweifeln kann, ist es wohl wahrscheinlich, daß man ihm aus einer Ursache zwei Zunamen solle gegeben haben? daß man ihn schon in seiner Jugend den Klugen genennt, erst aber in seinem Alter für würdig erkannt habe, den Zunamen der Weise zu führen? Denn dieses ist aufs höchste der Unterscheid, welchen man zwischen catus und sapiens machen kann. Wenn mir jemand diesen Zweifel heben könnte, so wollte ich glauben, daß auch die andern zu heben wären. Die Ausflucht wenigstens, catus für acutus anzunehmen, so wie es Varro bei dem Aelius Sextus haben will, und zu sagen, unser Porcius sei in seiner Jugend acutus, das ist verschmitzt, und in seinem Alter erst weise genennet worden, wird sich hierher nicht schicken, weil das Verschmitzte ganz wider den Charakter des alten Sittenrichters ist, der in seinem ganzen Leben immer den geraden Weg nahm und mit der falschen Klugheit gerne nichts zu thun hatte.

V. Weil nun Plutarch in den obigen Stücken höchst verdächtig ist, so glaube ich nunmehr das Recht zu haben, über das Priscus

selbst eine Anmerkung zu machen. Da der ältere Cato von verschiednen Schriftstellern mehr als einmal Priscus genennt wird, teils um dadurch die Strenge seiner Sitten anzuzeigen, welche völlig nach dem Muster der alten Zeiten gewesen waren, teils ihn von dem jüngern Cato zu unterscheiden, da vielleicht dieses Beiwort auch in den gemeinen Reden, ihn zu bezeichnen, üblich war, sowie etwa in den ganz neuern Zeiten einer von den allertapfersten Feldherren beinahe von einem ganzen Lande der Alte, mit Zusetzung seines Landes, genennt ward; da, sage ich, diese Verwechselung eines Beiworts in einen Zunamen ungemein leicht ist: so urteile man einmal, ob sie nicht ein Mann, welcher die lateinische Sprache nur halb inne hatte, ein Plutarch, gar wohl könne gemacht haben. Ich glaube, meine Vermutung wird noch ein außerordentliches Gewichte mehr bekommen, wann ich zeige, daß ein Römer selbst, und sonst einer von den genauesten Geschichtschreibern, einen gleichen Fehler begangen habe. Ich sage also, daß sogar Livius das Wort priscus als einen Namen angenommen hat, wo es doch nichts als ein Unterscheidungswort ist; bei dem ersten Tarquinius nämlich, welcher bloß deswegen Priscus genennet ward, um ihn mit dem Superbo gleiches Namens nicht zu verwechseln. Festus bezeiget dieses mit ausdrücklichen Worten, wenn er unter Priscus sagt: Priscus Tarquinius est dictus, quia prius fuit quam superbus Tarquinius. Man schließe nunmehr von dem Livius auf den Plutarch. Wäre es unmöglich, daß ein Grieche da angestoßen hätte, wo ein Römer selbst anstößt?

Hier, mein Herr Pastor, können Sie wieder anfangen zu lesen. Haben Sie aber ja nichts überhüpft, so sollte es mir leid thun, wann durch diese Ausschweifung etwa Ihre Vermutung lächerlich würde, daß ich deswegen von dem Namen Priscus nichts gewußt habe, weil Bayle seiner nicht gedenket. Wer weiß zwar, was ich für eine Ausgabe dieses Wörterbuchs besitze? Wo es nur nicht gar eine ist, die ein prophetischer Geist mit den Schnitzern des Laublingschen Pastors vermehrt hat? — — Doch lassen Sie uns weiter rücken.

3. B. Od. 27.

Uxor invicti Jovis esse nescis.

O Herr Pastor, lehren Sie mich es doch nicht, daß diese Stelle eines doppelten Sinnes fähig ist! Als Sie vor neun Jahren den Horaz auf deutsch zu mißhandeln anfingen, wußte ich es schon, daß es heißen könne: Du weißt es nicht, daß du die Gattin des Jupiters bist, und: Du weißt dich nicht als die Gattin des Jupiters aufzuführen. Wenn ich nötig hätte, mit übeln Wendungen meine Kritik zu rechtfertigen, so dürfte ich nur sagen, daß Ihre Uebersetzung von diesem doppelten Sinne keinen, sondern einen dritten ausdrücke: Du weißt's nicht und bist des großen Jupiters Gattin. Kann dieses nicht ohne viele Verdrehung

heißen: Ob du schon des Jupiters Gattin bist, so weißt du dennoch dieses oder jenes nicht? Doch ich brauche diese Ausflucht nicht, und meinetwegen mögen Sie den ersten Sinn haben ausdrücken wollen. Sie haben doch noch schulknabenmäßig übersetzt. Denn was thut ein Schulknabe bei solchen Gelegenheiten? Er nimmt den ersten den besten Sinn, ohne sich viel zu bekümmern, welchen er eigentlich nehmen sollte. Er ist zufrieden, es sei nun auf die eine oder auf die andere Weise, den Wortverstand ausgedrückt zu haben. Dieses nun haben Sie auch gethan, atqui, ergo. Umsonst sagen Sie mit dem Dacier, Ihr Sinn sei dem Zusammenhange gemäßer. Ich sage: Nein, und jedermann wird es mit mir sagen, der das, was darauf folgt, überlegen will. Durch was hat Horaz das zweideutige

Uxor invicti Jovis esse nescis

gewisser bestimmen können als durch das gleich darauf folgende

Mitte singultus: bene ferre magnam
Disce fortunam?

Was ist deutlicher, als daß Horaz sagen will: Glaubst du, daß Seufzer und Thränen einer Gattin des Jupiters anstehen? Lerne dich doch in dein Glück finden! Lerne doch zu sein, was du bist! — — Ich will noch einen Beweis anführen, den sich ein Herr Lange freilich nicht vermuten wird, der aber nicht weniger schließend ist. Es ist unwidersprechlich, daß Horaz in dieser Ode das Idyllion des Moschus, „Europa", in mehr als einer Stelle vor Augen gehabt hat. Es ist also auch höchst wahrscheinlich, daß Horaz die Europa in den Umständen angenommen habe, in welchen sie Moschus vorstellt: Nun weiß sie es bei diesem, daß notwendig ein Gott unter dem sie tragenden Stiere verborgen sein müsse. Sie sagt:

Πῆ με φέρεις, θεόταυρε; — — —
— — — — — —
Ἠ ῥά τις ἐσσὶ θεός; — — — —
— — — — ἐέλπομαι εἰςοράασθαι
Τὸν δὲ κατιθύνοντα πλόον προκέλευθον ἐμεῖο.

Und der Stier spricht ausdrücklich zu ihr:

Θάρσει παρθενική — — —
Αὐτός τοι Ζεύς εἰμι, καὶ ἐγγύθεν εἴδομαι εἶναι
Ταῦρος.

Sollte ihr also Horaz nicht eben diese Wissenschaft gelassen haben? Notwendig, weil er sie erst alsdenn klagen läßt, nachdem ihr Jupiter unter einer bessern Gestalt den Gürtel gelöset hatte.

— — Ζεὺς δὲ πάλιν ἑτέρην ἀνελάζετο μορφήν,
Λῦσε δέ οἱ μίτρην — — —

Wußte sie es aber schon, daß Jupiter ihr Stier gewesen war, so wäre es wahrhaftig sehr abgeschmackt, wann ihr Cupido bei dem Horaz mit dem

Uxor invicti Jovis esse nescis

nicht mehr sagen wollte, als sie schon wußte, und wann seine Worte keine consolatio cum *reprehensione* wären, wie sich ein Ausleger darüber ausdrückt.

4. B. Od. 4.

Nehmen Sie mir es doch nicht übel, mein Herr Pastor; mit dem Vorwande eines Druckfehlers kommen Sie hier nicht durch. Denn gesetzt auch, es sollte statt Ziegen Zähne heißen, so würde Ihre Uebersetzung gleichwohl noch fehlerhaft sein. Sehen Sie doch die Stelle noch einmal an! Heißt denn caprea lacte depulsum leonem dente novo peritura vidit: die Ziege sieht den Löwen und nimmt den Tod von jungen Zähnen wahr? Es ist hier etwas mehr als wahrnehmen, Herr Pastor. Sie soll selbst der Raub der jungen Zähne sein. Außerdem ist noch dieses zu tadeln, daß Sie caprea durch Ziege übersetzen und es für einerlei mit capra halten. Einem wörtlichen Uebersetzer, wie Sie sein wollen, muß man nichts schenken!

5. B. Od. 11.

Und endlich komme ich auf die letzte Stelle, bei welcher ich das wiederholen muß, was ich schon oben angemerkt habe. Sie scheinen dem Dacier nur da gefolgt zu sein, wo seine Uebersetzung zweifelhaft ist. So geht es einem Manne, dem das Vermögen zu unterscheiden fehlt! Wann doch dieser französische Uebersetzer so gut gewesen wäre und hätte nur ein einziges anderes Exemplar angeführt, wo impar *indigne* heißt. Zwar, Herr Pastor, auch alsdenn würden Sie nicht Recht haben; denn ich muß auch hier Ihre Unwissenheit in der französischen Sprache bewundern! Heißt denn indigne nichtswürdig? Unwürdig heißt es wohl, und dieses hätte in Ihrer Uebersetzung mögen hingehen. Nichtswürdig aber ist wahrhaftig zu toll. Oder glauben Sie, daß beides einerlei ist? Gewiß nicht! Sie sind zum Exempel ein unwürdiger Uebersetzer des Horaz; sind Sie deswegen ein nichtswürdiger? Das will ich nicht sagen; ich hoffe aber, daß es die Welt sagen wird. — — Ohe, jam satis est! — —

Ja, wirklich genug und allzu viel, ob es schon für einen Mann, wie Sie, mein Herr Lange, sind, noch zu wenig sein wird! Denn niemand ist schwerer zu belehren als ein alter, hochmütiger Ignorante. Zwar bin ich einigermaßen selbst daran schuld, daß es mir schwer geworden ist. Warum habe ich Ihnen nicht gleich anfangs lauter Fehler wie das ducentia vorgeworfen? Warum habe ich einige untermengt, auf die man zur äußersten Not noch etwas

antworten kann? — — Doch was ich damals nicht gethan habe, das will ich jetzt thun.

Ich komme nämlich auf meine zweite Unterabteilung, in welcher wir mit einander, wann Sie es erlauben, nur das erste Buch der Oden durchlaufen wollen. Ich sage mit Fleiß nur das erste, weil ich zu mehrern nicht Zeit habe und noch etwas Wichtigers zu thun weiß, als Ihre Exercitia zu korrigieren. Ich verspreche Ihnen im voraus durch das ganze Buch in jeder Ode wenigstens einen Schnitzer zu weisen, welcher unvergeblich sein soll. Alle werden sie mir freilich nicht in der Geschwindigkeit in die Augen fallen, nicht einmal die von der ersten Größe alle. Ich erkläre also, daß es denjenigen, die ich übersehen werde, nicht präjudizierlich sein soll; sie sollen Fehler nach ihrem ganzen Umfange bleiben, so gut, als wenn ich sie angemerkt hätte. Zur Sache!

1. B. 1. Od.

Trabe Cypria heißt nicht auf Balken aus Cyprien. Die Insel heißt Cyprus, oder Cypern; Cyprius, a, um, ist das Adjektivum davon. Hier macht also der Herr Schulmeister ein Kreuz! Es ist sein Glück, daß sich der Knabe hier nicht mit dem Druckfehler entschuldigen kann, weil Cypern, so wie es eigentlich heißen sollte, wider das Silbenmaß sein würde.

Am Ende dieser Ode sagen Sie, Herr Pastor: die Flöte beziehen. Eine schrecklich abgeschmackte Redensart!

2. Ode.

Die Zeilen:

Vidimus flavum Tiberim, retortis
Littore Etrusco violenter undis

übersetzen Sie:

So sahn auch wir die rückgeschmißnen Wellen
Des gelben Tibers am Etruscischen Ufer ꝛc.

Falsch! Es muß heißen:

So sahn auch wir die vom Etruscischen Ufer
Des gelben Tibers rückgeschmißne Wellen.

3. Ode.

Tristes Hyadae würde nicht der trübe Siebenstern, sondern das trübe Siebengestirn heißen, wann nur Plejades und Hyades nicht zweierlei wären. Hahaha!

Vada hätten Sie nicht durch Furten geben sollen, weil man über Furten nicht mit Nachen zu setzen nötig hat. Sehen Sie nach, was Dacier bei diesem Worte angemerkt hat.

4. Ode.

Cytherea Venus geben Sie durch Zythere. Wann dieses Wort auch recht gedruckt wäre, so würde es dennoch falsch sein; weil Cythere zwar die Insel, aber nicht die Venus, die nach dieser Insel genennt wird, heißen kann.

5. Ode.

Quis multa gracilis te puer in rosa
Perfusus liquidis urget odoribus,
Grato, Pyrrha, sub antro.

Dieses übersetzen Sie so:

Was vor ein wohlgestalter Jüngling, o Pyrrha,
Bedient dich im dicken Rosengebüsche
Von Balsam naß in angenehmer Grotte.

Wachsen etwa in Laublingen dicke Rosengebüsche in Grotten? Das in rosa hätten Sie durch auf dem Rosenbette geben sollen.

6. Ode.

Die Zeile cantamus vacui, sive quid urimur haben Sie ungemein schlecht übersetzt: von Arbeit befreit, und wenn die Liebe mich reizet. Erstlich haben Sie den Gegensatz verdorben und das sive in und verwandelt, welches ohne Zweifel daher entstanden ist, weil Sie, zweitens, die Kraft des Worts vacuus nicht eingesehen haben; es heißt hier vacuus ab amore nicht aber a labore.

7. Ode.

Es ist Ihnen nicht zu vergeben, daß Sie in der 15. Zeile die wahre Stärke des mobilibus nicht gewußt und es durch Ihr elendes nimmer stille gegeben haben.

8. Ode.

Aus dieser Ode ist der getadelte Oelzweig. Ich kann sie aber deswegen auch hier nicht übergehen, weil ich aus Ihrer Uebersetzung mit Verwunderung gelernet habe, daß schon die alten Römer, vielleicht wie jetzt die sogenannten Schützengilden, nach der Scheibe geschossen haben. Sie sagen:

Den ehemals der Scheibenschuß und Wurfspieß erhoben.

9. Ode.

Hier tadle ich, daß Sie diota durch Urne übersetzt haben. Sie müssen eine vortreffliche Kenntnis der alten römischen Maße haben! Merken Sie sich doch, daß diota so viel als amphora, urna aber das dimidium amphorae ist.

10. Ode.

Nepos Atlantis — — zusammen, Ihr Schulknaben, um ihn auszuzischen! — — gibt Herr Lange durch: Du Sohn des Atlantes. Erstlich des Atlantes; es heißt nicht *Atlantes* gen. *Atlantis*, sondern *Atlas, antis.* Zweitens Nepos heißt nicht Sohn, sondern Enkel. Merkur war der Maja und des Jupiters Sohn; Maja aber war die Tochter des Atlas.

11. Ode.

Aus dieser kleinen Ode ist das zerlaß den Wein. Noch will ich anmerken, daß das oppositis pumicibus durch nahe Felsen schlecht übersetzt ist.

12. Ode.

Quem virum aut heroa lyra vel acri
Tibia sumis celebrare, Clio?
Quem deum?

Dieses übersetzen Sie:

Sprich, Klio, was ist's vor ein Mann,
Was vor ein Held, den du jetzt mit der Leier,
Was ist's vor ein Gott, den du
Mit scharfer Flöte feierlich willst loben?

Bestimmen Sie doch nichts, was Horaz hat wollen unbestimmt lassen! Sie stolpern überall, wo Sie auch nur den kleinsten Tritt vor sich thun wollen. Sie ziehen die Flöte auf den Gott und die Leier auf den Mann, welches gleich das Gegenteil von dem ist, was Dacier und andre angemerkt haben. On remarque, sagt jener, que la lire étoit pour les louanges des Dieux, et la flûte pour celles des hommes.

13. Ode.

Seu tibi candidos turparunt humeros immodicae mero rixae: Dieses geben Sie so: Wenn deine [weiße] Schultern ein schrankenloser Zank mit Weine beflecket. Ei! wo ist denn Ihr kleiner Schulknabe, den Sie das Nachdenken gekauft haben, hier gewesen? Er würde Ihnen gewiß gesagt haben, daß man das mero nicht zu turparunt, sondern zu immodicae ziehen müsse.

14. Ode.

Carinae würden Sie in der siebenten Zeile nicht durch Nachen gegeben haben, wann Sie die wahre Bedeutung dieses Worts gewußt hätten. Carina ist der untere Teil des Schiffs und eben das, was die Griechen τρόπις nennen.

15. Ode.

Calami spicula Gnossii übersetzen Sie durch Gnossus' scharfe Pfeile, zum sichern Beweise, daß Sie weder wissen, was calamus heißt, noch warum Horaz das Beiwort Gnossisch dazu gesetzt hat.

16. Ode.

Die Ueberschrift dieser Ode ist vollkommen falsch. Sie sagen: An eine Freundin, die er durch ein Spottgedicht beleidiget hatte. Sie irren mit der Menge; nicht diese Freundin selbst, sondern ihre Mutter hatte er ehedem durchgezogen, wie es aus der Ode selbst unwidersprechlich erhellet.

Noch finde ich hier zu erinnern, daß man bei Dindymene das e, wie Sie gethan haben, nicht weglassen darf, weil man es alsdenn für ein Maskulinum annehmen könnte.

Ferner; wenn Sie sagen: aus seiner Grotte, die er bewohnt, so haben Sie das lateinische incola ganz falsch auf adytis gezogen, anstatt daß Sie es auf mentem sacerdotum hätten ziehen sollen.

17. Ode.

Die Verstümmlung des Thyoneus in Thyon ist unerträglich.

18. Ode.

Nullam sacra vite prius severis arborem, Pflanze eher keinen Baum als den geweihten Weinstock. Prius heißt eher, ja; allein hier heißt es noch etwas mehr, weil Horaz nicht bloß sagen will, daß er den Weinstock eher, vor andern Bäumen, der Zeit nach, sondern auch vorzüglich, mit Hintenansetzung andrer Bäume pflanzen soll. So ein vortrefflicher Boden, ist seine Meinung, muß mit nichts Schlechterm besetzt werden als mit Weinstöcken.

19. Ode.

In der letzten ohne einen Zeile tadle ich das geschlachtet. Nur derjenige hat mactare so grob übersetzen können, welcher nicht gewußt hat, daß man der Venus nie ein blutiges Opfer habe bringen dürfen. Noch muß ich an dieser Ode aussetzen, daß der Schluß der dritten Strophe, welcher doch so viel sagt, nec quae nihil attinent, in der Uebersetzung schändlich ausgeblieben ist.

20. Ode.

Hier kommen zwei entsetzliche geographische Schnitzer. Sie sagen: die Keltern um Calenis, und es muß Cales heißen. Sie sagen: Der Berg bei Formian, und der Ort heißt gleichwohl Formiae. Sie haben sich beidemal durch die Adjektiva *Caleno* und *Formiani* verführen lassen. Einem Manne wie Sie wird alles zum Anstoße.

21. Ode.

Auch in dieser Ode ist ein eben so abscheulicher Schnitzer, als die vorhergehenden sind. Natalem Delon Apollinis übersetzen Sie, mein vielwissender Herr Lange, durch Delos, die Geburtsstadt des Apollo. Delos also ist eine Stadt? Das ist das erste, was ich höre.

22. Ode.

Lupus heißt keine Wölfin, wie Sie wollen, sondern ein Wolf. Lernen Sie es ein wenig besser, welche Worte ἐπίκοινα sind. Eine Wölfin heißt lupa.

23. Ode.

Wann ich doch Ihres sel. Herrn Vaters lateinische Grammatik bei der Hand hätte, so wollte ich Ihnen Seite und Zeile citieren, wo Sie es finden könnten, was sequor für einen Casum zu sich nimmt. Ich habe Schulmeisters gekannt, die ihren Knaben einen Eselskopf an die Seite malten, wenn sie sequor mit dem Dativo konstruierten. Lassen Sie einmal sehen, was Sie gemacht haben!

Tandem desine matrem
Tempestiva sequi viro.

Dieses übersetzen Sie:

Laß die Mutter gehen,
Nun reif genug, dem Mann zu folgen.

Sie haben also wirklich geglaubt, daß man nicht sequi matrem, sondern sequi viro zusammennehmen müsse.

24. Ode.

In dieser Ode ist ein Schnitzer nach Art des Priscus; und er kann kein Druckfehler sein, weil er sowohl über dem Texte als über der Uebersetzung stehet. An den Virgilius Varus. Was ist das für ein Mann? Sie träumen, Herr Pastor; Sie vermengen den, an welchen die Ode gerichtet ist, mit dem, über welchen sie verfertiget worden, und machen aus dieser Vermengung ein abgeschmacktes Ganze. Sie ist an den Virgil gerichtet über den Tod des Quintilius Varus.

25. Ode.

Angiportus durch Gang übersetzen, heißt gestehen, daß man nicht wisse, was angiportus heißt.

26. Ode.

Fons integer heißt kein reiner Quell, sondern ein Quell, woraus man noch nicht geschöpft hat.

27. Ode.

Der schärfliche Falernus, sagen Sie? Wieder etwas von Ihnen gelernet. Vinum ist also generis masculini, und es

ist falsch, wenn man sagt vinum Falernum. Sie werden sagen, es sei ein Druckfehler für Falerner. Aber warum erklären Sie nicht gleich Ihr ganzes Buch für einen Druckfehler?

28. Ode.

In dieser Ode setzt es mehr wie einen Schnitzer. Erstlich lassen Sie sich wieder durch das Adjektivum *matinum* verführen, ein Ding daraus zu machen, welches Matinus heißen soll. Zweitens sagen Sie Panthus, anstatt daß Sie sagen sollten Panthous. Wollen Sie es zu einem Druckfehler machen, so wird Ihnen Ihr Silbenmaß widersprechen. Drittens heißen hier Fluctus Hesperii nicht das spanische Meer, wie Sie es übersetzt haben, sondern das italienische. Behalten Sie doch lieber ein andermal das Hesperische, wenn Sie es nicht ganz gewiß wissen, ob Hesperia magna oder ein anderes zu verstehen sei.

29. Ode.

Puer ex aula heißt Ihnen ein Prinz. Mir und andern ehrlichen Leuten heißt es ein Page.

30. Ode.

Sperne in der zweiten Zeile durch Verachte geben, heißt die wörtliche Uebersetzung bis zu dem Abgeschmackten und Unsinnigen treiben.

31. Ode.

In der zweiten Zeile sagen Sie ein Dichter, und es muß der Dichter heißen. Der Fehler ist größer, als man denken wird.

Novum liquorem geben Sie durch jungen Saft, zum Beweise, daß Sie es nicht wissen, wem der junge Wein oder die Erstlinge des Weins geopfert wurden. Merken Sie es, niemanden als dem Jupiter, und nicht dem Apollo. Sie hätten bei dem Worte bleiben sollen, welches Sie beinahe nur immer da thun, wo es falsch ist. Novus liquor heißt hier Saft, der bei einer neuen Gelegenheit vergossen wird.

Sie sagen die Calensche Hippe und sollten die Calesische sagen; ein Fehler, den ich schon vorher angemerkt habe und den ich hier noch einmal anmerke, um zu zeigen, daß er aus keiner Uebereilung, sondern aus einer wahrhaften Unwissenheit herkommt.

32. Ode.

Sive jactatum religarat udo
Littore navim.

Das religarat übersetzen Sie hier durch befestigen und hätten es durch losbinden geben sollen. Sie sagen also hier gleich das Gegenteil von dem, was Horaz sagen will. Religare ist hier nach Art des refigere der 28sten Ode des ersten Buchs und des recludere in der 24sten Ode eben desselben Buchs zu nehmen.

33. Ode.

Auch hier hätten Sie bei dem Worte bleiben und junior nicht durch ein neuer Buhler, sondern durch ein jüngrer Buhler geben sollen. Sie gehen eben so unglücklich davon ab, als unglücklich Sie dabei bleiben.

34. Ode.

Diese ganze Ode haben Sie verhunzt. Da Sie die Erklärung, welche Dacier davon gegeben hat, nicht annehmen, sondern die gemeine, so hätten Sie die zweite Strophe ganz anders geben sollen. Ich will mich mit Fleiß näher nicht ausdrücken, sondern Sie Ihrem Schulknaben, dem Nachdenken, überlassen.

35. Ode.

Clavos trabales übersetzen Sie durch Balken und Nägel. Sie wissen also die Stärke des Adjectivi trabalis, e nicht und können es jetzt lernen. Wenn die Lateiner etwas recht Großes beschreiben wollen, so sagen sie: so groß wie ein Balken. Bei dem Virgil werden Sie daher telum trabale finden, welches man nach Ihrer Art zu übersetzen durch Pfeil und Balken geben müßte.

36. Ode.

Breve lilium heißt nicht kleine Lilie. Horaz setzt das breve dem vivax entgegen, daher es denn notwendig die kurze Dauer ihrer Bluth anzeigen muß. Auch das vivax haben Sie durch das bloße frisch sehr schlecht gegeben.

37. Ode.

Velut leporem citus venator in campis nivalis Aemoniae. Dieses übersetzen Sie: gleich dem schnellen Jäger, der Hasen jaget auf den Feldern des stets beschneiten Hömus. Wer heißt Ihnen denn aus der Landschaft Aemonien oder, welches einerlei ist, Thessalien den Berg Hömus zu machen? Und wer heißt Ihnen denn, auf dem Berge Hasen hetzen zu lassen? Der Jäger bricht den Hals; es ist augenscheinlich. Wollen Sie denn mit aller Gewalt lieber

equitem rumpere quam leporem?

38. Ode.

Ende gut, alles gut! Ich weiß wahrhaftig bei dieser letzten Ode des ersten Buchs nichts zu erinnern. Sie ist aber auch nur von acht Zeilen. Wann Sie, Herr Pastor, alle so übersetzt hätten wie diese, so würden Sie noch zur Not ein Schriftsteller sein, qui culpam vitavit, laudem non meruit.

Und so weit wären wir. — — Glauben Sie nun bald, daß es mir etwas sehr Leichtes sein würde, zweihundert Fehler in Ihrer Uebersetzung aufzubringen, ob ich gleich nirgends diese Zahl versprochen habe? Wenn das erste Buch deren an die funfzig hält, so

werden ohne Zweifel die übrigen vier Bücher nicht unfruchtbarer sein. Doch wahrhaftig, ich müßte meiner Zeit sehr feind sein, wenn ich mich weiter mit Ihnen abgeben wollte. Dieses Mal habe ich geantwortet, und nimmermehr wieder. Wann Sie sich auch zehnmal aufs neue verteidigen sollten, so werde ich doch weiter nichts thun, als das Urteil der Welt abwarten. Schon fängt es an, sich für mich zu erklären, und ich hoffe die Zeit noch zu erleben, da man sich kaum mehr erinnern wird, daß einmal ein Lange den Horaz übersetzt hat. Auch meine Kritik wird alsdenn vergessen sein, und eben dieses wünsche ich. Ich sehe Sie für nichts weniger als für etwas an, welches mir Ehre machen könnte. Sie sind der Gegner nicht, an welchem man Kräfte zu zeigen Gelegenheit hat. Ich hätte Sie von Anfange verachten sollen, und es würde auch gewiß geschehen sein, wann mir nicht Ihr Stolz und das Vorurteil, welches man für Sie hatte, die Wahrheit abgedrungen hätten. Ich habe Ihnen gezeigt, daß Sie weder Sprache noch Kritik, weder Altertümer noch Geschichte, weder Kenntnis der Erde noch des Himmels besitzen; kurz, daß Sie keine einzige von den Eigenschaften haben, die zu einem Uebersetzer des Horaz notwendig erfordert werden. Was kann ich noch mehr thun?

Ja, mein Herr, alles dieses würde eine sehr kleine Schande für Sie sein, wenn ich nicht der Welt auch zugleich entdecken müßte, daß Sie eine sehr niederträchtige Art zu denken haben und daß Sie, mit einem Worte, ein Verleumder sind. Dieses ist der zweite Teil meines Briefes, welcher der kürzeste, aber auch der nachdrücklichste werden wird.

Unser Streit, mein Herr Pastor, war grammatikalisch, das ist, über Kleinigkeiten, die in der Welt nicht kleiner sein können. Ich hätte mir nimmermehr eingebildet, daß ein vernünftiger Mann eine vorgeworfene Unwissenheit in denselben für eine Beschimpfung halten könne; für eine Beschimpfung, die er nicht allein mit einer gleichen, sondern auch noch mit boshaften Lügen rächen müsse. Am allerwenigsten hätte ich mir dieses von einem Prediger vermutet, welcher bessere Begriffe von der wahren Ehre und von der Verbindlichkeit, bei allen Streitigkeiten den moralischen Charakter des Gegners aus dem Spiele zu lassen, haben sollte. Ich hatte Ihnen Schulschnitzer vorgeworfen; Sie gaben mir diese Vorwürfe zurück, und damit glaubte ich, würde es genug sein. Doch nein, es war Ihnen zu wenig, mich zu widerlegen; Sie wollten mich verhaßt und zu einem Abscheu ehrlicher Leute machen. Was für eine Denkungsart! Aber zugleich was für eine Verblendung, mir eine Beschuldigung aufzubürden, die Sie in Ewigkeit nicht nur nicht erweisen, sondern auch nicht einmal wahrscheinlich machen können!

Ich soll Ihnen zugemutet haben, mir meine Kritik mit Gelde abzukaufen. — — Ich? Ihnen? mit Gelde? — — Doch es würde mein Unglücke sein, und ich würde mich nicht beruhigen können, wenn ich Sie bloß in die Unmöglichkeit setzte, Ihr Vorgeben zu er=

härten, und wenn ich mich nicht durch ein gutes Schicksal in den Umständen befände, das Gegenteil unwidersprechlich zu beweisen.

Der Dritte, durch den ich das niederträchtige Anerbieten soll gethan haben, kann kein andrer sein als eben der Herr P. N., dessen Sie auf der 21sten Seite gedenken; weil dieses der einzige lebendige Mensch ist, der Sie und mich zugleich von Person kennt, und der einzige, mit dem ich von meiner Kritik über Ihren Horaz, ehe sie gedruckt ward, gesprochen habe. Nun hören Sie.

Es war im Monat März des 1752. Jahrs, als dieser Herr P. N. durch Wittenberg reisete und mich daselbst der Ehre seines Besuchs würdigte. Ich hatte ihn nie gesehen und ihn weiter nicht als aus seinen Schriften gekannt. In Ansehung Ihrer aber war es ein Mann, mit welchem Sie schon viele Jahre eine vertraute Freundschaft unterhalten hatten. Als er wieder in Halle war, fanden wir es für gut, unsre angefangne Freundschaft in Briefen fortzusetzen. Gleich in meinem ersten, wo ich nicht irre, schrieb ich ihm, daß ich Ihren Horaz gelesen und sehr merkliche Fehler darinne gefunden hätte; ich sei nicht übel willens, die Welt auf einem fliegenden Bogen dafür zu warnen, vorher aber wünschte ich sein Urteil davon zu wissen. Sehen Sie nun, was er hierauf antwortete — — Es thut mir leid, daß ich freundschaftliche Briefe so mißbrauchen muß. — —

„Oeffentlich," sind seine Worte, „wollte ich es niemanden raten, Herrn Langen anzugreifen, der etwa noch — — — — — — — — — Indessen kenne ich ihn als einen Mann, der folgt, wenn man ihm etwas sagt, das ihm begreiflich ist. Diese Fehler, dächte ich, wären ihm begreiflich zu machen. Sollte es also nicht angehen, daß man ihn selbst aufmunterte, Verleger von den Bogen zu sein, die Sie wider ihn geschrieben haben? Nicht in der Absicht, daß er dieselben drucken läßt, sondern daß es in seiner Gewalt stehet, die Verbesserungen derselben bei einer neuen Auflage oder besonders drucken zu lassen. Er muß sich aber auch alsdenn gegen den Hrn. Verfasser so bezeigen als ein billiger Verleger gegen den Autor. Sie müssen keinen Schaden haben, sondern ein Honorarium für gütigen Unterricht — — — —"

Ich wiederhole es noch einmal, dieses schrieb ein Mann, den ich in meinem Leben ein einzigmal gesprochen hatte und der Ihr vertrauter Freund seit langer Zeit war. Ich habe nicht Lust, mich durch niederträchtige Aufbürdungen Ihnen gleich zu stellen, sonst würde es mir etwas Leichtes sein, die Beschuldigung umzukehren und es wahrscheinlich zu machen, daß Sie selbst hinter diesem guten Freunde gesteckt hätten. So wahrscheinlich es aber ist, so glaube ich es doch nicht, weil ich den friedfertigen Charakter dieses ohne Zweifel freiwilligen Vermittlers kenne. Ich will wünschen, daß er meine Briefe mag aufgehoben haben; und ob ich mich schon nicht erinnere, was ich ihm eigentlich auf seinen Vorschlag geantwortet, so weiß ich doch so viel gewiß, daß ich an kein Geld, an kein Hono-

rarium gedacht habe. Ja, ich will es nur gestehen, es verdroß mich ein wenig, daß mich der Herr P. N. für eine so eigennützige Seele ansehen können. Gesetzt auch, daß er aus meinen Umständen geschlossen habe, daß das Geld bei mir nicht im Ueberflusse sei, so weiß ich doch wahrhaftig nicht, wie er vermuten können, daß mir alle Arten, Geld zu erlangen, gleichgültig sein würden. Doch schon diesen Umstand, daß ich ihm meine Kritik nicht geschickt habe, hat er für eine stillschweigende Mißbilligung seines Antrags annehmen müssen, ob ich ihn schon ohne Verletzung meiner Denkungsart hätte ergreifen können, weil er ohne mein geringstes Zuthun an mich geschah.

Was antworten Sie nun hierauf? Sie werden sich schämen ohne Zweifel. Zwar nein, Verleumder sind über das Schämen hinaus.

Sie sind übrigens zu Ihrem eignen Unglücke so boshaft gewesen, weil ich Ihnen heilig versichre, daß ich ohne die jetzt berührte Lügen Ihrer Antwort wegen gewiß keine Feder würde angesetzt haben. Ich würde es ganz wohl haben leiden können, daß Sie als ein senex ABCdarius mich einen jungen frechen Kunstrichter, einen Scioppius, und ich weiß nicht was nennen; daß Sie vorgeben, meine ganze Gelehrsamkeit sei aus dem Bayle; zu meiner Kritik über das Jöchersche Gelehrten-Lexikon hätte ich keinen Verleger finden können (ob ich gleich einen sogar zu einer Kritik über Sie gefunden habe), und was dergleichen Fratzen mehr sind, bei welchen ich mich unmöglich aufhalten kann. Mein Wissen und Nichtwissen kann ich ganz wohl auf das Spiel setzen lassen; was ich auf der einen Seite verliere, hoffe ich auf der andern wieder zu gewinnen. Allein mein Herz werde ich nie ungerochen antasten lassen, und ich werde Ihren Namen in Zukunft allezeit nennen, so oft ich ein Beispiel eines rachsüchtigen Lügners nötig habe.

Mit dieser Versicherung habe ich die Ehre, meinen Brief zu schließen. Ich bin — — doch nein, ich bin nichts. Ich sehe, mein Brief ist zu einer Abhandlung geworden. Streichen Sie also das übergeschriebne Mein Herr aus und nehmen ihn für das auf, was er ist. Ich habe weiter nichts zu thun, als ihn in Duodez drucken zu lassen, um ihn dazu zu machen, wofür Sie meine Schriften halten: zu einem Vade mecum, das ich Ihnen zu Besserung Ihres Verstandes und Willens recht oft zu lesen rate. Weil endlich ein Gelehrter, wie Sie sind, sich in das rohe Duodez-Format nicht wohl finden kann, so soll es mir nicht darauf ankommen, Ihnen eines nach Art der ABCBücher binden zu lassen und mit einer schriftlichen Empfehle zuzuschicken. Ich wünsche guten Gebrauch!

Rettungen des Horaz.*)

Quem rodunt omnes – – –
Horat., Lib. I. Sat. 6.

1754.

Diese Rettungen des Horaz werden völlig von denen unterschieden sein, die ich vor kurzen gegen einen alten Schulknaben habe übernehmen müssen.

Seine kleine hämische Bosheit hat mich beinahe ein wenig abgeschreckt, und ich werde so bald nicht wieder mit Schriftstellern seinesgleichen anbinden. Sie sind das Pasquillmachen gewohnt, so daß es ihnen weit leichter wird, eine Verleumdung aus der Luft zu fangen, als eine Regel aus dem Donat anzuführen. Wer aber will denn gern verleumdet sein?

Die Gabe, sich widersprechen zu lassen, ist wohl überhaupt eine Gabe, die unter den Gelehrten nur die Toten haben. Nun will ich sie eben nicht für so wichtig ausgeben, daß man, um sie zu besitzen, gestorben zu sein wünschen sollte; denn um diesen Preis sind vielleicht auch größre Vollkommenheiten zu teuer. Ich will nur sagen, daß es sehr gut sein würde, wann auch noch lebende Gelehrte immer im voraus ein wenig tot zu sein lernen wollten. Endlich müssen sie doch eine Nachwelt zurücklassen, die alles Zufällige von ihrem Ruhme absondert und die keine Ehrerbietigkeit zurückhalten wird, über ihre Fehler zu lachen. Warum wollen sie also nicht schon itzt diese Nachwelt ertragen lernen, die sich hier und da in einem ankündiget, dem es gleichviel ist, ob sie ihn für neidisch oder für ungesittet halten?

Ungerecht wird die Nachwelt nie sein. Anfangs zwar pflanzt sie Lob und Tadel fort, wie sie es bekömmt; nach und nach aber bringt sie beides auf ihren rechten Punkt. Bei Lebzeiten und ein halb Jahrhundert nach dem Tode für einen großen Geist gehalten werden, ist ein schlechter Beweis, daß man es ist; durch alle Jahrhunderte aber hindurch dafür gehalten werden, ist ein unwidersprechlicher. Eben das gilt bei dem Gegenteile. Ein Schriftsteller

*) Zuerst gedruckt in G. E. Lessings Schriften. Dritter Teil. Berlin, bei C. F. Voß. 1754.

wird von seinen Zeitgenossen und von dieser ihren Enkeln nicht gelesen; ein Unglück, aber kein Beweis wider seine Güte; nur wann auch der Enkel Enkel nie Lust bekommen, ihn zu lesen, alsdann ist es gewiß, daß er es nie verdient hat, gelesen zu werden.

Auch Tugenden und Laster wird die Nachwelt nicht ewig verkennen. Ich begreife es sehr wohl, daß jene eine Zeit lang beschmitzt und diese aufgeputzt sein können; daß sie es aber immer bleiben sollten, läßt mich die Weisheit nicht glauben, die den Zusammenhang aller Dinge geordnet hat und von der ich auch in dem, was von dem Eigensinne der Sterblichen abhangt, anbetenswürdige Spuren finde.

Sie erweckt von Zeit zu Zeit Leute, die sich ein Vergnügen daraus machen, den Vorurteilen die Stirne zu bieten und alles in seiner wahren Gestalt zu zeigen, sollte auch ein vermeinter Heiliger dadurch zum Bösewichte und ein vermeinter Bösewicht zum Heiligen werden. Ich selbst — — denn auch ich bin in Ansehung derer, die mir vorangegangen, ein Teil der Nachwelt, und wann es auch nur ein Trillionteilchen wäre — — ich selbst kann mir keine angenehmere Beschäftigung machen, als die Namen berühmter Männer zu mustern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu untersuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwischen, die falschen Verkleisterungen ihrer Schwächen aufzulösen, kurz, alles das im moralischen Verstande zu thun, was derjenige, dem die Aufsicht über einen Bildersaal anvertrauet ist, physisch verrichtet.

Ein solcher wird gemeiniglich unter der Menge einige Schildereien haben, die er so vorzüglich liebt, daß er nicht gern ein Sonnenstäubchen darauf sitzen läßt. Ich bleibe also in der Vergleichung und sage, daß auch ich einige große Geister so verehre, daß mit meinem Willen nicht die allergeringste Verleumdung auf ihnen haften soll.

Horaz ist einer von diesen. Und wie sollte er es nicht sein? er, der philosophische Dichter, der Witz und Vernunft in ein mehr als schwesterliches Band brachte und mit der Feinheit eines Hofmanns den ernstlichsten Lehren der Weisheit das geschmeidige Wesen freundschaftlicher Erinnerungen zu geben wußte und sie entzückenden Harmonien anvertraute, um ihnen den Eingang in das Herz desto unfehlbarer zu machen.

Diese Lobsprüche zwar hat ihm niemand abgestritten, und sie sind es auch nicht, die ich hier wider irgend einen erhärten will. Der Neid würde sich lächerlich machen, wann er entschiedne Verdienste verkleinern wollte; er wendet seine Anfälle, gleich einem schlauen Belagerer, gegen diejenigen Seiten, die er ohne Verteidigung sieht; er gibt dem, dem er den großen Geist nicht abstreiten kann, lasterhafte Sitten, und dem, dem er die Tugend lassen muß, läßt er sie und macht ihn dafür zu einem Blödsinnigen.

Schon längst habe ich es mit dem bittersten Verdrusse bemerkt, daß eben diesen Ränken auch der Nachruhm des Horaz nicht ent-

gangen ist. So viel er auf der Seite des Dichters gewonnen hat, so viel hat er auf der Seite des ehrlichen Mannes verloren. Ja, spricht man, er sang die zärtlichsten und artigsten Lieder, niemand aber war wollüstiger als er; er lobte die Tapferkeit bis zum Entzücken und war selbst der feigherzigste Flüchtling; er hatte die erhabensten Begriffe von der Gottheit, aber er selbst war ihr schläfrigster Verehrer.

Es haben sich Gelehrte genug gefunden, die seine Geschichte sorgfältig untersucht und tausend Kleinigkeiten beigebracht haben, die zum Verständnisse seiner Schriften dienen sollen. Sie haben uns ganze Chronologien davon geliefert; sie haben alle zweifelhafte Lesarten untersucht; nur jene Vorwürfe haben sie ununtersucht gelassen. Und warum denn? Haben sie etwa einen Heiden nicht gar zu verehrungswürdig machen wollen?

Mich wenigstens soll nichts abhalten, den Ungrund dieser Vorwürfe zu zeigen und einige Anmerkungen darüber zu machen, die so natürlich sind, daß ich mich wundern muß, warum man sie nicht längst gemacht hat.

Ich will bei seiner Wollust anfangen oder, wie sich ein neuer Schriftsteller ausdrückt, der aber der feinste nicht ist, bei seiner stinkenden Geilheit und unmäßigen Unzucht.*) Die Beweise zu dieser Beschuldigung nimmt man teils aus seinen eignen Schriften, teils aus den Zeugnissen andrer.

Ich will bei den letztern anfangen. Alle Zeugnisse, die man wegen der wollüstigen Ausschweifung des Horaz auftreiben kann, fließen aus einer einzigen Quelle, deren Aufrichtigkeit nichts weniger als außer allem Zweifel gesetzt ist. Man hat nämlich auf einer alten Handschrift der Bodlejanischen Bibliothek eine Lebensbeschreibung des Horaz gefunden, die fast alle Kunstrichter dem Sueton, wie bekannt, zuschreiben. Wann sie keine andre Bewegungsgründe dazu hätten als die Gleichheit der Schreibart, so würde ich mir die Freiheit nehmen, an ihrem Vorgeben zu zweifeln. Ich weiß, daß man Schreibarten nachmachen kann; ich weiß, daß es eine wahre Unmöglichkeit ist, alle kleine Eigentümlichkeiten eines Schriftstellers so genau zu kennen, daß man den geringsten Abgang derselben in seinem Nachahmer entdecken sollte; ich weiß endlich, daß man, um in solchen Vermutungen recht leicht zu fehlen, nichts als wenig Geschmack und recht viel Stolz besitzen darf, welches, wie man sagt, gleich der Fall der meisten Kunstrichter ist. Doch der Scholiast Porphyrion führt eine Stelle aus dieser Lebensbeschreibung des Horaz an und legt sie mit ausdrücklichen Worten dem Sueton bei. Dieses nun ist schon etwas mehr, obgleich auch nicht alles. Die paar Worte, die er daraus anführt, sind gar wohl von der Art, daß sie in zwei verschiedenen Lebensbeschreibungen können ge-

---

*) Der Herr Müller in seiner „Einleitung zur Kenntnis der lateinischen Schriftsteller“, Teil III, Seite 403.

standen haben. Doch ich will meine Zweifelsucht nicht zu weit treiben; Sueton mag der Verfasser sein.

Sueton also, der in dieser Lebensbeschreibung Hunderterlei beibringt, welches dem Horaz zum Lobe gereichet, läßt, gleichsam als von der Wahrheitsliebe darzu gezwungen, eine Stelle mit einfließen, die man tausendmal nachgeschrieben und oft genug mit einer kleinen Kitzelung nachgeschrieben hat. Hier ist sie: Ad res Venereas intemperantior traditur. Nam speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, ut quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur.

Was will man nun mehr? Sueton ist doch wohl ein glaubwürdiger Schriftsteller, und Horaz war doch wohl Dichters genug, um so etwas von ihm für ganz wahrscheinlich zu halten?

Man übereile sich nicht und sei anfangs wenigstens nur so vorsichtig, als es Sueton selbst hat sein wollen. Er sagt traditur, dicitur. Zwei schöne Wörter, welchen schon mancher ehrliche Mann den Verlust seines guten Namens zu danken hat! Also ist nur die Rede so gegangen? Also hat man es nur gesagt? Wahrhaftig, mein lieber Sueton, so bin ich sehr übel auf dich zu sprechen, daß du solche Nichtswürdigkeiten nachplauderst. In den hundert und mehr Jahren, die du nach ihm gelebt, hat vieles können erdacht werden, welches ein Geschichtschreiber wie du hätte untersuchen, nicht aber ununtersucht fortpflanzen sollen — —

Es würde ein wenig ekel klingen, wenn ich diese Apostrophe weiter treiben wollte. Ich will also gelassener fortfahren — — In eben dieser Lebensbeschreibung sagt Sueton: „Es gehen unter dem Namen des Horaz Elegien und ein prosaischer Brief herum; allein beide halte ich für falsch. Die Elegien sind gemein, und der Brief ist dunkel, welches doch sein Fehler ganz und gar nicht war." — — Das ist artig! Warum widerspricht denn Sueton der Tradition hier und oben bei dem Spiegelzimmer nicht? Hat es mehr auf sich, den Geist eines Schriftstellers zu retten, als seine Sitten? Welches schimpft denn mehr? Nach einer Menge der vollkommensten Gedichte einige kalte Elegien und einen dunkeln Brief schreiben, oder bei aller Feinheit des Geschmacks ein unmäßiger Wollüstling sein? — — Unmöglich kann ich mir einbilden, daß ein vernünftiger Geschichtschreiber auf eben derselben Seite, in eben derselben Sache, nämlich in Meldung der Nachreden, welchen sein Held ausgesetzt worden, gleich unvorsichtig als behutsam sein könne.

Nicht genug! Ich muß weiter gehen und den Leser bitten, die angeführte Stelle noch einmal zu betrachten. Ad res Venereas intemperantior traditur. Nam speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, ut quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur.

Je mehr ich diese Worte ansehe, je mehr verlieren sie in meinen Augen von ihrer Glaubwürdigkeit. Ich finde sie abgeschmackt;

ich finde sie unrömisch; ich finde, daß sie andern Stellen in dieser Lebensbeschreibung offenbar widersprechen.

Ich finde sie abgeschmackt. Man höre doch nur, ob der Geschichtschreiber kann gewußt haben, was er will. Horaz soll in den Venerischen Ergötzungen unmäßig gewesen sein; denn man sagt — — auf die Ursache wohl Achtung gegeben! man sagt — ohne Zweifel, daß er als ein wahrer Gartengott ohne Wahl, ohne Geschmack auf alles, was weiblichen Geschlechts gewesen, losgestürmet sei? Nein! — man sagt, er habe seine Buhlerinnen in einem Spiegelzimmer genossen, um auf allen Seiten, wo er hingesehen, die wollüstige Abbildung seines Glücks anzutreffen — Weiter nichts? Wo steckt denn die Unmäßigkeit? Ich sehe, die Wahrheit dieses Umstandes vorausgesetzt, nichts darin als ein Bestreben, sich die Wollust so reizend zu machen als möglich. Der Dichter war also keiner von den groben Leuten, denen Brunst und Galanterie eines ist und die im Finstern mit der Befriedigung eines einzigen Sinnes vorlieb nehmen. Er wollte, so viel möglich, alle sättigen; und ohne einen Währmann zu nennen, kann man behaupten, er werde auch nicht den Geruch davon ausgeschlossen haben. Wenigstens hat er diese Reizung gekannt:

te puer in rosa
Perfusus liquidis urget odoribus.

Und das Ohr? Ich traue ihm Zärtlichkeit genug zu, daß er auch dieses nicht werde haben leer ausgehen lassen. Sollte die Musik auch nur

Gratus puellae risus

gewesen sein. Und der Geschmack?

oscula, quae Venus
Quinta parte sui nectaris imbuit.

Nektar aber soll der Junge keine gemeine Kitzelung verschafft haben; wenigstens sagt Ibykus bei dem Athenäus, es sei noch neunmal süßer als Honig — — Himmel! was für eine empfindliche Seele war die Seele des Horaz! Sie zog die Wollust durch alle Eingänge in sich — — Und gleichwohl ist mir das Spiegelzimmer eine Unwahrscheinlichkeit. Sollte denn dem Dichter nie eine Anspielung darauf entwischt sein? Vergebens wird man sich nach dieser bei ihm umsehen. Nein, nein; in den süßen Umarmungen einer Chloë hat man die Sättigung der Augen näher, als daß man sie erst seitwärts in dem Spiegel suchen müßte. Wen das Urbild nicht rühret, wird den der Schatten rühren? — — Ich verstehe eigentlich hievon nichts, ganz und gar nichts. Aber es muß doch auch hier alles seinen Grund haben; und es wäre ein sehr wunderbares Gesetze, nach welchem die Einbildungskraft wirkte, wenn der Schein mehr Eindruck auf sie machen könnte als das Wesen — —

Ferner finde ich die angeführten Worte unrömisch. Wer wird mich zum Exempel bereden, daß die Römer speculatum cubiculum für cubiculum speculis ornatum gesagt haben? Man mag dem Mittelworte speculatum eine aktive oder passive Bedeutung geben, so wird es in dem ersten Fall gar nichts und in dem andern etwas ganz anders ausdrücken. Schon speculari für in dem Spiegel besehen ist das Gewöhnlichste nicht, und niemand anders als ein Barbar oder ein Schulknabe kann darauf fallen, den Begriff mit Spiegeln ausgezieret durch speculatus zu geben. Doch wenn das auch nicht wäre, so sage man mir doch, was die ganze Redensart heißt: speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita? Ich weiß wohl, was in einem gewissen Studentenliede scorta deponere bedeutet, aber was in einem klassischen Schriftsteller scorta disponere sagen könne, gesteh' ich ganz gerne, nicht zu wissen. Die Worte sind so dunkel, daß man den Sinn nicht anders als erraten kann; welches aber den meisten nicht sauer werden wird, weil ein wenig Bosheit mit unterläuft. Wann man ihn nun aber erraten hat, so versuche man doch, ob er sich wohl mit dem, was Sueton sonst von dem Horaz erzählt, vergleichen lasse.

Nach dem Bericht dieses Geschichtschreibers war August mit dem Dichter so vertraulich, daß er ihn oft im Scherze purissimum penem und homuncionem lepidissimum nannte. Der verschämte Herr Pastor Lange gibt das erste Beiwort durch einen artigen Bruder Lüderlich, oder vielmehr nach seiner Rechtschreibung Liederlich. Ich will hoffen, daß man keine getreuere Uebersetzung von mir verlangen wird. Genug für mich, daß purissimus oder, wenn man die Lesart ein wenig antiker haben will, putissimus, der Allerreinste heißt, und daß der, welcher ad res Venereas intemperantior ist, unmöglich der Allerreinste sein kann. Eines von beiden muß also nur wahr sein, entweder das dicitur des Pöbels oder das ausdrückliche Urteil des Augusts. Mit welchem will man es halten?

Die Wahl kann nicht schwer fallen; sondern jeder Unparteiischer wird mir vielmehr zugestehen, daß Sueton schwerlich etwas so Abgeschmacktes, so Unrömisches und mit seinen anderweitigen Nachrichten so Streitendes könne geschrieben haben und daß man vielmehr vollkommen berechtiget sei, die angeführte Stelle für untergeschoben zu halten.

Was das Unrömische darinnen zwar anbelangt, so könnte man vielleicht den Vorwand der verstümmelten Lesart wider mich brauchen und alle Schuld auf die unwissenden Abschreiber schieben. Es ist wahr; und ich selbst kann eine Verbesserung angeben, die so ungezwungen ist, daß man sie ohne Widerrede annehmen wird. Anstatt nämlich: speculato cubiculo scorta dicitur habuisse disposita, rate ich zu lesen: specula in cubiculo scortans ita dicitur habuisse disposita, ut etc. Man sieht, daß ich wenigstens sehr aufrichtig bin und mir kein Bedenken mache, meinen Grund selbst zu ent-

kräften. Doch wer weiß, ob ich es thun würde, wenn ich nicht den übrigen Gründen desto mehr zutraute. Ich glaube aber, sie sind von der Beschaffenheit, daß das, was ich noch hinzusetzen will, sie fast unwidersprechlich machen wird.

Ich hatte nicht lange über diese verdächtige Beschuldigung nachgedacht, als ich mich erinnerte, etwas Aehnliches bei dem Seneca gelesen zu haben. Dieser ehrliche Philosoph hat nicht gern eine Gelegenheit versäumt, wo er mit guter Art seine ernsthaften Lehren mit einem Zuge aus der Geschichte lebhafter machen konnte. In dem ersten Buche seiner „Natürlichen Fragen" handelt er unter andern von den Spiegeln, und nachdem er alles beigebracht, was er als ein Physiker davon zu sagen gewußt, so schließt er endlich mit einer Erzählung, die ziemlich schmutzig ist. Vielleicht sollte ich mehr sagen als ziemlich; wenigstens bin ich nicht der einzige, der es einem stoischen Weisen verdenkt, sie mit allen spitzigen Schönheiten seines lakonischen Witzes ausgekramt zu haben. Fromondus setzt schon hinzu: honestius tacuisses Seneca; und es gibt Uebersetzer, die lieber ihre Urschrift hier verstümmeln, als durch allzu große Treue ihren Lesern die Röte ins Gesicht treiben wollen. Ich würde eben so behutsam sein, wenn nicht unglücklicherweise beinahe die ganze Rettung meines Dichters davon abhinge. Der Unschuld zum Nutzen kann man schon den Mund ein wenig weiter aufthun. Ich werde bei dem allen noch weit bescheidener als Seneca sein, den diejenigen, welche gründlicher unterrichtet sein wollen, in dem sechzehnten Hauptstücke des angeführten Buchs nachlesen können.

„Bei dieser Gelegenheit," sagt er zu seinem Lucil, „muß ich dir doch ein Histörchen erzählen, woraus du erkennen wirst, wie die Geilheit sogar kein Werkzeug zur Anreizung der Wollust verachtet, und wie sinnreich sie ist, ihrem unzüchtigen Feuer Nahrung zu schaffen. Ein gewisser Hostius übertraf an Unkeuschheit alles, was man jemals auf der Bühne gesehen und verabscheuet hat. Er war dabei ein reicher Geizhals, ein Sklave von mehr als tausend Sesterzien. Als ihn seine Sklaven umgebracht hatten, achtete der göttliche August ihn nicht für wert, seinen Tod zu rächen, ob er ihn gleich nicht billigte. Er verunreinigte sich nicht allein mit einem Geschlechte, sondern er war auf das männliche eben so rasend als auf das weibliche. Er ließ sich Spiegel verfertigen, die, wie ich sie in dem Vorhergehenden beschrieben habe, die Bilder um vieles vergrößerten und den Finger an Dicke und Länge einem Arme gleich machten. Diese Spiegel stellte er so, daß, wenn er sich selbst von einem seines Geschlechts mißbrauchen ließ, er alle Bewegungen seines Schänders darinne sehen und sich an der falschen Größe des Gliedes gleichsam als an einer wahren vergnügen konnte. Er suchte zwar schon in allen Badstuben die Muster nach dem vergrößerten Maßstabe aus, gleichwohl aber mußte er seine unersättliche Brunst auch noch mit Lügen stillen. Nun sage man mir, ob es wahr ist, daß der Spiegel nur der Reinigkeit wegen erfunden sei." —

Weiter brauche ich meinen Stoiker nicht zu verdolmetschen. Er moralisiert noch eine ziemliche Ecke ins Feld hinein und gibt sich alle Mühe, die Augen seiner Leser auf diesen Gegenstand recht zu heften. Man sollte schwören, er rede von dem freiwilligen Tode des Cato, so feurig wird er dabei!

Ich will mich vielmehr sogleich zu den Folgerungen wenden, die daraus fließen. Der göttliche Augustus, welcher hier einen unzüchtigen Mann so verabscheuet, daß er auch seinen Tod an den nichtswürdigsten Kreaturen in den Augen eines Römers, an meuchelmörderischen Sklaven, nicht ahnden will, ist eben der August, dessen Liebling Horaz war. Nun malt man uns den Horaz zwar nicht völlig als einen Hostius; allein das, was daran fehlt, ist auch so groß nicht, als daß es in dem Betragen des Augustus einen so merklichen Unterscheid hätte machen können. Unter den scortis, die der Dichter vor dem Spiegel soll genossen haben, will man nicht bloß weibliche verstehen, deren Gebrauch die Entbehrlichkeit übernatürlicher Anspornung ziemlich voraussetzt. Man muß das männliche Geschlecht mit darunter begreifen, wenn das intemperantior ad res Venereas traditur nicht, wie ich schon gezeigt habe, eine Ungereimtheit sein soll. Begreift man es aber darunter, so ist Hostius dem Horaz nur noch in kleinen Umständen überlegen, und ihr Hauptverbrechen ist eins. Es ist eins, sage ich, und Augustus muß von sehr wankenden Grundsätzen gewesen sein. Was konnte ihn antreiben, eben dasselbe Laster in dem einen zu verfolgen und bei dem andern in einen Scherz oder vielmehr gar in eine Art von Lobspruch zu verwandeln? Jenen für indignum vindicta und diesen für purissimum penem zu erklären? Man sage nicht, die Vorzüge, die Horaz sonst als ein schöner Geist besessen, könnten den August über diese Abscheulichkeit wegzusehen bewogen haben. August war der Mann nicht, der in Ansehung des Witzes die allzu groben Ausschweifungen zu vergeben gewohnt war. Wenigstens hat er es an einer ähnlichen Person, an dem Ovid, nicht gewiesen.

Was soll ich von einer so klaren Sache viel Worte machen? Ich glaube die kritische Vermutung vorbereitet genug zu haben, die ich nunmehr vorbringen will. Man betrachte, daß Hostius unter dem August gelebt; man betrachte, daß der Name Hostius Gleichheit genug mit dem Namen Horatius hat, um von einem Unwissenden dafür angesehn zu werden; man überlege endlich, daß die Worte des Seneca, die ich schon übersetzt angeführt habe: specula ita disponebat ut cum virum ipse pateretur, aversus omnes admissarii sui motus in speculo videret; daß, sage ich, diese Worte von den oben angeführten: specula in cubiculo, scortans ita dicitur habuisse disposita, ut quocunque respexisset, ibi ei imago coitus referretur, beinahe das Vorbild zu sein scheinen; und wenn man alles dieses genau überlegt hat, so sage man mir, ob ich nicht mit einem ziemlichen Grade von Wahrscheinlichkeit behaupten könnte, daß die streitige Stelle des Suetons

das Einschiebsel eines Abschreibers sei. Eines Abschreibers, der vielleicht bei einem andern als bei dem Seneca gelesen hatte, zu den Zeiten des Augustus habe ein gewisser Hostius — welcher Name ihm ohne Zweifel unbekannter war als Horatius — — vor den Spiegeln seine unzüchtigen Lüste gestillt; eines Abschreibers, der ein verdienstliches Werk zu thun glaubte, wenn er mit dieser Anekdote die Nachrichten des Suetons vermehrte.

Ich bin hoffentlich der erste, der diese Vermutung vorträgt, ob ich gleich nicht der erste bin, der die Stelle, die sie betrifft, für untergeschoben hält. Dacier hat sie in seiner Uebersetzung stillschweigend ausgelassen und stillschweigend also verdammt. Barter läßt sie in seiner Ausgabe gleichfalls weg und fügt in einer Anmerkung hinzu: quae hic omittuntur, a nescio quo nebulone infarcta sunt, neque enim solum inhonesta, verum etiam deridicula et ἀσύστατα videntur. Es sollte mir lieb sein, wenn ich das, was Barter hier mit ganz trocknen Worten sagt, richtig erwiesen hätte.

Und zwar sollte es mir schon deswegen lieb sein, weil die zweite Art von Beweisen, die man von der Unkeuschheit des Horaz aus seinen eignen Schriften nimmt, ein Großes verlieret, wann sie von der erstern nicht mehr unterstützt wird.

Gibt man es zu, oder gibt man es nicht zu, daß der Dichter die Natur schildert; daß die sinnlichen Gegenstände ihn nicht bloß und allein, ja nicht einmal vorzüglich beschäftigen müssen; daß die Empfindungen, so wie sie die Natur selbst beleben, auch sein Gemälde beleben müssen? Man gibt es zu. Räumt man es ein, oder räumt man es nicht ein, daß die Empfindungen der Wollust unter allen diejenigen sind, welche sich der meisten Herzen bemächtigen und sich ihrer am leichtesten bemächtigen; daß sie unter sich der mehresten Abändrungen fähig sind, welche alle Wollust, aber alle eine andre Wollust sind; daß der Dichter, so wie er hier seine meiste Stärke zeigen kann, auch hier seinen meisten Ruhm zu erwarten hat? Man räumt es ein. Also räume man auch ein, daß der Dichter Wein und Liebe, Ruhe und Lachen, Schlaf und Tanz besingen und sie als die vornehmsten Güter dieses Lebens anpreisen darf; oder wenigstens gestehe man zu, daß man dem Dichter, wenn man es ihm untersagen wollte, eines von den schönsten Feldern untersagen würde, wo er die angenehmsten Blumen für das menschliche Herz sammlen könnte. Ich rede von dem menschlichen Herze, so wie es ist, und nicht wie es sein sollte; so wie es ewig bleiben wird, und nicht wie es die strengsten Sittenlehrer gern umbilden wollten.

Ich habe für den Horaz schon viel gewonnen, wenn der Dichter von der Liebe singen darf. Allein die Liebe, hat sie nicht jedes Jahrhundert eine andere Gestalt? Man hat angemerkt, daß sie in den barbarischen Zeiten ungemein bescheiden, ehrerbietig und bis zur Schwärmerei züchtig und beständig gewesen ist; es waren die Zeiten der irrenden Ritter. In den Zeiten hingegen, in welchen

sich Witz und Geschmack aus dem Bezirke der Künste und Wissenschaften bis in den Bezirk der Sitten ausgebreitet hatten, war sie immer kühn, flatterhaft, schlüpfricht und schweifte wohl gar aus dem Gleise der Natur ein wenig aus. Ist es aber nicht die Pflicht eines Dichters, den Ton seines Jahrhunderts anzunehmen? Sie ist es, und Horaz konnte unmöglich anders von der Liebe reden als nach der Denkungsart seiner Zeitgenossen. — — Noch mehr also für ihn gewonnen.

Hierzu füge man die Anmerkung, daß alles, woraus ein Dichter seine eigne Angelegenheit macht, weit mehr rührt als das, was er nur erzählt. Er muß die Empfindungen, die er erregen will, in sich selbst zu haben scheinen; er muß scheinen, aus der Erfahrung, und nicht aus der bloßen Einbildungskraft zu sprechen. Diese, durch welche er seinem geschmeidigen Geiste alle mögliche Formen auf kurze Zeit zu geben und ihn in alle Leidenschaften zu setzen weiß, ist eben das, was seinen Vorzug vor andern Sterblichen ausmacht; allein es ist gleich auch das, wovon sich diejenigen, denen er versagt ist, ganz und gar keinen Begriff machen können. Sie können sich nicht vorstellen, wie ein Dichter zornig sein könne, ohne zu zürnen; wie er von Liebe seufzen könne, ohne sie zu fühlen. Sie, die alle Leidenschaften nur durch Wirklichkeiten in sich erwecken lassen, wissen von dem Geheimnisse nichts, sie durch willkürliche Vorstellungen rege zu machen. Sie gleichen den gemeinen Schiffern, die ihren Lauf nach dem Winde einrichten müssen, wenn der Dichter einem Aeneas gleicht, der die Winde in verschlossenen Schläuchen bei sich führt und sie nach seinem Laufe einrichten kann. Gleichwohl muß er, ihren Beifall zu haben, sich ihnen gleich stellen. Weil sie nicht ehr feurig von der Liebe reden können, als bis sie verliebt sind, so muß er selbst ihnen zu Gefallen verliebt sein, wenn er feurig davon reden will. Weil sie nicht wissen, wie sich der Schmerz über den Verlust einer Geliebten ausdrücken würde, ohne ihn gefühlt zu haben, so muß ihm selbst eine Neära untreu geworden sein, wann er die Natur und ihre Ausbrüche bei einer solchen Gelegenheit schildern will.

Da man aber dieses weiß oder wenigstens wissen könnte, schämt man sich denn nicht, alles im Ernste auf die Rechnung des Dichters zu schreiben, was er selbst des künstlichen Blendwerks wegen darauf geschrieben hat? Muß er denn alle Gläser geleert und alle Mädchens geküßt haben, die er geleert und geküßt zu haben vorgibt? Die Bosheit herrscht hier wie überall. Man lasse ihn die herrlichsten Sittensprüche, die erhabensten Gedanken von Gott und Tugend vortragen, man wird sich wohl hüten, sein Herz zur Quelle derselben zu machen; alles das Schöne, spricht man, sagt er als Dichter. Aber es entfahre ihm das geringste Anstößige, schnell soll der Mund von dem übergeflossen sein, dessen das Herz voll ist.

Weg also mit allen den unwürdigen Anwendungen, die man von den Gedichten des Horaz auf den moralischen Charakter des-

selben oft genug gemacht hat! Sie sind die größten Ungerechtigkeiten, die man ihm erweisen kann, und allzu oft wiederholt, werden sie endlich alle seine Nachahmer bewegen, uns die Natur nur auf ihrer störrischen Seite zu weisen und alle Grazien aus ihren Liedern zu verbannen.

Niemand hat diese verhaßten Anwendungen weiter getrieben als einige Franzosen. Und in welcher Thorheit tragen nicht immer die Franzosen den Preis davon? De la Chapelle fand mit seinen Liebsgeschichten des Catulls und Tibulls Nachahmer, so ein elender Schriftsteller er auch war. Doch habe ich es schon vergessen, daß es eben die elendesten Schriftsteller sind, welche die meisten Nachahmer finden? Nicht einer, sondern zwei wahrhafte Beauxesprits, das ist, wahrhaft seichte Köpfe, haben uns les Amours d'Horace geliefert. Der eine hat in fünf Briefen an einen Marquis — — denn ein Marquis muß es wenigstens sein, mit dem ein französischer Autor in Briefwechsel steht — — alle weibliche Namen, die in den Gedichten des Horaz vorkommen, in ein Ganzes zu bringen gewußt. Sie sind ihm eine Reihe von willigen Schwestern, die alle der flatterhafte Horaz durchgeschwärmt ist. Schon die Menge derselben hätte ihm das Abgeschmackte seines Unternehmens sichtbar machen können; allein eben dieselbe Menge macht er zu einem Beweise, daß Horaz in der Galanterie ein Held ohn Gleichen müsse gewesen sein. Er erzwingt überall aus den Worten des Dichters, welche oft die unschuldigsten von der Welt sind, kleine skandaleuse Umstände, um seinen Erdichtungen eine Art von Zusammenhang zu schaffen. Horaz, zum Exempel, begleitet die zur See gehende Galathee mit aufrichtigen Wünschen der Freundschaft; der Freundschaft, sag' ich, die ihr alle Gefährlichkeiten des tobenden Ozeans vorstellt und sie durch das Exempel der Europa, keine ungewisse Reise anzutreten, ermahnet. Dieses ist der Inhalt der 27sten Ode des dritten Buchs. Das Zärtlichste, was Horaz der Galathee darinne sagt, sind die Zeilen:

> Sis licet felix ubicunque mavis,
> Et memor nostri, Galatea, vivas.

Was kann unschuldiger sein, als diese Zeilen? Sie scheinen aus dem Munde eines Bruders geflossen zu sein, der sich einer geliebten Schwester, die ihn verlassen will, empfiehlt. Doch was nicht darinne liegt, hat der Franzose hineingelegt; er übersetzt die Worte memor nostri vivas durch daignez toujours conserver le souvenir de ma tendresse, und nunmehr ist es klar, daß Galathee eine Buhlerin des Horaz gewesen ist. Noch nicht genug; zum Trotze aller Ausleger, die zu dieser Ode setzen: „Man weiß nicht, wer diese Galathee gewesen ist, noch viel weniger, ob sie Horaz geliebt hat" — ihnen zum Trotze, sage ich, weiß er beides. „Galathee," sagt er, „war ein gutes Weibchen, so wie sie Horaz, der nun bald ausgedient hatte, brauchte. Sie wollte lieber gleich anfangs die Waffen niederlegen, als sich mit Verteidigung eines Platzes aufhalten, von dem

sie vorher sahe, daß er sich doch würde ergeben müssen. Ihre Leidenschaften waren sehr feurig, und die Heftigkeit derselben war in allen ihren Mienen zu lesen. Ihr Mund war von den häufigen Küssen, die sie zu empfangen gewohnt war, wie verwelkt. Alles das machte sie für den Horaz recht bequem, für ihn, der gleichfalls gern so geschwind als möglich zu entern suchte; nur schade, daß sie sich etwas mehr von ihm versprach als kalte Versicherungen seiner Treue. Sie ließ es ihm daher auch gar bald merken, daß nichts als Liebe selten ein Frauenzimmer zur Liebe bewege. Den Verfolgungen dieses abgelebten Liebhabers zu entgehen und, was das Vornehmste war, sich für seine Lieder, für die gewöhnlichen Werkzeuge seiner Rache, in Sicherheit zu setzen, beschloß sie, Rom zu verlassen. Sie machte sich fertig, zur See zu gehen, um vielleicht auf gut Glück ihren Mann aufzusuchen." —

Ist es erlaubt, solche Nichtswürdigkeiten zu erdenken, die auch nicht den allermindesten Grund haben? Doch ich will mich bei diesem Schriftsteller nicht aufhalten. Gegen das Andenken eines großen Dichters so wenig Ehrerbietigkeit haben, daß man sich nicht scheuet, es durch einen unsinnigen Roman zu verdunkeln, ist ein Beweis der allerpöbelhaftesten Art zu denken und des allerelendesten Geschmacks. Genug, daß jedem, der die Oden gegen einander halten will, die Horaz an einerlei Frauenzimmer dem Namen nach geschrieben zu haben scheinet, Widersprüche in die Augen fallen werden, die sogleich das Erdichtete der Gegenstände verraten. Mehr braucht es nicht, aus allen seinen Lydien, Neären, Chloën, Leukonoën, Glyceren, und wie sie alle heißen, Wesen der Einbildung zu machen. Wesen der Einbildung, wofür ich beiläufig auch meine Phyllis und Laura und Corinna erklären will. — — Wird man nicht lachen, daß man mich um meinen Nachruhm so besorgt sieht?

Aber ich will wohl also gar den Horaz zu einem Priester der Keuschheit machen? Nichts weniger als das. Er mag immer geliebt haben; wenn ich nur so viel für ihn erlange, daß man seine Oden nicht wider ihn brauchen darf und die Spiele seines Witzes nicht zu Bekenntnissen seines Herzens macht. Ich dringe hierauf besonders deswegen, um ihn von dem widernatürlichen Verbrechen der Wollüstlinge seiner Zeit loszusprechen und wenigstens die weichlichen Knaben, den Ligurin und Lyciscus, aus der Rolle seiner Buhlerinnen zu streichen.

Um es wahrscheinlich zu machen, daß Horaz nur das erlaubtre Vergnügen genossen habe, erinnre man sich des Eifers, mit welchem er den Ehebruch bestraft. Man lese seine sechste Ode des dritten Buchs. Was für eine Strophe!

Fecunda culpae saecula nuptias
Primum inquinavere et genus et domos;
  Hoc fonte derivata clades
    In patriam populumque fluxit.

Konnte er die Verletzung des ehelichen Bandes mit schrecklichern Farben abschildern, als daß er sie zur Quelle machte, woraus alles Unglück über die Römer dahergeflossen sei? Nicht genug, daß er dieses Laster als Laster verfolgte, er bestrebte sich sogar, es lächerlich zu machen, um seine Römer durch das Ungereimte davon abzuhalten, wovon sie die Furcht der Strafe nicht abhalten konnte. Ich berufe mich deswegen auf seine zweite Satire des ersten Buchs. Auf was dringt er mehr als auf die Verschonung der Matronen? Er beschreibt ihren Genuß unsicher, mit weniger Reiz verbunden als den Genuß lediger Buhlerinnen und mit hundert Gefahren umgeben, die man in den Armen einer Freigelassenen nicht zu befürchten habe. — — Sollte also wohl der, welcher für die gesellschaftlichen Gesetze so viel Ehrerbietung hatte, die weit heiligern Gesetze der Natur übertreten haben? Er kannte sie, diese Natur, und wußte, daß sie unsern Begierden gewisse Grenzen gesetzt habe, welche zu kennen eine der ersten Pflichten sei.

Nonne cupidinibus statuit natura modum? quem
Quid latura sibi, quid sit dolitura negatum,
Quaerere plus prodest, et inane abscindere soldo.

Ich kann es zwar nicht verbergen, daß er in eben dieser Satire von dem Gebrauche der Knaben ziemlich gleichgültig spricht; aber wie? So, daß er zugleich deutlich zeigt, nach seinem Geschmacke sei ihm der gewöhnlichste Weg der liebste. Es ist wahr, er sagt:

tument tibi quum inguina, num, si
Ancilla aut verna est praesto puer, impetus in quem
Continuo fiat, malis tentigine rumpi?

Es ist wahr, er setzt sogleich hinzu: non ego. Allein er schließt auch in den nachfolgenden Versen seine Begierde offenbar nur auf die erste ein, so daß er durch dieses Bekenntnis weiter nichts sagen will, als daß er parabilem venerem facilemque liebe. Er fährt fort:

Haec ubi supposuit dextro corpus mihi laevum,
Ilia et Egeria est; do nomen quodlibet illi.

Ich dringe auf das haec und bemerke noch dabei, daß Horaz die Natur so geliebt habe, daß er auch an dieser Haec nicht einmal die Schminke und die hohen Absätze leiden wollen,

ut neque longa
Nec magis alba velit, quam det natura, videri.

Nimmermehr wird man mich überreden können, daß einer, welcher der Natur in solchen Kleinigkeiten nachgehet, sie in dem Allerwichtigsten sollte verkannt haben. Der, welcher von einem Laster, das die Mode gebilliget hat, so wie von einer Mode redet, die man mitmachen kann oder nicht, muß deswegen nicht dieses Laster

selbst ausgeübet haben. Er kann es im Herzen verdammen, ohne deswegen wider den Strom schwimmen zu wollen.

Damit ich mich aber nicht bloß bei allgemeinen Entschuldigungen aufzuhalten scheine, so will ich mich zu einer von den Oden selbst wenden, die seine Knabenliebe, wie man sagt, beweisen. Ich wähle die erste des vierten Buchs. Sie ist an die Venus gerichtet und von dem Dichter in einem Alter von fast funfzig Jahren gesungen worden. Er bittet darinne die Göttin, ihn nicht aufs neue zu bekriegen, sondern sich vielmehr mit allen ihren Reizungen zu dem Maximus zu verfügen, welcher nicht unterlassen werde, ihr einen marmornen Altar zu errichten und den lieblichsten Weihrauch bei festlichen Tänzen zu ihr aufsteigen zu lassen. Für ihn selbst schicke es sich nun nicht mehr, bei dem freundlichen Kampfe der Becher die Haare mit Blumen zu durchflechten und allzu leichtgläubig auf Gegenliebe zu hoffen — Hier bricht der Dichter ab und fügt durch eine ihm eigne Wendung hinzu:

Sed cur heu, Ligurine, cur
  Manat rara meas lacrima per genas?
Cur facunda parum decoro
  Inter verba cadit lingua silentio?
Nocturnis te ego somniis
  Jam captum teneo, jam volucrem sequor
Te per gramina Martii
  Campi, te per aquas, dure, volubiles.

Was läßt sich Zärtlichers gedenken als diese Stelle? Wenn sie doch nur keinen Ligurin beträfe! Doch wie, wenn Ligurin nichts als ein Gedanke des Dichters wäre? Wie, wann es nichts als eine Nachbildung des Anakreontischen Bathylls sein sollte? Ich will es entdecken, was mich auf diese Vermutungen bringt. Horaz sagt in der vierzehnten Ode des fünften Buchs:

Non aliter Samio dicunt arsisse Bathyllo
  Anacreonta Teium,
Qui persaepe cava testudine flevit amorem
  Non elaboratum ad pedem.

Unter den Liedern des Anakreons, wie wir sie jetzt haben, werden etwa drei an den Bathyll sein, welche aber alle von einem ganz andern Charakter sind, als daß ihnen das flevit zukommen könnte. Diejenigen müssen also verloren gegangen sein, welche Horaz hier in Gedanken hatte. Fragt man mich aber, was man sich für eine Vorstellung von denselben zu machen habe, so muß ich sagen, daß ich mir sie vollkommen wie die angeführte Stelle des Horaz von seinem Ligurin einbilde. Unmöglich kann der Grieche seine Liebe glücklicher dahergeweinet haben! Oder vielmehr, unmöglich hätte der Römer sie so glücklich dahergeweint, wenn er das Muster seines Lehrers in der Zärtlichkeit nicht vor sich gehabt hätte. Mit einem

Worte also: Horaz, welcher allen griechischen Liederdichtern die schönsten Blumen abborgte und sie mit glücklicher Hand auf den römischen Boden zu verpflanzen wußte; Horaz, sage ich, ward von den verliebten Thränen des Anakreons so gerührt, daß er sie zu den seinigen zu machen beschloß. Man kann zwar, wie gesagt, das Lied des Griechen nicht dagegen aufstellen; allein ich frage Kenner, welche die eigentümlichen Bilder des einen und des andern Dichters zu unterscheiden vermögen, ob sie nicht lauter Anakreontische in der Stelle des Horaz finden. Ja gewiß; und dieses noch um so viel deutlicher, da man schon in den übrig gebliebenen Liedern des Anakreons ähnliche Züge aufweisen kann. Man erinnere sich unter andern des achten, wo sich der Tejer im Traume sowohl mit schönen Mädchens als Knaben herumjagt. Man erinnere sich ferner des siebenten, wo Amor mit einem hyacinthnen Stabe den Anakreon durch Felder und Gesträuche, durch Thäler und Flüsse vor sich her treibt. Lauter gleichende Dichtungen! Und wann Horaz die beiden Zeilen:

Cur facunda parum decoro
Inter verba cadit lingua silentio?

nicht auch dem Anakreon zu danken hat, so hat er sie wenigstens der Sappho abgesehen, die schon längst vor ihm das finstre Stillschweigen zu einem verräterischen Merkmale der Liebe gemacht hatte. Man vergleiche sie nur mit der Uebersetzung des Catulls:

— — — nihil est super mi
Quod loquar amens.
Lingua sed torpet — — —

Wann nun also diese Nachahmung seine Richtigkeit hat, so habe ich mich weiter auf nichts als auf eine ganz bekannte Anmerkung zu berufen. Auf diese nämlich, daß eine wahre Leidenschaft viel zu unruhig ist, als daß sie uns Zeit lassen sollte, fremde Empfindungen nachzubilden. Wenn man das, was man fühlt, singt, so singt man es allezeit mit ursprünglichen Gedanken und Wendungen. Sind aber diese angenommen, so ist auch gewiß ihr ganzer Grund angenommen. Der Dichter hat alsdenn ruhig in seiner Stube gesessen, er hat die Züge der schönen Natur aus verschiedenen Bildern mühsam zusammengesucht und ein Ganzes daraus gemacht, wovon er sich selbst aus einem kleinen Ehrgeize zum Subjekte annimmt. Ich verrate hier vielleicht ein Geheimnis, wovon die galante Ehre so mancher witzigen Köpfe abhängt; doch ich will es lieber verraten, als zugeben, daß es unverraten schimpfliche Vermutungen veranlasse.

Aber, wird man vielleicht einwenden, hat denn Horaz nicht etwas Edlers nachbilden können als die Symptomata eines so häßlichen Lasters? Und verrät denn nicht schon die Nachbildung desselben einen Wohlgefallen daran? Das erste gebe ich zu, das

andre aber leugne ich. Er würde etwas Edlers in der Liebe nachgebildet haben, wann zu seiner Zeit etwas Edlers darinne Mode gewesen wäre. Wäre dieses aber gewesen, und hätte er es nachgebildet, zum Exempel alle Täuschereien der Platonischen Liebe, so könnte man doch daraus eben so wenig auf seine Keuschheit schließen, als man jetzt aus dem Gegenteile auf seine Unkeuschheit zu schließen befugt ist.

Wem aber alles dieses noch nicht genug ist, den Horaz von der Knabenliebe loszusprechen, den bitte ich, sich aus der Geschichte des Augustus noch folgender Umstände zu erinnern. Ich bitte ihn, an das Gesetz de adulteriis et pudicitia und an das Gesetz de maritandis ordinibus zu denken. Wie angelegen ließ es sich dieser Kaiser sein, ihre alte Kraft wieder herzustellen, um allen Ausschweifungen der Unzucht, die in den gesetzlosen Zeiten des bürgerlichen Krieges eingerissen waren, vorzukommen. Das erstre Gesetz, welches lex Julia genennet ward, bestrafte die Knabenschänderei weit härter, als sie ein älteres Gesetz, lex Scantinia, bestraft wissen wollte. Das zweite verbot eben dieses Laster, in soferne es schnurstracks mit der Vermehrung des menschlichen Geschlechts streitet, auf welche niemals ein Staat aufmerksamer war als der römische. Man kann es bei dem Sueton (Hauptstück 34) nachlesen, wie viel Mühe es dem August gekostet hat, mit Erneuerung besonders des letztern Gesetzes durchzudringen, und wie sorgfältig er alle Schlupflöcher, wodurch man sich der Verbindlichkeit desselben zu entziehen suchte, verstopft hat. Nun muß man entweder in das Wesen eines Hofmanns, welcher auch seine liebsten Leidenschaften unterdrückt, sobald er dem dadurch zu gefallen hofft, von welchem er alle sein Glück erwartet, nicht tief eingedrungen sein, oder man muß glauben, daß Horaz ein schlechter Hofmann gewesen ist, wenn man ihn für fähig halten will, durch sein eigen Exempel die Verachtung der liebsten Gesetze seines Kaisers befördert zu haben. Seines Kaisers, den er selbst an mehr als einem Orte dieser heiligen Anstalten wegen lobt:

Nullis polluitur casta domus stupris:
Mos et lex maculosum edomuit nefas,
Laudantur simili prole puerperae:
  Culpam poena premit comes.

Alles dieses, sagt Horaz, sind die Vorteile der Regierung unsers Augustus! Man versteht ihn aber sehr schlecht, wenn man das maculosum nefas für etwas anders annimmt als für das Laster, von welchem hier die Rede ist. Auch diesem Laster folgte die Strafe auf dem Fuße nach: culpam poena premit comes. Und Horaz sollte es gleichwohl begangen haben? Ich will nicht hoffen, daß man Verleumdungen mit Verleumdungen beweisen und den August selbst in gleiche Verdammnis werde setzen wollen. Es ist wahr, wie Sueton meldet, so hat man ihm in seinen jüngern Jahren ver-

schiedne schändliche Verbrechen vorgeworfen. Sex. Pompejus ut effeminatum insectatus est; M. Antonius, adoptionem avunculi stupro meritum etc. Aber waren nicht Pompejus und Antonius seine Feinde? Und sagt nicht Sueton selbst bald darauf: ex quibus sive criminibus sive maledictis infamiam impudicitiae facillime refutavit, et praesentis et posterae vitae castitate? Der Ehebruch war das einzige, wovon ihn auch seine Freunde nicht loszählen konnten; sie machten ihn aber, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, mehr zu einer Staatslist als zu einer grenzenlosen Wollust. Adulteria quidem exercuisse ne amici quidem negant: excusantes sane, non libidine sed ratione commissa; quo facilius consilia adversariorum per cujusque mulieres exquireret. Man weiß, daß ein neuer August eben diesen Weg ging, den er aber eben nicht aus der Geschichte brauchte erlernet zu haben.

Ich weiß nicht, ob ich noch eine kahle Ausflucht hier zu widerlegen nötig habe. Man könnte sagen, Horaz habe sich der Knabenliebe schuldig gemacht, noch ehe August die Gesetze darwider erneuert hätte. Doch haben wir nicht oben ausdrücklich gesehen, daß der Dichter an die funfzig Jahr alt war, als er sich in den Ligurin verliebt stellte? Dieser Zeitpunkt fällt lange nach dem erstern, und wer weiß, welcher gute Geist den Horaz getrieben hat, ihn zu seiner künftigen Entschuldigung so genau anzumerken. August hatte damals längst die Knabenliebe durch die schärfsten Gesetze aus dem Staate verbannt; aber sie aus den Liedern der Dichter zu verbannen, die sich gerne keinen Gegenstand entziehen lassen, an welchem sie ihren Witz zeigen können, war niemals sein Wille gewesen. Er konnte es allzu wohl wissen, daß in den Versen nur ihr Schatten wäre, welcher dem menschlichen Geschlechte wenig Abbruch thun würde.

Wenn ich nunmehr auf alles das zurücksehe, was ich in dem Punkte der Unkeuschheit zur Rettung meines Dichters beigebracht habe, obschon ein wenig unordentlich, wie ich leider gewahr werde — — so glaube ich wenigstens so weit gekommen zu sein, daß man aus dem untergeschobenen Zeugnisse nichts und aus seinen eignen Gedichten noch weniger als nichts schließen darf. Es bleibet vielmehr bei dem Urteile des Augustus: purissimus penis! Das letztere, weil er freilich wohl seinen Teil an den fleischlichen Ergetzungen mochte genossen haben; das erstere aber, weil er durchaus in den Grenzen der Natur geblieben war. — — Doch genug hiervon!

Ich wende mich zu einer zweiten Beschuldigung, welche einen Römer, in sofern er ein Römer ist, fast noch mehr schimpfet als die erste. Horaz soll ein feigherziger Flüchtling gewesen sein, welcher sich nicht geschämt habe, seine Schande selbst zu gestehen. Man weiß, daß Horaz, als er sich in Athen, seine Studien fortzusetzen, befand, unter der Armee des Brutus Dienste nahm. Die historischen Umstände davon sind zu bekannt, als daß ich mich dabei aufhalten dürfte. Man weiß, wie unglücklich die Schlacht bei Philippis für

den Brutus ausfiel. Sie ist es, an welche Horaz in der siebenten Ode des zweiten Buchs seinen Freund, den Pompejus Varus, erinnert:

Tecum Philippos, et celerem fugam
Sensi, relicta non bene parmula,
Cum fracta virtus, et minaces
Turpe solum tetigere mento.

Was für ein Bekenntnis! rufen alle aus, die sich des Schimpfs erinnern, der sowohl bei den Griechen als Römern mit dem Verluste des Schildes verbunden war — — Wir wollen doch sehen, ob sie diese Ausrufung nötig haben.

Ich will nicht darauf dringen, daß ein Soldat, der sein Schild in der Schlacht eingebüßt, gleichwohl vollkommen tapfer könne gewesen sein; daß er es nur eben dadurch könne eingebüßt haben, weil er allzu tapfer gewesen ist. Ich will nicht anführen, daß es eine Thorheit ist, sich die Flucht durch eine unnötige Last schwer zu machen, wenn man sie ein vor allemal ergreifen muß. Alle diese Entschuldigungen möchten zu allgemein sein und also nichts entschuldigen, ob ich gleich die erstre auf einen sehr hohen Grad der Wahrscheinlichkeit bringen könnte. Horaz war ein junger Mensch ohne Ahnen und Vermögen, und dennoch gelangte er gleich anfangs zu der Würde eines Tribuns. Ist es also nicht klar, daß Brutus persönliche Eigenschaften in ihm müsse entdeckt haben, welche den Mangel an Ahnen und Vermögen ersetzen? Was konnten dieses aber für Eigenschaften sein, wenn es nicht ein entschiedner Mut und eine vorzügliche Fähigkeit zur Kriegskunst wären? Und rühmt er nicht in eben dieser Ode selbst von sich, daß er noch vor der Schlacht bei Philippis sein Leben mehr als einmal in die Schanze geschlagen habe?

O saepe mecum tempus in ultimum
Deducte — —

Oder will man ihm dieses für eine Prahlerei auslegen und ihm nirgends als da glauben, wo er seine Schande bekannt zu machen scheinet?

Doch, wie gesagt, alle diese Ausflüchte sind mir zu klein. Wäre Horaz auch sonst noch so tapfer gewesen, so würde es ihm dennoch zu wenig Ehren gereichen, wenn ihn gleich bei der wichtigsten Gelegenheit sein Mut verlassen hätte. Bei kleinen Scharmützeln etwas wagen und in einem ernstlichen Treffen davonfliehen, schickt sich wohl für einen Husaren, aber für keinen Römer. Ich bin folglich mit allen seinen Auslegern sehr schlecht zufrieden, die ihn durch nichts anders zu entschuldigen wissen als durch die überlegene Macht des Augustus; die das Geständnis seiner Flucht aufs höchste zu einer feinen Schmeichelei machen und dabei den Umstand des weggeworfenen Schildes als eine sichere Wahrheit annehmen.

Es kömmt darauf an, ob ich es besser treffen werde. Ich erinnerte mich zur rechten Zeit, bei dem Dio Cassius gelesen zu haben (B. 47), daß die Sieger nach der verlornen Schlacht bei Philippis die Flüchtigen zwar scharf verfolgten, daß sie aber keinen einzigen weder töteten noch gefangen nahmen, sondern sie bloß so viel als möglich zerstreueten, damit sie sich auf keine Art widersetzen könnten — Was konnte mir also natürlicher einfallen als der Gedanke, daß Horaz, wenn er wirklich sein Schild weggeworfen hätte, es ganz und gar ohne Ursach müsse weggeworfen haben? Konnte er denn nicht etwa gemächlich genug fliehen? Er brauchte ja so geschwind eben nicht zu sein, da weder Tod noch Gefangenschaft hinter ihm her waren. Mit dieser vorgefaßten Meinung las ich die gleich darauf folgenden Zeilen:

Sed me per hostes Mercurius celer
Denso paventem sustulit aëre.

Man darf, glaub' ich, der Scharfsinnigste eben nicht sein, in diesen Worten den Dichter zu entdecken, der nichts weniger als ein Geschichtschreiber sein will. Auch darf man der Belesenste nicht sein, um zu wissen, daß Horaz hier den Homer nachgeahmt hat, bei dem es eben nichts Seltnes ist, daß ein Gott mitten in der Feldschlacht einen umringten Helden mit einer dicken Wolke umgibt und ihn auf diese Art seinen Feinden entrückt. Wie aber, wann auch die vorhergehenden Zeilen von dieser Art wären? Wie, wenn man auch in jenen Spuren einer Nachahmung fände, die den Dichter mehr zu sagen verführt hätte, als er der strengen Wahrheit gemäß hätte sagen sollen? Würde nicht daraus folgen, daß man von dem weggeworfenen Schilde nicht mehr und nicht weniger glauben müsse als von der Wolke, in die ihn Merkur soll gehüllt haben?

Man erinnere sich also, was uns Herodotus und Strabo von dem Alcäus, demjenigen lyrischen Dichter, melden, welchen Horaz zu seinem vornehmsten Muster gemacht hatte. Dieser Grieche war so wenig ein bloßer Poete, daß er vielmehr die Poesie nur dessentwegen zu lieben schien, weil er durch sie seinen Haß wider die Unterdrücker des Vaterlandes am nachdrücklichsten erklären konnte. Er war der Gegner des Pittacus, der die Oberherrschaft in Mitylene mit Gewalt an sich riß und den ein paar Sittensprüche, die noch so ziemlich sind, unter die Zahl der sieben Weisen gesetzt haben. Sein Unglück wollte, daß er nicht allein diesem seinem Feinde in die Hände fiel, sondern auch in einem Treffen, welches die Athenienser wider die von Lesbos gewannen, sein Leben mit der Flucht retten und seine Waffen im Stiche lassen mußte. Man weiß, daß er diesen Umstand in seinen eignen Gedichten nicht verschwiegen hat und ihn auch nicht zu verschweigen brauchte, weil er schon zu viel Proben von seiner Tapferkeit gegeben hatte, als daß ihm dieser Zufall hätte nachteilig sein können. Die Athenienser hingen seine Waffen in einem Tempel der Pallas auf, und auch dieses war ein

Beweis, daß man sie für keine schlechte Beute müsse angesehen haben — Vollkommen in diesem Falle war nun zwar Horaz nicht; aber was hindert uns gleichwohl zu glauben, daß Pompejus Varus, an welchen er die Ode richtet und den er primum suorum sodalium nennet, genugsam von dem Mute des Horaz könne überzeugt gewesen sein, um das weggeworfene Schild für nichts als für einen poetischen Zug anzusehen? Für einen Zug, der seinem Freunde eine Gleichheit mit demjenigen Griechen geben sollte, mit welchem er so viel Aehnliches als möglich zu haben wünschte.

Kurz, die ganze siebente Ode des zweiten Buchs ist nichts als ein Scherz. Und was ist im Scherze gewöhnlicher, als daß man sich selbst eine ganz andre Gestalt gibt; daß sich der Tapfre als einen Feigen und der Freigebige als einen Knicker abbildet! In diesen Verstellungen liegt nur allzu oft ein feines Eigenlob, von welchem vielleicht auch Horaz hier nicht freizusprechen ist. Vielleicht war er einer von denen, die sich bei Philippis am tapfersten gehalten hatten; vielleicht wußte er seine Thaten auf keine feinre und zugleich klügre Art zu erwähnen als durch das Gegenteil. Ich sage: auf keine klügere Art, weil es ihm nach der Zeit, als einem Lieblinge des Augusts, sehr schlecht angestanden hätte, so geradehin damit zu prahlen. Ich berufe mich deswegen kühnlich auf die Empfindung aller Dichter, ob sie wohl, wenn sie an des Horaz Stelle gewesen wären, aus einer andern Ursache etwas Schlechtes von sich würden gesagt haben, als um etwas desto Rühmlichers darunter verstehen zu lassen.

Was mich noch mehr in der Vermutung bestärkt, daß das weggeworfne Schild eine poetische Verkleinerung seiner selbst sei, ist die zweite Stelle, wo Horaz seines Soldatenstandes gedenkt. Sie befindet sich in dem zweiten Briefe des zweiten Buchs und also in einer Art von Gedichten, die der Wahrheit historischer Umstände weit fähiger ist als eine Ode. Was sagt er aber da von seiner Flucht? Nichts als:

> Unde simul primum me dimisere Philippi
> Decisis humilem pennis, inopemque paterni
> Et laris et fundi: paupertas impulit audax
> Ut versus facerem — —

Kein einziger Ausleger scheint mir auf das Wort dimisere gehörig Achtung gegeben zu haben, und auch die Ueberseher übersehen es alle. Dimittere ist ein militärisches Wort und bedeutet eine rühmliche Abdankung. Exercitum dimittere wird man unzähligemal bei den klassischen Schriftstellern, besonders den Geschichtschreibern, antreffen, wo es überall die Armee auseinanderlassen heißt, und zwar mit Erkennung ihrer geleisteten Dienste. Nimmermehr kömmt dieses Wort einem Flüchtigen, geschweige einem, der seine Waffen im Stiche gelassen hat, zu. Beide wurden nach der römischen Kriegszucht gestraft und nicht dimittirt. Da aber Horaz dieses

letztere von sich sagt, muß er sich nicht eines weit Bessern bewußt gewesen sein, als was er sich im Scherze gegen einen vertrauten Freund schuld gibt?

Daß verschiedne Sprachforscher die erwähnte Nachahmung des Alcäus gewußt und gleichwohl nicht die gehörige Folgerung daraus gezogen haben, wundert mich nicht; aber daß Bayle sie gewußt und nicht nach seiner Scharfsinnigkeit angewendet hat, das wundert mich. Er sagt unter dem Artikel dieses Griechen: „Derjenige unter den lateinischen Poeten, welcher dem Alcäus am ähnlichsten ist, hat so wohl als er in seinen Gedichten bekannt, daß er sich mit Wegwerfung seiner Waffen als eines den Flüchtigen ganz unnützen Dinges mit der Flucht aus der Schlacht gerettet habe. Dem Archilochus begegnete vor dem Alcäus dergleichen Zufall, und er bekannte ihn öffentlich. Horaz würde vielleicht in diesem Stücke nicht so aufrichtig gewesen sein, wenn er nicht die großen Beispiele vor Augen gehabt hätte.“ Diese großen Beispiele, hätte Bayle vielmehr sagen sollen, machten ihn noch mehr als aufrichtig; sie machten ihn zum Selbstverleugner, welchem es nicht genug war, seinen griechischen Mustern in der Flucht ähnlich zu sein, wenn er ihnen nicht auch in der schimpflichen Flucht gleichen sollte. So viel er dadurch bei Unwissenden auf der Seite des tapfern Mannes verlor, so viel und noch mehr gewann er auf der Seite eines Freundes der Musen. Wenn er Tribun geblieben wäre, so würde ihn vielleicht das Beispiel des Epaminondas zu dem Wunsch bewogen haben, auf seinem Schilde zu sterben; da aber aus dem Tribun ein Dichter geworden war, so war das Beispiel eines Alcäus für ihn reizender. Es war ihm angenehm, das Volk denken zu lassen, zwei Dichter, die einerlei Schicksal gehabt, könnten nicht anders als auch einerlei Geist haben.

Nichts ist daher abgeschmackter als die Folgerung, welche Herr Müller aus dieser Aehnlichkeit ziehen wollen. Hieraus, sagt er an dem angeführten Orte, sollte man fast das Vorurteil fassen, daß die geistigsten Odendichter eben nicht die tapfersten Soldaten sind. — — Das fast ist ein recht nützliches Wörtchen, wenn man etwas Ungereimtes sagen und zugleich auch nicht sagen will.

Je größer überhaupt der Dichter ist, je weiter wird das, was er von sich selbst mit einfließen läßt, von der strengen Wahrheit entfernt sein. Nur ein elender Gelegenheitsdichter gibt in seinen Versen die eigentlichen Umstände an, die ein Zusammenschreiber nötig hat, seinen Charakter einmal daraus zu entwerfen. Der wahre Dichter weiß, daß er alles nach seiner Art verschönern muß und also auch sich selbst, welches er oft so fein zu thun weiß, daß blöde Augen eine Bekenntnis seiner Fehler sehen, wo der Kenner einen Zug seines schmeichelnden Pinsels wahrnimmt.

Noch weit schwerer oder vielmehr gar unmöglich ist es, aus seinen Gedichten seine Meinungen zu schließen, sie mögen nun die Religion oder die Weltweisheit betreffen; es müßte denn sein, daß

er die einen oder die andern in eigentlichen Lehrgedichten ausdrücklich hätte entdecken wollen. Die Gegenstände, mit welchen er sich beschäftiget, nötigen ihn, die schönsten Gedanken zu ihrer Ausbildung von allen Seiten zu borgen, ohne viel zu untersuchen, welchem Lehrgebäude sie eigen sind. Er wird nicht viel Erhabnes von der Tugend sagen können, ohne ein Stoiker zu scheinen, und nicht viel Rührendes von der Wollust, ohne das Ansehen eines Epikurers zu bekommen.

Der Odendichter besonders pflegt zwar fast immer in der ersten Person zu reden, aber nur selten ist das Ich sein eigen Ich. Er muß sich dann und wann in fremde Umstände setzen oder setzt sich mit Willen hinein, um seinen Witz auch außer der Sphäre seiner Empfindungen zu üben. Man soll den Rousseau einsmals gefragt haben, wie es möglich sei, daß er eben so wohl die unzüchtigsten Sinnschriften als die göttlichsten Psalme machen könne. Rousseau soll geantwortet haben, er verfertige jene eben so wohl ohne Ruchlosigkeit als diese ohne Andacht. Seine Antwort ist vielleicht zu aufrichtig gewesen, obgleich dem Genie eines Dichters vollkommen gemäß.

Wird also nicht schon diese einzige Anmerkung hinlänglich sein, alles, was man von der Philosophie des Horaz weiß, zu widerlegen? Und was weiß man denn eigentlich davon? Dieses, daß er in seinem Alter, als er ein ernsthaftes Geschäfte aus derselben zu machen anfing, auf keines Weltweisen Worte schwur, sondern das Beste nahm, wo er es fand, überall aber diejenigen Spitzfindigkeiten, welche keinen Einfluß auf die Sitten haben, unberühret ließ. So malt er sich in dem ersten Briefe seines ersten Buchs, an einem Orte, wo er sich ausdrücklich malen will. Alles, was man außer diesen Zügen hinzusetzet, sind die ungegründesten Folgerungen, die man aus dieser oder jener Ode ohne Geschmack gezogen hat.

Wir wollen ein Exempel davon an der bekannten Ode Parcus Deorum cultor etc., welches die vierunddreißigste des ersten Buchs ist, sehen. Es ist unbeschreiblich, was man für wunderbare Auslegungen davon gemacht hat. Ich glaube diese Materie nicht besser schließen zu können, als wenn ich meine Gedanken darüber mitteile, die ich dem Urteile derjenigen überlassen will, welche Gelehrsamkeit und Geschmack verbinden. Hier ist die Ode und zugleich eine Uebersetzung in einer so viel als möglich poetischen Prose. Ich glaube, dieses wird besser sein, als wenn die Poesie so viel als möglich prosaisch wäre.

34. Ode des ersten Buchs.

Parcus Deorum cultor et infrequens
Insanientis dum sapientiae
  Consultus erro, nunc retrorsum
    Vela dare atque iterare cursus

Cogor relictos: namque Diespiter
Igni corusco nubila dividens
Plerumque, per purum tonantes
Egit equos, volucremque currum:
Quo bruta tellus et vaga flumina,
Quo Styx, et invisi horrida Taenari
Sedes, Atlanteusque finis
Concutitur. Valet ima summis
Mutare et insignem attenuat Deus
Obscura promens. Hinc apicem rapax
Fortuna cum stridore acuto
Sustulit; hic posuisse gaudet.

Uebersetzung.

„In unsinnige Weisheit vertieft, irrt' ich umher, ein karger, saumseliger Verehrer der Götter. Doch nun, nun spann' ich, den verlaßnen Lauf zu erneuern, gezwungen die Segel zurück.

„Denn sonst nur gewohnt, die Wolken mit blendenden Blitzen zu trennen, trieb der Vater der Tage durch den heitern Himmel die donnernden Pferde und den beflügelten Wagen.

„Auf ihm erschüttert er der Erde sinnlosen Klumpen und die schweifenden Ströme, auf ihm den Styx und die nie gesehenen Wohnungen im schrecklichen Tänarus und die Wurzeln des Atlas.

„Gott ist es, der das Tiefste ins Höchste zu verwandeln vermag, der den Stolzen erniedrigt und das, was im Dunkeln ist, hervorzieht. Hier riß mit scharfem Geräusche das räuberische Glück den Wipfel hinweg, und dort gefällt es ihm, ihn anzusetzen."

* * *

Es wird nötig sein, ehe ich mich in die Erklärung dieser Ode einlasse, einige grammatikalische Anmerkungen zur Rettung meiner Uebersetzung beizubringen. Gleich in dem ersten Worte habe ich mir die Freiheit genommen, den Haufen der Ausleger zu verlassen. Parcus ist ihnen so viel als rarus, selten. Und infrequens? Auch selten. So verschwendrisch mit den Worten ist Horaz schwerlich gewesen. Zwei Beiwörter, die nur Einerlei sagen, sind seine Sache gar nicht. Dacier spricht, parcus cultor Deorum bedeute nicht sowohl einen, welcher die Götter wenig verehrt, als vielmehr einen, der sie ganz und gar nicht verehrt. Wir wollen es annehmen; aber was heißt denn nun infrequens cultor? Infrequens, sagt dieser Kunstrichter, ist ein sehr merkwürdiges Wort, dessen Schönheit man nicht genugsam eingesehen hat. Es ist eine Metapher, die von den Soldaten genommen worden, welche sich von ihren Fahnen entfernen. Er beweiset dieses aus dem Festus, welcher mit ausdrücklichen Worten sagt: infrequens appellabatur miles qui abest, abfuitve a signis. — — Ein klares Exempel, daß es den Criticis gleichviel ist, ob sie ihren Schriftsteller etwas

Ungereimtes sagen lassen oder nicht, wann sie nur ihre Belesenheit auskramen können! Nach dem Sinne des Dacier müßte man also die Worte parcus Deorum cultor et infrequens übersetzen: ich, der ich die Götter ganz und gar nicht verehrte und ihren Dienst oft unterließ, bei welchem ich gleichwohl wie der Soldat bei der Fahne hätte verharren sollen. Der geringste Silbenhenker würde kein so widersinniges Klimax gemacht haben — Aber was hat denn alle diese Leute bewogen, von der natürlichen Bedeutung der Worte abzugehen? Warum soll denn parcus hier nicht heißen, was es fast immer heißt? Macht nicht karger Verehrer der Götter einen sehr schönen Sinn, wenn man überlegt, daß ein Heide in Erwählung schlechter Opfer und in ihrer Seltenheit eine sehr unheilige Kargheit verraten konnte? Das andere Beiwort infrequens habe ich durch saumselig gegeben; selten aber würde vielleicht eben so gut gewesen sein. Der Sinn, den ich ihm beilege, ist dieser, daß es einen anzeiget, welcher sich selten in den Tempeln bei feierlicher Begehung der Festtäge und öffentlichen Opfern einfand. Wenn man die beiden Erklärungen annimmt, so wird man hoffentlich einsehen, daß Horaz nichts umsonst gesetzt hat. Herr Lange hat parcus durch träge gegeben; aus was für Ursachen, kann unmöglich jemand anders als er selbst wissen; doch vielleicht auch er selbst nicht einmal.

Bei der zweiten Strophe muß ich dieses erinnern, daß ich von der gewöhnlichen Interpunktion, doch noch ohne Vorgänger, abgegangen bin. Die meisten Ausgaben haben das Komma nach dividens; so viel ich mich erinnere, der einzige Baxter setzt es nach plerumque und beruft sich deswegen auf den Scholiasten. Baxter hat Recht, und wann er sich auch auf keinen Währmann berufen könnte. Ich glaube nicht, daß man leichter ein klärer Beispiel finden könne, was für Zweideutigkeiten die lateinische Sprache unterworfen sei, als das gegenwärtige. Horaz kann eben so wohl gesagt haben: Diespiter igni corusco plerumque nubila dividit, als plerumque per purum tonantes egit equos. Beides aber kann er doch nicht zugleich gesagt haben, und man muß also dasjenige wählen, welches den ungezwungensten Verstand gibt. Nun ist es wohl keine Frage, ob es öftrer bei heiterm Himmel oder öftrer alsdann donnert, wenn der Himmel mit Wolken umzogen ist. Soll also der Dichter nichts Ungereimtes gesagt haben, so kann nur die erstre Auslegung stattfinden, welcher ich in der Uebersetzung gefolgt bin; ob ich gleich ganz gerne gestehe, daß es sonst der Gebrauch des Horaz nicht ist, die Adverbia so nachzuschleppen, als er es hier mit dem plerumque thut. Doch lieber ein paar verkehrte Worte als einen verkehrten Sinn! Verschiedene Ausleger scheinen den letztern gemerkt zu haben, wann sie das plerumque zu per purum egit zögen, und suchen sich also durch besondre Wendungen zu helfen. Lubinus, zum Exempel, will bei plerumque, hisce vero diebus einschieben; und Dacier gibt das plerumque durch

souvent. Aber seit wenn hat es denn aufgehört, mehrenteils zu heißen? Und seit wenn ist es denn den Paraphrasten erlaubt, ganz neue Bestimmungen in ihren Text zu flicken, die nicht den geringsten Grund darinne haben?

In der dritten Strophe habe ich die Uebersetzung des Worts invisi und die Vertauschung der Beiwörter zu rechtfertigen. Ich weiß wohl, daß den meisten Auslegern invisus hier verhaßt, scheußlich und dergleichen heißt; ich habe aber deswegen lieber die allereigentlichste Bedeutung, nach welcher es so viel als ungesehen ist, beibehalten wollen, weil ich glaube, daß Horaz dadurch der Griechen ἀϊδής habe ausdrücken wollen. Tänarus war, wie bekannt, ein Vorgebirge in Lakonien, durch welches die Dichter einen Eingang in die Hölle angelegt hatten. Die Hölle aber hielten Griechen und Römer für einen τόπον ζοφερὸν καὶ ἀνήλιον, wie sie bei dem Lucian Περὶ πένθους beschrieben wird. Daher nun, oder vielmehr weil sie von keinem sterblichen Auge erblickt wird, ward sie ἀϊδής genennt; und Horaz war Nachahmers genug, nach diesem Exempel seine invisam sedem horridi Taenari zu machen. Ich ordne hier die Beiwörter so, wie ich glaube, daß sie natürlicherweise zu ordnen sind. Der Dichter hat ihre eigentliche Ordnung verrückt und horridam sedem invisi Taenari daraus gemacht, welches ohne Zweifel in seinem römischen Ohre eine beßre Wirkung that. Mir aber schien der ungesehene Tänarus im Deutschen zu verwegen, weil man glauben könnte, als sollte es so viel anzeigen, daß man dieses Vorgebirge niemals zu sehen bekomme. Ich stelle also dieses Beiwort wieder dahin, wo es diese Zweideutigkeit nicht verursacht und der Stärke des Ausdrucks dabei nichts benimmt. Die Treue eines Uebersetzers wird zur Untreue, wann er seine Urschrift dadurch verdunkelt. Man sage nicht, daß alle diese Schwierigkeiten wegfallen, wenn man die gewöhnliche Bedeutung von invisus annimmt. Ich weiß es; aber ich weiß auch, daß alsdann dieses Beiwort mit dem andern, horrida, eine viel zu große Gleichheit bekömmt, als daß ich glauben könnte, derjenige Dichter werde beide so nahe zusammengebracht haben, welcher die Beiwörter gewiß nicht häuft, wenn nicht jedes dem Leser ein besondres Bild in die Gedanken schildert. Die grause Höhle des scheußlichen Tänars, sagt wohl ein Lange, aber kein Horaz. Es ist eben, als wollte man sagen, die hohe Spitze des erhabnen Berges. — — Noch sollte ich mich vielleicht in dieser Strophe wegen des atlanteus finis entschuldigen. Aber will ich denn ein wörtlicher Uebersetzer sein?

Nach diesen wenigen Anmerkungen komme ich auf den Inhalt der Ode selbst. Fast alle Ausleger halten dafür, daß Horaz der Sekte des Epikurs darinne absage, daß er die Regierung der Götter zu erkennen anfange und ihnen eine bessere Verehrung verspreche. — — Diese Erklärung scheinet dem ersten Anblicke nach ziemlich ungezwungen und richtig. So war allgemein angenommen, bis

Tanaquill Faber sie in Zweifel zu ziehen anfing. Dacier, welcher mit der Tochter dieses Gelehrten auch dessen Meinungen geheiratet zu haben schien, trat seinem Schwiegervater bei und erklärte die Ode für nichts anders als kindisch und abgeschmackt, wann sie eine ernstliche Widerrufung sein sollte. Er kam auf den Einfall, sie zu einer Spötterei über die stoische Sekte zu machen, welches zu erweisen er sie folgendergestalt umschrieb. „Es ist wahr, so lange ich den Lehren einer närrischen Weisheit folgte, habe ich die Götter nicht so, wie ich wohl sollte, verehret. Ihr aber, ihr Herren Stoiker, dringt mit so starken Gründen in mich, daß ich gezwungen bin, auf andre Art zu leben und einen neuen Weg zu erwählen. Was mich in meiner Halsstarrigkeit befestigte, war dieses, daß ich gewiß überzeugt war, der Donner könne nichts als die Wirkung der Ausdünstungen sein, die sich in Wolken zusammenziehen und sich unter einander stoßen. Allein nunmehr beweiset ihr mir, daß es oft am heitern Himmel donnert. Hierauf nun habe ich nichts zu antworten, und ich muß mit euch erkennen, daß Gott selbst den Wagen seines Donners durch den Himmel führt, so oft es ihm gefällt, und die Blitze mit eigner Hand wirft, wohin er will." — — Bis hieher fließt alles noch ziemlich natürlich; allein von den letzten fünf Versen gestehet Dacier selbst, daß sie mit seiner Auslegung schon etwas schwerer zu vereinigen sind. Horaz, sagt er, fängt in diesen letztern Zeilen an, ernstlich zu reden, und entdeckt in wenig Worten, was er von der Vorsehung glaube. „Ich weiß," soll des Dichters Meinung sein, „daß Gott diesen erniedrigen und jenen erhöhen kann. Aber ich weiß auch, daß er diese Sorge dem Zufalle und dem Glücke überläßt, welches mit scharfem Geräusche dem Haupte des einen das Diadem entreißt und das Haupt des andern damit krönet."

Der stärkste Beweis des Dacier läuft dahin aus, daß unmöglich Horaz eine so wichtige Ursache seiner Bekehrung könne angeführt haben, als der Donner am heitern Himmel in den Augen eines jeden Verständigen sein muß. „Man braucht," sagt er, „in der Naturlehre nur sehr schlecht erfahren zu sein, wenn man wissen will, daß kein Donner ohne Wolken sein könne. Horaz muß also notwendig die Stoiker nur damit lächerlich machen wollen, die den Epikurern wegen der Vorsehung weiter nichts als ungefähr dieses entgegenzusetzen wußten: Ihr könnt, sagten die Stoiker, die Vorsehung nicht leugnen, wenn ihr auf den Donner und auf seine verschiedene Wirkungen Achtung geben wollt. Wann nun die Epikurer ihnen antworteten, daß der Donner aus natürlichen Ursachen hervorgebracht würde und man also nichts weniger als eine Vorsehung daraus beweisen könne, so glaubten die Stoiker ihnen nicht besser den Mund zu stopfen, als wenn sie sagten, daß es auch bei heiterm Wetter donnre, zu einer Zeit also, da alle natürlichen Ursachen wegfielen und man deutlich sehen könne, daß der Donner allerdings von den Göttern regiert werden müsse."

Dieses, wie gesagt, ist der stärkste Grund, womit Dacier seine neue Auslegung unterstützt; ich muß aber gestehen, daß mich seine Schwäche nicht wenig befremdet. Ist es nicht gleich anfangs offenbar, daß er entweder aus Unwissenheit oder aus List die stoischen Beweise der Vorsehung ganz kraftlos verstellet? Diese Weltweisen beruften sich zwar auf die natürlichen Begebenheiten und auf die weise Einrichtung derselben; niemals aber leugneten sie ihre in dem Wesen der Dinge gegründeten Ursachen, sondern hielten es vielmehr für unanständig, sich irgendwo auf die unmittelbare Regierung der Götter zu berufen. Ihre Gedanken von derselben waren die gegründetsten und edelsten, die man je, auch in den aufgeklärtesten Zeiten, gehabt hat. Ich berufe mich auf das ganze zweite Buch der „Natürlichen Fragen" des Seneca, wo er die Natur des Donners untersucht. Aus dem 18. Hauptstücke desselben hätte Dacier genugsam sehen können, daß die Stoiker auch bei den Donnerschlägen am heitern Himmel die natürlichen Ursachen nicht beiseite setzten und daß purus aër im geringsten nicht alle Donnerwolken ausschließt. Quare et sereno tonat? heißt es daselbst; quia tunc quoque per crassum et siccum aëra spiritus prosilit. Was kann deutlicher sein? Seneca sagt dieses zwar nach den Grundsätzen des Anaximanders, aber er erinnert nichts darwider; er billiget sie also. Eine Stelle aus dem 31. Hauptstücke wird es noch deutlicher machen, in wiefern die Stoiker geglaubt haben, daß in dem Donner etwas Göttliches sei: mira fulminis, si intueri velis, opera sunt, nec quidquam dubii relinquentia, quin divina insit illis et subtilis potentia. Man gebe wohl acht, daß er das divina durch subtilis erklärt, welche Erklärung die Exempel, die er gleich darauf anführt, auch einzig und allein nur zulassen. Der Blitz, fährt er fort, zerschmelzt das Gold in dem Beutel, ohne diesen zu verletzen, desgleichen die Klinge in der Scheide, obschon diese ganz bleibt. Schöne Wunder einer göttlichen Macht, wenn sie unmittelbare Wirkungen derselben sein sollten! Es ist wahr, die Stoiker glaubten sogar, daß der Donner das Zukünftige vorherverkündige. Aber wie glaubten sie es? So, daß sie Gott sehr ruhig dabei ließen und diese Vorherverkündigung bloß aus der Ordnung, wie die Dinge in der Natur auf einander folgen müßten, erklärten. Die Tusker waren es, welche gröbre Begriffe damit verbanden und glaubten, der Donner rolle nur deswegen, damit er etwas verkündige, nicht aber, daß er etwas verkündige, weil er rolle. Ich muß die Worte des Seneca notwendig selbst einrücken. Hoc autem, sagt er in dem 32. Hauptstücke, inter nos et Tuscos, quibus summa persequendorum fulminum est scientia, interest. Nos putamus quod nubes collisae sunt, ideo fulmina emitti. Ipsi existimant, nubes colligi, ut fulmina emittantur. Nam cum omnia ad Deum referant, in ea sunt opinione, tamquam non, quia facta sunt, significent; sed quia significatura sunt, fiant: eadem tamen ratione fiunt, sive illis significare propositum est, sive con-

sequens. Quomodo ergo significant, nisi a Deo mittantur? Quomodo aves non in hoc motae, ut nobis occurrerent, dextrum auspicium, sinistrumve fecerunt. Et illas, inquit, Deus movit. Nimis illum otiosum et pusillae rei ministrum facis, si aliis somnia, aliis exta disponit; ista nihilominus divina ope geruntur. — Alia ratione fatorum series explicatur, indicia venturi ubique praemittens, ex quibus nobis quaedam familiaria, quaedam ignota sunt. — — Cujus rei ordo est, etiam praedictio est.

Man überlege diese Stelle genau und sage, ob es dem Inhalte derselben zufolge möglich sei, daß die Stoiker jemals so abgeschmackt gegen die Epikurer können gestritten haben, als sie Dacier streiten läßt. Ist es aber nicht möglich, so muß ja auch die vorgegebene Spötterei des Horaz und mit ihr die ganze sich darauf gründende Erklärung wegfallen. Es ist nicht nötig, ihr mehr entgegenzusetzen, ob es gleich etwas sehr Leichtes sein würde; besonders wenn man die Gründe aus der Verdrehung der letzten fünf Zeilen und aus der gewaltsamen Hineinpressung des Wörtchens sed vor hinc apicem nehmen wollte.

Nach dieser Widerlegung wird man vielleicht glauben, daß ich die alte Auslegung dieser Ode beibehalten wolle. Doch auch diese kann meinem Urteile nach nicht stattfinden. Die Veränderung der Sekte wäre für den Horaz eine zu wichtige Begebenheit gewesen, als daß er ihrer nicht öfter in seinen Briefen oder Satiren, wo er so unzählig viel Kleinigkeiten von sich einfließen läßt, hätte erwähnen sollen. Aber überall ist ein tiefes Stillschweigen davon. Auch das kann nicht erwiesen werden, daß Horaz gleich anfangs der stoischen Philosophie sollte zugethan gewesen sein, welches doch sein müßte, wann er sie cursus relictos nennen wollen. Außer diesen schon bekannten Schwierigkeiten setze ich noch eine neue hinzu, die aus meiner Anmerkung über die Art, mit welcher die Stoiker von der göttlichen Regierung der natürlichen Dinge philosophierten, hergenommen ist. Wenn es wahr ist, daß nach ihren Grundsätzen der Donner am umzognen Himmel nicht mehr und nicht weniger die Mitwirkung der Götter bewies als der Donner am heitern Himmel, so kann Horaz den letztern eben so wenig im Ernste als im Scherze als eine Ereignung ansehen, die ihn den Stoikern wieder beizutreten nötige. Das erstere ist wahr und also auch das letztre. Oder will man etwa vermuten, daß Horaz die stoische Weltweisheit nicht besser werde verstanden haben als seine Ausleger?

Laßt uns eine beßre Meinung von ihm haben und ihn wo möglich wider ihre unzeitige Gelehrsamkeit verteidigen! Unzeitig ist sie, daß sie da Sekten sehen, wo keine sind; daß sie Abschwörungen und Spöttereien wahrnehmen, wo nichts als gelegentliche Empfindungen herrschen. Denn mit einem Worte, ich glaube, daß Horaz in dieser Ode weder an die Stoiker noch an die Epikurer gedacht hat und daß sie nichts ist als der Ausbruch der Regungen, die er

bei einem außerordentlichen am hellen Himmel plötzlich entstandenen Donnerwetter gefühlt hat. Man sage nicht, daß die Furcht für den Donner etwas so Kleines sei, daß man sie dem Dichter schwerlich schuld geben könne. Der natürlichste Zufall, wenn er unerwartet kömmt, ist vermögend, auch das männlichste Gemüt auf wenig Augenblicke in eine Art von Bestürzung zu setzen. Und was braucht es mehr, als daß Horaz in einer solchen kurzen Bestürzung einige erhabene und rührende Gedanken gehabt hat, um das Andenken derselben in ein paar Strophen aufzubehalten? Affekt und Poesie sind zu nahe verwandt, als daß dieses unbegreiflich sein sollte.

Ich will meine Erklärung nicht Zeile auf Zeile anwenden, weil es eine sehr überflüssige Mühe sein würde. Ich will nur noch eine Vermutung hinzuthun, die hier mit allem Rechte eine Stelle verdient. Man erinnere sich, was uns Sueton von dem Augustus in dem 90. Hauptstücke seiner Lebensbeschreibung meldet. Tonitrua et fulgura paulo infirmius expavescebat, ut semper et ubique pellem vituli marini circumferret, pro remedio: atque ad omnem majoris tempestatis suspicionem in abditum et concameratum locum se reciperet. Wie gerne stellt sich ein Hofmann in allen Gesinnungen seinem Regenten gleich! Gesetzt also, Horaz habe sich nicht selbst vor dem Donner gefürchtet, kann er nicht diese Schwachheit, dem August zu schmeicheln, angenommen haben? Es scheint mir, als ob dieser Umstand auf die Ode ein gewisses Licht werfe, bei welchem man eine Art von Schönheiten entdeckt, die sich besser fühlen als umständlich zergliedern lassen.

Soll ich noch etwas aus dem Leben des Augustus beibringen, woraus vielleicht eine neue Erklärung herzuholen ist? Ich will gleich voraussagen, daß sie ein wenig kühn sein wird; aber wer weiß, ob sie nicht eben das Kühne bei vielen empfehlen wird? Als Augustus nach dem Tode des Cäsars von Apollonien zurückkam und eben in die Stadt eintrat, erschien plötzlich am hellen und klaren Himmel ein Zirkel, in Gestalt eines Regenbogens, rings um die Sonne; und gleich darauf schlug der Donner auf das Grabmal der Julia, des Cäsars Tochter. Diese Ereignung ward, wie man sich leicht vorstellen kann, zum größten Vorteile des Augustus ausgelegt. Und wie, wann eben sie es wäre, auf welchem Horaz hier zielet? Er war zwar, wenn ich die Zeiten vergleiche, damals nicht in Rom, aber kann nicht schon die Erzählung einen hinlänglichen Eindruck auf ihn gemacht haben? Und dieses vielleicht um so viel eher, je lieber es ihm bei seiner Zurückkunft nach der Schlacht bei Philippis sein mußte, eine Art einer göttlichen Antreibung angeben zu können, warum er nunmehr von dieser Partei der Mörder des Cäsars abstehe. Wollte man diesen Einfall billigen, so müßte man unter den Göttern, die Horaz wenig verehrt zu haben gestehet, den Cäsar und Augustus, welchen er mehr als einmal diesen Namen gibt, verstehen; und die insanam sapientiam müßte man für den Anhang des Brutus annehmen, welcher in der That zwar ein tugendhafter Mann

war, aber auch in gewissen Stücken, besonders wo die Freiheit mit einschlug, die Tugend bis zur Raserei übertrieb. Diese Auslegung, glaube ich, hat ihre Schönheiten, welche sich besonders in den letzten Zeilen ausnehmen, wo der Dichter von der Erniedrigung des Stolzen und von der Uebertragung der höchsten Gewalt redet, die er unter dem Bilde des Wipfels will verstanden wissen.

Ich will nichts mehr hinzusetzen, sondern vielmehr nochmals bekennen, daß ich die erstere plane Erklärung, welche ohne alle Anspielungen ist, dieser andern weit vorziehe. Meine Leser aber mögen es halten, wie sie wollen, wenn sie mir nur so viel eingestehen, daß nach der letztern aus dem Parcus Deorum cultor et infrequens wider die Religion des Horaz gar nichts zu schließen ist, nach der erstern aber nicht mehr, als man aus dem Liede des rechtschaffensten Theologen, in welchem er sich einen armen Sünder nennet, wider dessen Frömmigkeit zu folgern berechtiget ist. Das ist alles, was ich verlange.

Ich weiß, daß man noch vieles zur Rettung des Horaz beibringen könnte; ich weiß aber auch, daß man eben nicht alles erschöpfen muß.

Zerstreute

Anmerkungen über das Epigramm

und

einige der vornehmsten Epigrammatisten.*)

I.

Ueber das Epigramm.

1.

Man hat das Wort Epigramm verschiedentlich übersetzt, durch Ueberschrift, Aufschrift, Inschrift, Sinnschrift, Sinngedicht u. s. w. Ueberschrift und Sinngedicht sind, dieses durch den Gebrauch des Logau und jenes durch den Gebrauch des Wernicke, das Gewöhnlichste geworden, aber vermutlich wird Sinngedicht auch endlich das Ueberschrift verdrängen.

Aufschrift und Inschrift müssen sich begnügen, das zu bedeuten, was das Epigramm in seinem Ursprunge war, das, woraus die so genannte Dichtungsart nach und nach entstanden ist.

Wenn Theseus in der Landenge von Korinth eine Säule errichten und auf die eine Seite derselben schreiben ließ: „Hier ist nicht Peloponnesus, sondern Attika," sowie auf die entgegenstehende: „Hier ist Peloponnesus und nicht Attika," so waren diese Worte das Epigramm, die Aufschrift der Säule. Aber wie weit scheinet ein solches Epigramm von dem entfernt zu sein, was wir bei dem Martial also nennen! Wie wenig scheinet eine solche Aufschrift mit einem Sinngedichte gemein zu haben!

Hat es nun ganz und gar keine Ursache, warum die Benennung einer bloßen einfältigen Anzeige endlich dem witzigsten Spielwerke, der sinnreichsten Kleinigkeit anheimgefallen? Oder lohnt es nicht der Mühe, sich um diese Ursache zu bekümmern?

---

*) Zuerst gedruckt in „Gotthold Ephraim Lessings vermischten Schriften. Erster Teil. Berlin, 1771. Bei Chr. Fr. Voß".

Für das eine wie für das andere erklärte sich Vavassor.*) Es deuchte ihm sehr unnütz, den Unterricht über das Epigramm mit dem anzufangen, was das Wort seiner Ableitung nach bedeute und ehedem nur bedeutet habe. Genug, daß ein jeder von selbst sehe, daß es jetzt dieses nicht mehr bedeute. Das Wort sei geblieben, aber die Bedeutung des Wortes habe sich verändert.

Gleichwohl ist gewiß, daß der Sprachgebrauch nur selten ganz ohne Grund ist. Das Ding, dem er einen gewissen Namen zu geben fortfährt, fähret ohnstreitig auch fort, mit demjenigen Dinge etwas gemein zu behalten, für welches dieser Name eigentlich erfunden war.

Und was ist dieses hier? Was hat das witzigste Sinngedicht eines Martial mit der trockensten Aufschrift eines alten Denkmals gemein, so daß beide bei einem Volke, dessen Sprache wohl am wenigsten unter allen Sprachen dem Zufalle überlassen war, einerlei Namen führen konnten?

Diese Frage ist nicht die nämliche, welche Scaliger zu Anfange seines Hauptstücks über das Epigramm aufwirft.**) Scaliger fragt: „Warum werden nur die kleinen Gedichte Epigrammen genennt?" — Das heißt annehmen, daß alle kleine Gedichte ohne Unterschied diesen Namen führen können und daß er nicht bloß einer besondern Gattung kleiner Gedichte zukömmt. —

Daher können mich auch nicht die Antworten des Scaligers befriedigen, die er, aber auch nur fragweise, darauf erteilet. Etwa, sagt er, eben darum, weil sie klein, weil sie kaum mehr als die bloße Aufschrift sind? Oder etwa darum, weil wirklich die ersten kleinen Gedichte auf Denkmäler gesetzet wurden und also im eigentlichen Verstande Aufschriften waren?

Jenes, wie gesagt, setzt etwas Falsches voraus und macht allen Unterricht über das Epigramm überflüssig. Denn wenn es wahr ist, daß bloß die Kürze das Epigramm macht, daß jedes Paar einzelne Verse ein Epigramm sind, so gilt der kaustische Einfall jenes Spaniers von dem Epigramme vornehmlich: „Wer ist so dumm, daß er nicht ein Epigramm machen könnte; aber wer ist so ein Narr, daß er sich die Mühe nehmen sollte, deren zwei zu machen?" —

Dieses aber sagt im Grunde nichts mehr, als was ich bei meiner Frage als bekannt annehme. Ich nehme an, daß die ersten kleinen Gedichte, welche auf Denkmäler gesetzt wurden, Epigrammen hießen; aber darin liegt noch kein Grund, warum jetzt auch solche

*) *De Epigrammate*, cap. 3: Frustra videntur scriptores hujus artis fuisse, qui nos illud primum admonitos esse voluerunt, epigramma atque inscriptionem unum sonare. — Facile intelligimus, mansisse vocem, mutata significatione et potestate vocis.

**) *Poetices* lib. III. cap. 126. — Quam ob causam epigrammatis vox brevibus tantum poematiis propria facta est? An propter ipsam brevitatem, quasi nihil esset praeter ipsam inscriptionem? An quae statuis, trophaeis, imaginibus pro elogiis inscribebantur, ea primo veroque significatu epigrammata sunt appellata?

kleine Gedichte Epigrammen heißen, die auf Denkmäler gesetzt zu werden weder bestimmt noch geschickt sind. Oder höchstens würde wiederum aller Grund auf die beiden gemeinschaftliche Kürze hinauslaufen.

Ich finde nicht, daß die neuern Lehrer der Dichtkunst bei ihren Erklärungen des Epigramms auf meine Frage mehr Rücksicht genommen hätten. Wenigstens nicht Boileau, von dem freilich ohnedem keine schulgerechte Definition an dem Orte*) zu verlangen war, wo er sagt, daß das Epigramm oft weiter nichts sei als ein guter Einfall, mit ein paar Reimen verzieret. Aber auch Batteux nicht, der das Epigramm als einen interessanten Gedanken beschreibt, der glücklich und in wenig Worten vorgetragen wird. Denn weder hier noch dort sehe ich die geringste Ursache, warum denn nun aber ein guter gereimter Einfall, ein kurz und glücklich vorgetragener interessanter Gedanke eben eine Aufschrift, ein Epigramm heißt. Oder ich werde mich auch bei ihnen beiden damit begnügen müssen, daß wenige Reime, ein kurzer Gedanke wenig und kurz genug sind, um auf einem Denkmale Platz zu finden, wenn sie sonst anders Platz darauf finden können.

Gewiß ist es, daß es nicht die Materie sein kann, welche das Sinngedicht noch jetzt berechtiget, den Namen Epigramm zu führen. Es hat längst aufgehöret, in die engen Grenzen einer Nachricht von dem Ursprunge und der Bestimmung irgend eines Denkmals eingeschränkt zu sein, und es fehlet nicht viel, so erstreckt es sich nun über alles, was ein Gegenstand der menschlichen Wißbegierde werden kann.

Folglich aber muß es die Form sein, in welcher die Beantwortung meiner Frage zu suchen. Es muß in den Teilen, in der Zahl, in der Anordnung dieser Teile, in dem unveränderlichen Eindrucke, welchen solche und so geordnete Teile unfehlbar ein jedesmal machen, — in diesen muß es liegen, warum ein Sinngedicht noch immer eine Ueberschrift oder Aufschrift heißen kann, ob sie schon eigentlich nur selten dafür zu brauchen stehet. —

Die eigentliche Aufschrift ist ohne das, worauf sie steht oder stehen könnte, nicht zu denken. Beides also zusammen macht das Ganze, von welchem der Eindruck entstehet, den wir, der gewöhnlichen Art zu reden nach, der Aufschrift allein zuschreiben. Erst irgend ein sinnlicher Gegenstand, welcher unsere Neugierde reizet, und dann die Nachricht auf diesem Gegenstande selbst, welche unsere Neugierde befriediget.

Wem nun aber, der auch einen noch so kleinen oder noch so großen Vorrat von Sinngedichten in seinen Gedanken überlaufen kann, fällt es nicht sogleich ein, daß ähnliche zwei Teile sich fast in

---

*) *L'Art poétique,* Chant. II. v. 103.
L'épigramme — — — — — —
N'est souvent qu'un bon mot de deux rimes orné.

jedem derselben, und gerade in denjenigen am deutlichsten unterscheiden lassen, die ihm einem vollkommenen Sinngedichte am nächsten zu kommen scheinen werden? Diese zerlegen sich alle von selbst in zwei Stücke, in deren einem unsere Aufmerksamkeit auf irgend einen besondern Vorwurf rege gemacht, unsere Neugierde nach irgend einem einzeln Gegenstande gereizet wird, und in deren anderm unsere Aufmerksamkeit ihr Ziel, unsere Neugierde einen Aufschluß findet.

Auf diesen einzigen Umstand will ich es denn auch wagen, die ganze Erklärung des Sinngedichts zu gründen; und die Folge mag es zeigen, ob sich nach meiner Erklärung sowohl das Sinngedicht von allen möglichen andern kleinen Gedichten unterscheiden, als auch aus ihr jede der Eigenschaften herleiten läßt, welche Geschmack und Kritik an ihm fordern.

Ich sage nämlich: das Sinngedicht ist ein Gedicht, in welchem nach Art der eigentlichen Aufschrift unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzeln Gegenstand erregt und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit Eins zu befriedigen.

Wenn ich sage: „nach Art der eigentlichen Aufschrift", so will ich, wie schon berührt, das Denkmal zugleich mit verstanden wissen, welches die Aufschrift führet und welches dem ersten Teile des Sinngedichts entspricht. Ich halte es aber für nötig, diese Erinnerung ausdrücklich zu wiederholen, ehe ich zu der weitern Anwendung und Entwickelung meiner Erklärung fortgehe.

2.

Unbemerkt sind die zwei Stücke, die ich zu dem Wesen des Sinngedichts verlange, nicht von allen Lehrern der Dichtkunst geblieben. Aber alle haben sie, von ihrem Ursprunge gehörig abzuleiten, vernachlässiget und auch weiter keinen Gebrauch davon gemacht.

Scaliger ließ sich bloß durch sie verführen, eine doppelte Gattung des Epigramms anzunehmen.*) Da er sie nämlich in der eigentlichen Aufschrift nicht erkannte, in welcher er nichts als die bloße einfache Anzeige einer Person oder Handlung sahe, so hielt er dasjenige Epigramm, in welchem aus gewissen Vorausschickungen etwas hergeleitet wird und in welchem also die Vorausschickungen und das, was daraus hergeleitet wird, als zwei merklich verschiedene Teile sich nicht leicht verkennen lassen, für völlig von jenem unterschieden. Die Subtilität fiel ihm nicht bei, daß bei jenem, bei der eigentlichen Aufschrift, zu der Wirkung desselben das beschriebene Werk selbst das Seine mit beitrage, und folglich bei dem andern, dem eigentlichen Sinngedichte, das, was er die Vorausschickung nennet, dem beschriebnen Werke, sowie das, was aus diesen Vorausschickungen hergeleitet wird, der Aufschrift selbst entspreche.

---

*) Epigramma igitur est poema breve cum simplici, cujuspiam rei vel personae vel facti indicatione, aut ex propositis aliquid deducens. Quae definitio simul complectitur etiam divisionem, ne quis damnet prolixitatem. L. c.

Der wortreiche Vavassor hat ein langes Kapitel von den Teilen des Epigramms, deren er gleichfalls nur zwei, unter dem Namen der Verständigung und des Schlusses annimmt und über deren Bearbeitung er wirklich mancherlei gute Anmerkungen macht.*) Aber auch er ist weit entfernt, diese Teile für notwendig zu halten, indem er gleichfalls eine einfachere Gattung erkennet, welche sie nicht habe, und überhaupt aus ihnen weder für die Eigenschaften, noch für die individuelle Verschiedenheit des Epigramms das Geringste zu folgern verstanden hat.

Batteux sagt ausdrücklich: „Das Epigramm hat notwendigerweise zwei Teile: der erste ist der Vortrag des Subjekts, der Sache, die den Gedanken hervorgebracht oder veranlasset hat, und der andere der Gedanke selbst, welchen man die Spitze nennt, oder dasjenige, was den Leser reizt, was ihn interessieret.“ Gleichwohl läßt er unter seinen Exempeln auch solche mit unterlaufen, die diese zwei Teile schlechterdings nicht haben, deren Erwähnung ohnedem in seinem ganzen übrigen Unterrichte völlig unfruchtbar bleibet. Folgende vier Zeilen des Pelisson z. E.:

Grandeur, savoir, renommée,
Amitié, plaisir et bien,
Tout n'est que vent, que fumée:
Pour mieux dire, tout n'est rien,

mögen ihm immerhin einen noch so interessanten Gedanken enthalten. Aber wo ist die Veranlassung dieses Gedankens? Wo ist der einzelne besondere Fall — denn ein solcher muß die Veranlassung sein —, bei welchem der Dichter darauf gekommen ist und seine Leser darauf führet? Hier ist nichts als der bloße interessante Gedanke, bloß der eine Teil; und wenn nach ihm selbst das Epigramm notwendigerweise zwei Teile haben muß, so können diese sowie alle ihnen ähnliche Zeilen unmöglich ein Epigramm heißen. — Zum Unglück ist es nicht bloß ein übelgewähltes Exempel, woraus ich dem Batteux hier einen Vorwurf mache, sondern das Schlimmste ist, daß aus diesem Exempel zugleich das Fehlerhafte seiner Erklärung des Epigramms erhellet, „nach welcher es ein interessanter Gedanke sein soll, der glücklich und in wenig Worten vorgetragen worden“. Denn wenn sich ein interessanter Gedanke auch ohne seine individuelle Veranlassung vortragen läßt, wie sich aus dem Beispiele, wenn es schon kein Epigramm ist, dennoch ergibt, so wird wenigstens die Anzahl der Teile des Epigramms, welche Batteux selbst für notwendig erkläret, weder in seiner Erklärung liegen, noch auf irgend eine Weise daraus herzuleiten sein. —

*) Cap. 13, *de partibus epigrammatis.* Sunt igitur partes epigrammatis, duae numero duntaxat, insignes ac primariae, expositio rei, et conclusio epigrammatis — in illo genere primo quod statuimus simplicis et uniusmodi epigrammatis. —

Wenn uns unvermutet ein beträchtliches Denkmal aufstößt, so vermenget sich mit der angenehmen Ueberraschung, in welche wir durch die Größe oder Schönheit des Denkmals geraten, sogleich eine Art von Verlegenheit über die noch unbewußte Bestimmung desselben, welche so lange anhält, bis wir uns dem Denkmale genugsam genähert haben und durch seine Aufschrift aus unserer Ungewißheit gesetzt worden; worauf das Vergnügen der befriedigten Wißbegierde sich mit dem schmeichelhaften Eindrucke des schönen sinnlichen Gegenstandes verbindet und beide zusammen in ein drittes angenehmes Gefühl zusammenschmelzen. — Diese Reihe von Empfindungen, sage ich, ist das Sinngedichte bestimmt nachzuahmen; und nur dieser Nachahmung wegen hat es in der Sprache seiner Erfinder den Namen seines Urbildes, des eigentlichen Epigramms behalten. Wie aber kann es sie anders nachahmen, als wenn es nicht allein eben dieselben Empfindungen, sondern auch eben dieselben Empfindungen nach eben derselben Ordnung in seinen Teilen erwecket? Es muß über irgend einen einzeln ungewöhnlichen Gegenstand, den es zu einer so viel als möglich sinnlichen Klarheit zu erheben sucht, in Erwartung setzen und durch einen unvorhergesehenen Aufschluß diese Erwartung mit eins befriedigen.

Am schicklichsten werden sich also auch die Teile des Epigramms Erwartung und Aufschluß nennen lassen, und unter diesen Benennungen will ich sie nun in verschiedenen Arten kleiner Gedichte aufsuchen, die fast immer unter den Sinngedichten mit durchlaufen, um zu sehen, mit welchem Rechte man dieses geschehen läßt, und welche Klassifikation unter ihnen eigentlich einzuführen sein dürfte.

Natürlicherweise aber kann es nur zweierlei Aftergattungen des Sinngedichts geben: die eine, welche Erwartung erregt, ohne uns einen Aufschluß darüber zu gewähren, die andere, welche uns Aufschlüsse gibt, ohne unsere Erwartung darnach erweckt zu haben.

1. Ich fange von der letztern an, zu welcher vornehmlich alle diejenigen kleinen Gedichte gehören, welche nichts als allgemeine moralische Lehren oder Bemerkungen enthalten. Eine solche Lehre oder Bemerkung, wenn sie aus einem einzelen Falle, der unsere Neugierde erregt hat, hergeleitet oder auf ihn angewendet wird, kann den zweiten Teil eines Sinngedichts sehr wohl abgeben, aber an und für sich selbst, sie sei auch noch so witzig vorgetragen, sie sei in ihrem Schlusse auch noch so spitzig zugearbeitet, ist sie kein Sinngedicht, sondern nichts als eine Maxime, die, wenn sie auch schon Bewunderung erregte, dennoch nicht diejenige Folge von Empfindungen erregen kann, welche dem Sinngedichte eigen ist.

Wenn Martial folgendes an den Decianus richtet:*)

---

*) Lib. I. ep. 9.

Quod magni Thraseae, consummatique Catonis
Dogmata sic sequeris, salvus ut esse velis,
Pectore nec nudo strictos incurris in enses,
Quod fecisse velim te, Deciane, facis.
Nolo virum facili redimit qui sanguine famam:
Hunc volo, laudari 'qui sine morte potest,

was fehlt den beiden letzten Zeilen, um nicht ein sehr interessanter Gedanke zu heißen? und wie hätte er kürzer und glücklicher ausgedrückt werden können? Würde er aber allein eben den Wert haben, den er in der Verbindung mit den vorhergehenden Zeilen hat? Würde er als eine bloße für sich bestehende allgemeine Maxime eben den Reiz, eben das Feuer haben, eben des Eindruckes fähig sein, dessen er hier ist, wo wir ihn auf einen einzeln Fall angewendet finden, welcher ihm eben so viel Ueberzeugung mitteilet, als er von ihm Glanz entlehnet?

Oder wenn unser Wernicke zur Empfehlung einer milden Sparsamkeit geschrieben hätte:

„Lieb' immer Geld und Gut; nur so, daß dein Erbarmen
Der Arme fühl': und flieh die Armut, nicht die Armen!"

wäre es nicht ebenfalls ein sehr interessanter, so kurz als glücklich ausgedrückter Gedanke? Aber wäre es wohl eben das, was er wirklich an den sparsamen Celidor schrieb?*)

„Du liebst zwar Geld und Gut, doch so, daß dein Erbarmen
Der Arme fühlt. Du fliehst die Armut, nicht die Armen."

Der Unterschied ist klein, und doch ist jenes bei vollkommen eben derselben Wendung doch nichts als eine kalte allgemeine Lehre und dieses ein Bild voller Leben und Seele; jenes ein gereimter Sittenspruch und dieses ein wahres Sinngedicht.

Gleichwohl ist eben dieser Wernicke so wie auch der ältere Logau nur allzu reich an sogenannten Ueberschriften, die nichts als allgemeine Lehrsätze enthalten; und ob sie schon beide, besonders aber Wernicke, an Vorteilen unerschöpflich sind, eine bloße kahle Moral aufzustutzen, die einzeln Begriffe derselben so vorteilhaft gegen einander abzusetzen, daß oftmals ein ziemlich verführerisches Blendwerk von den wesentlichen Teilen des Sinngedichts daraus entstehet: so werden sie doch nur selten ein feines Gefühl betriegen, daß es nicht den großen Abstand von einem wahren Sinngedichte bis zu einer solchen zum Sinngedichte ausgefeilten Maxime bemerken sollte. Vielmehr ist einem Menschen von solchem Gefühle, wenn er ein oder mehrere Bücher von ihnen hinter einander lieset, oft nicht anders zu Mute als einem, der

*) Erstes Buch, S. 14 der schweizerischen Ausgabe von 1763.

sich mit einem feinen Weltmanne und einem steifen Pedanten zugleich in Gesellschaft findet: wenn jener Erfahrungen spricht, die auf allgemeine Wahrheiten leiten, so spricht dieser Sentenzen, zu denen die Erfahrungen in dieser Welt wohl gar noch erst sollen gemacht werden.

Bei keinem Epigrammatisten aber ist, mir wenigstens, die ähnliche Abwechselung von Empfindungen lästiger geworden als bei dem Owen. Nur daß bei diesem der Pedant sich unzählig öfterer hören läßt, als der feine Mann von Erfahrung, und daß der Pedant mit aller Gewalt noch obendrein witzig sein will. Ich halte den in allem Ernste für einen starken Kopf, der ein ganzes Buch des Owens in einem Zuge lesen kann, ohne drehend und schwindlicht zu werden. Ich werde es unfehlbar und habe immer dieses für die einzige Ursache gehalten, weil eine so große Menge bloß allgemeiner Begriffe, die unter sich keine Verbindung haben, in so kurzer Zeit auf einander folgen; die Einbildung möchte jeden gern in eben der Geschwindigkeit in ein individuelles Bild verwandeln und erliegt endlich unter der vergebnen Bemühung.

Hingegen ist das Moralisieren geradezu des Martials Sache gar nicht. Ob schon die meisten seiner Gegenstände sittliche Gegenstände sind, so wüßte ich doch von allen lateinischen Dichtern keinen, aus dem sich wenigere Sittensprüche wörtlich ausziehen ließen als aus ihm. Er hat nur wenig Sinngedichte von der Art wie das angeführte an den Decianus, welche sich mit einer allgemeinen Moral schlössen; seine Moral ist ganz in Handlung verwebt, und er moralisieret mehr durch Beispiele als durch Worte. Vollends von der Art, wie das dreizehnte seines zwölften Buchs ist:

Ad Auctum.

Genus, Aucte, lucri divites habent iram.
Odisse quam donasse vilius constat,

welches nichts als eine feine Bemerkung enthält, mit gänzlicher Verschweigung des Vorfalls, von dem er sie abgezogen, oder der sich daraus erklären lassen: von dieser Art, sage ich, wüßte ich außer dem gegenwärtigen nicht noch drei bei ihm aufzufinden. Und auch bei den wenigen scheinet es, daß er den veranlassenden Vorfall mehr aus gewissen Bedenklichkeiten mit Fleiß verschweigen wollen, als daß er gar keinen dabei im Sinne gehabt. Auctus mochte den Reichen wohl kennen, der so listig eine Ursache vom Zaune gebrochen, sich über ihn oder über den Dichter zu erzürnen, um sich irgend ein kleines Geschenk zu ersparen, das er ihnen sonst machen müssen. Wenigstens hat Martial dergleichen bloße sittliche Bemerkungen doch immer an eine gewisse Person gerichtet, welche anscheinende Kleinigkeit Logau und Wernicke nicht hätten übersehen oder vernachlässigen sollen. Denn es ist gewiß, daß sie die Rede um ein Großes mehr belebet; und wenn wir schon die angeredete Person und die Ursache, warum nur diese und keine andere

angeredet worden, weder kennen noch wissen, so setzt uns doch die bloße Anrede geschwinder in Bewegung, unter unserm eignen Zirkel umzuschauen, ob da sich nicht jemand findet, ob da sich nicht etwas zugetragen, worauf der Gedanke des Dichters anzuwenden sei.

Wenn nun aber bloße allgemeine Sittensprüche, sie mögen nun mit der Einfalt eines vermeinten Cato oder mit der Spitzfindigkeit eines Baudius oder mit dem Scharfsinne eines Wernicke vorgetragen sein, die Wirkung nicht haben, die sie allein zu dem Namen der Sinngedichte berechtigen könnte; wenn also ein Verinus und Pibrac, oder wie sonst die ehrlichen Männer heißen, die schöne erbauliche Disticha geschrieben haben, aus dem Register der Epigrammatisten wegfallen: so werden diejenigen noch weniger darin aufzunehmen sein, welche andere scientifische Wahrheiten in die engen Schranken des Epigramms zu bringen versucht haben. Ihre Verse mögen gute Hilfsmittel des Gedächtnisses abgeben, aber Sinngedichte sind sie gewiß nicht, wenn ihnen schon nach der Erklärung des Batteux diese Benennung nur schwer abzustreiten sein dürfte. Denn sind z. E. die medizinischen Vorschriften der Schule von Salerno nicht eines sehr interessanten Inhalts? Und könnten sie nicht gar wohl mit eben so vieler Präcision und Zierlichkeit vorgetragen sein, als sie es mit weniger sind? Und dennoch, wenn sie auch Lucrez selbst abgefaßt hätte, würden sie nichts als ein Beispiel mehr sein, daß die Erklärung des Batteux viel zu weitläuftig ist und gerade das vornehmste Kennzeichen darin fehlet, welches das Sinngedicht von allen andern kleinen Gedichten unterscheidet.

2. Die zweite Aftergattung des Epigramms war die, welche Erwartung erregt, ohne einen Aufschluß darüber zu gewähren. Dergleichen sind vornehmlich alle kleine Gedichte, die nichts als ein bloßes seltsames Faktum enthalten, ohne im geringsten anzuzeigen, aus welchem Gesichtspunkte wir dasselbe betrachten sollen; die uns also weiter nichts lehren, als daß einmal etwas geschehen ist, was eben nicht alle Tage zu geschehen pflegt. Derjenigen kleinen Stücke gar nicht einmal hier zu gedenken, die, wie die Kaiser des Ausonius, die ganze Geschichte, den ganzen Charakter eines Mannes in wenige Züge zusammenfassen und deren unter den Titeln Icones, Heroes u. s. w. so unzählige geschrieben worden. Denn diese möchte man schon deswegen nicht für Sinngedichte wollen gelten lassen, weil ihnen die Einheit fehlet, die nicht in der Einheit der nämlichen Person, sondern in der Einheit der nämlichen Handlung bestehen muß, wenn sie der Einheit des Gegenstandes in der eigentlichen Aufschrift entsprechen soll. Aber auch alsdenn, wenn das Gedicht nur eine einzige völlig zugerundete Handlung enthält, ist es noch kein Sinngedicht, falls man uns nicht etwas daraus schließen oder durch irgend eine feine Bemerkung in das Innere derselben tiefer eindringen läßt.

Wenn z. E. Martial sich begnügt hätte, die bekannte Geschichte des Mucius Scävola in folgende vier Verse zu fassen:*)

Dum peteret regem decepta satellite dextra,
  Injecit sacris se peritura focis.
Sed tam saeva pius miracula non tulit hostis,
  Et raptum flammis jussit abire virum,

würden wir wohl sagen können, daß er ein Sinngedicht auf diese Geschichte gemacht habe? Kaum wäre es noch eines, wenn er bloß hinzugesetzt hätte:

Urere quam potuit contemto Mucius igne,
  Hanc spectare manum Porsena non potuit.

Denn auch das ist noch nicht viel mehr als Geschichte, und wodurch es ein völliges Sinngedicht wird, sind lediglich die endlichen letzten Zeilen:

Major deceptae fama est, et gloria dextrae:
  Si non errasset, fecerat illa minus.

Denn nun erst wissen wir, warum der Dichter unsere Aufmerksamkeit mit jener Begebenheit beschäftigen wollen, und das Vergnügen über eine so feine Betrachtung, „daß oft der Irrtum uns geschwinder und sichrer unsere Absicht erreichen hilft als der wohlüberlegte, kühnste Anschlag,“ verbunden mit dem Vergnügen, welches der einzelne Fall gewähret, macht das gesamte Vergnügen des Sinngedichts.

Ohnstreitig hingegen müssen wir uns nur mit der Hälfte dieses Vergnügens bei einigen Stücken der griechischen Anthologie und bei noch mehrern verschiedner neuerer Dichter behelfen, die sich eingebildet, daß sie nur das erste das beste abgeschmackte Histörchen zusammenreimen dürfen, um ein Epigramm gemacht zu haben. Ein Beispiel aus der Anthologie sei dieses:**)

Κοινῃ παρ κλισιῃ ληθαργικος ἠδε φρενοπληξ
  Κειμενοι ἀλληλων νουσον ἀπεσκεδασαν.
Ἐξεθορε κλινης γαρ ὁ τολμηεις ὑπο λυσσης,
  Και τον ἀναισθητον παντος ἐτυπτε μενους.
Πληγαι δ᾽ ἀμφοτεροις ἐγενοντ᾽ ἀκος· αἷς ὁ μεν αὐτων
  Ἐγρετο, τον δ᾽ ὑπνου πουλυς ἐριψε κοπος.

„Ein Wahnwitziger und ein Schlafsüchtiger lagen beisammen auf einem Bette, und einer wurde des andern Arzt. Denn in der Wut sprang jener auf und prügelte diesen, der im tiefsten Schlummer vergraben lag, durch und durch. Die Schläge halfen beiden: dieser erwachte, und jener schlief vor Müdigkeit ein.“ Das Ding ist

*) Lib. I. ep. 22.
**) Lib. I. cap. 45.

schnurrig genug. Aber was denn nun weiter? Vielleicht war es auch nicht einmal wahr, daß beide kurieret wurden. Denn der Schlafsüchtige schläft nicht immer, sondern will nur immer schlafen, und so schlief er wohl auch hier bald wiederum ein; der Wahnwitzige aber, der vor Müdigkeit einschlief, konnte gar wohl als ein Wahnwitziger wieder aufwachen. Doch gesetzt auch, sie wären wirklich beide durch einander kurieret worden, auch alsdann sind wir um nichts klüger, als wir waren. Das Vergnügen über ein Histörchen, welches ich nirgends in meinem Nutzen verwenden zu können sehe, über das ich auch nicht einmal lachen kann, ist herzlich schwach.

Ich will nicht hoffen, daß man mir hier vorwerfen werde, daß es mir am Geschmacke der griechischen Simplicität fehle. Es gehöret wohl zu der griechischen Simplicität, daß ein Ding keine Teile zu viel habe, aber daß es ihm an einem notwendigen Teile fehle, das gehöret doch gewiß nicht dazu. Es ist nicht der witzige Schluß, den ich vermisse, sondern der Schluß überhaupt, wozu aber der bloße Schluß des Faktums nicht hinlänglich ist. Ich gestehe, daß ich aus eben diesem Grunde ein anderes sehr berühmtes Epigramm auch nur für ein halbes Epigramm halte, nämlich das über das Schicksal eines Hermaphroditen:

Quum mea me genitrix gravida gestaret in alvo,
  Quid pareret, fertur consuluisse Deos.
Mas est, Phoebus ait, Mars femina, Junoque neutrum.
  Quumque forem natus, Hermaphroditus eram.
Quaerenti letum Dea sic ait: occidet armis,
  Mars cruce, Phoebus aquis. Sors rata quaeque fuit.
Arbor obumbrat aquas: adscendo, decidit ensis,
  Quem tuleram, casu labor et ipse super;
Pes haesit ramis, caput incidit amne: tulique
  Femina, vir, neutrum, flumina, tela, crucem.

Die Erfindung dieses kleinen Gedichts ist so künstlich, der Ausdruck so pünktlich und doch so elegant, daß noch jetzt sehr gelehrte Kritiker sich nicht wohl überreden können, daß es die Arbeit eines neuen Dichters sei. Denn ob de la Monnoye schon erwiesen zu haben glaubte, daß der Pulex, welchem es in den Handschriften zugeschrieben wird, kein Alter ist, wofür ihn Politian und Scaliger und so viele andere gehalten haben, sondern daß ein Vincentiner aus dem funfzehnten Jahrhunderte damit gemeinet sei, so möchte Herr Burmann der Jüngere doch lieber vermuten, daß dieser Pulci, wie er eigentlich geheißen, ein so bewundertes Werk wohl aus einer alten Handschrift abgeschrieben und sich zugeeignet haben könne, da man ihn ohnedem als einen besondern Dichter weiter nicht kenne.*) Ich habe hierwider nichts, nur für ein Muster eines vollkommnen Epigramms möchte ich mir das Ding nicht einreden

*) *Anth. lat.* lib. III. ep. 77.

lassen, es mag nun alt oder neu sein. Einem so unfruchtbaren schielenden Märchen fehlet zum Sinngedichte nichts Geringers als der Sinn. Begreife ich doch nicht einmal, ob die Vorsehung der Götter damit mehr verspottet oder mehr angepriesen werden soll. Sollen wir uns wundern, daß von so verschiednen Göttern ein jeder doch noch immer so viel von der Zukunft wußte? Oder sollen wir uns wundern, daß sie nicht mehr davon wußten? Sollen wir glauben, daß sie vollständiger und bestimmter nicht antworten wollen oder nicht antworten können und daß eine vierte höhere Macht im Spiele gewesen, welche den Erfolg so zu lenken gewußt, daß keiner zum Lügner werden dürfen? Sollten aber gar nur die Götter als glückliche Errater hier aufgeführet werden, wie viel sinnreicher und lehrreicher ist sodann jenes Historchen — im Don Quixote, wo ich mich recht erinnere — von den zwei Brüdern und Weinkostern, welches ich wahrlich lieber erfunden, als ein ganzes Hundert von jenerlei Rätseln, auch in den schönsten Versen, gemacht haben möchte.

Das Gegenteil von solchen zu aller moralischen Anwendung ungeschickten kleinen Erzählungen sind diejenigen, welche zwar auch ohne alle Betrachtung und Folgerung vorgetragen werden, aber an und für sich selbst eine allgemeine Wahrheit so anschauend enthalten, daß es nur Ueberfluß gewesen wäre, sie noch mit ausdrücklichen Worten hinzuzufügen. Von dieser Art ist folgende bei dem Ausonius:*)

Thesauro invento, qui limina mortis inibat,
Liquit ovans laqueum, quo periturus erat.
At qui, quod terrae abdiderat, non repperit aurum,
Quem laqueum invenit, nexuit et periit,

wovon das griechische Original in der Anthologie zu finden, oder aus eben dieser Anthologie, die von mehrern Dichtern daselbst vorgetragene Geschichte vom Lahmen und Blinden:**)

Ἀνερα τις λιπογυιον ὑπερ νωτοιο λιπαυγης
Ἠγε ποδας χρησας, ὀμματα χρησαμενος.

Wer ist so blödsinnig, daß er die großen Wahrheiten, von welchen diese Erzählungen Beispiele sind, nicht mit ihnen zugleich denke? Und was auf eine so vorzügliche Art einen Sinn in sich schließt, das wird doch wohl ein Sinngedicht heißen können?

Doch auch das nicht. Und warum sollte es ein Sinngedicht heißen, wenn es etwas weit Besseres heißen kann? Mit einem Worte, es ist ein Apolog, eine wahre Aesopische Fabel; denn die gedrungene Kürze, mit welcher sie vorgetragen ist, kann ihr Wesen nicht verändern, sondern allenfalls nur lehren, wie die Griechen solcherlei Fabeln vorzutragen liebten. — Es kommen deren außer

*) *Epig.* 21.
**) Lib. I. cap. 4.

den zwei angeführten in der Anthologie noch verschiedene vor, von welchen in den gewöhnlichen Aesopischen Sammlungen nichts Aehnliches zu finden, die aber auch um so viel mehr von einem Nevelet oder Hauptmann ihnen beigefügt zu werden verdienet hätten. Alle sind mit der äußersten Präcision erzählt, und die weitläuftigste, welche aus zwölf Zeilen bestehet,*) hat nichts von der Geschwätzigkeit, aus welcher neuere Fabeldichter sich ein so eigenes Verdienst gemacht haben. Unser Gellert that also zwar ganz wohl, daß er jene vom Lahmen und Blinden unter seine Fabeln aufnahm;**) nur daß er sie so sehr wässerte, daß er so wenig belesen war und nicht wußte, wo sie sich eigentlich herschreibe, daran hätte er ohne Zweifel ein wenig besser thun können. —

Der wesentliche Unterschied, der sich zwischen dem Sinngedichte und der Fabel findet, beruhet aber darin, daß die Teile, welche in dem Sinngedichte eines auf das andere folgen, in der Fabel in eins zusammenfallen und daher nur in der Abstraktion Teile sind. Der einzelne Fall der Fabel kann keine Erwartung erregen, weil man ihn nicht ausgehöret haben kann, ohne daß der Aufschluß zugleich mit da ist: sie macht einen einzigen Eindruck und ist keiner Folge verschiedner Eindrücke fähig. Das Sinngedicht hingegen enthält sich eben darum entweder überhaupt solcher einzeln Fälle, in welchen eine allgemeine Wahrheit anschauend zu erkennen, oder läßt doch diese Wahrheit beiseite liegen und ziehet unsere Aufmerksamkeit auf eine Folge, die weniger notwendig daraus fließt. Und nur dadurch entstehet Erwartung, die dieses Namens wenig wert ist, wo wir das, was wir zu erwarten haben, schon völlig voraussehen.

Wenn denn aber sonach weder Begebenheiten ohne allen Nachsatz und Aufschluß, noch auch solche, in welchen eine einzige allgemeine Wahrheit nicht anders als erkannt werden kann, die erforderlichen Eigenschaften des Sinngedichts haben, so folget darum noch nicht, daß alle Sinngedichte zu verwerfen, in welchen der Dichter nichts als ein bloßer Wiedererzähler zu sein scheinet. Denn es bleiben noch immer auch wahre Begebenheiten genug übrig, die entweder schon von sich selbst den völligen Gang des Sinngedichts haben, oder denen dieser Gang doch leicht durch eine kleine Wendung noch vollkommner zu geben stehet. So fand unser Kleist das heroische Beispiel, mit welchem Arria ihrem Manne vorging, in seiner genauesten historischen Wahrheit mit Recht für hinlänglich, ein schönes Sinngedicht abzugeben.

„Als Pätus auf Befehl des Kaisers sterben sollte
Und ungern einen Tod sich selber wählen wollte,
Durchstach sich Arria. Mit heiterem Gesicht
Gab sie den Dolch dem Mann und sprach: ‚Es schmerzet nicht.‘“

---

*) Lib. I. cap. 22. ep. 9.
**) Die 16te des ersten Teils.

Martial hingegen glaubte, daß das erhabene „Es schmerzet nicht" noch einer Verschönerung fähig sei, und ohne lange diese Verschönerung auf seine eigne Rechnung zu setzen, legte er sie der Arria selbst in den Mund:*)

Casta suo gladium cum traderet Arria Paeto,
Quem de visceribus traxerat ipsa suis:
Si qua fides, vulnus, quod feci, non dolet, inquit;
Sed quod tu facies, hoc mihi, Paete, dolet.

Ohne Zweifel mochte dem Material das bloße „non dolet" zu mannhaft, zu rauh vorkommen, und er wollte das zärtliche Weib in der Verächterin des Todes mehr durchschimmern lassen. Ich wage es nicht, zwischen beiden Dichtern zu entscheiden, da ich ohnedem damit nur ein Beispiel geben wollen, wie die wahren Begebenheiten aussehen müssen, denen zum Sinngedichte nichts als eine glückliche Versifikation fehlet, und wie sehr auch in diesen der erfindsame Geist des Dichters noch geschäftig sein kann, ohne die historische Wahrheit zu verfälschen. —

3.

Nicht genug aber, daß nach meiner Erklärung das Sinngedicht sich von mehr als einer Art kleiner Gedichte zuverlässiger unterscheiden läßt, als nach den sonst gewöhnlichen Erklärungen geschehen kann, es lassen sich auch aus eben dieser Erklärung die Eigenschaften besser herleiten, welche ein Sinngedicht zu einem vollkommnen Sinngedichte machen.

1. Wenn der erste Teil des Sinngedichts, den ich die Erwartung genannt habe, dem Denkmale entsprechen soll, welches die Aufschrift führet, so ist unstreitig, daß er um so viel vollkommner sein wird, je genauer er einem neuen, an Größe oder Schönheit besonders vorzüglichen Denkmale entspricht. Vor allen Dingen aber muß er ihm an Einheit gleich sein, wir müssen ihn mit einem Blicke übersehen können, unverwehrt indes, daß der Dichter durch Auseinandersetzung seiner einzeln Begriffe ihm bald einen größern, bald einen geringern Umfang geben darf, so wie er es seiner Absicht am gemäßesten erkennet. Er kann ihn eben so wohl aus fünf, sechs Worten als aus eben so vielen und noch mehrern Zeilen bestehen lassen.

In folgendem Sinngedichte des Naugerius:**)

De Pythagorae simulacro.

Quem toties vixisse anima redeunte renatum
Mutato fama est corpore Pythagoram:
Cerne, iterum ut docti caelo generatus Asylae
Vivat, ut antiquum servet in ore decus.

*) Lib. I. ep. 14.
**) *Opera,* p. 199. Patav. 1718. 4to.

Dignum aliquid certe volvit: sic fronte severa est,
Sic in se magno pectore totus abit.
Posset et ille altos animi depromere sensus,
Sed veteri obstrictus relligione silet,

sind die ersten sechs Zeilen, welche die **Erwartung** enthalten, nichts als eine Umschreibung des Subjekts. Aber was hier sechs Zeilen füllet, wird in dem griechischen Originale, welches sich Naugerius eigen gemacht, mit vier Worten gesagt:*)

Αὐτον Πυθαγορην ὁ ζωγραφος· ὃν μετα φωνης
Εἶδες ἀν, εἶγε λαλειν ἤθελε Πυθαγορης.

„Da steht er, der wahre Pythagoras! Auch die Stimme würde ihm nicht fehlen, wenn Pythagoras hätte sprechen wollen." Dieses übersetzte **Faustus Sabäus** so:

Pythagoram pictor poterat finxisse loquentem.
Verum Pythagoram conticuisse juvat,

und wir könnten es durch die einzige Zeile übersetzen:
„Warum dies Bild nicht spricht? Es ist Pythagoras,"
wenn die einzeilichten Sinngedichte in unsrer Sprache eben so gewöhnlich und angenehm wären, als sie es in der griechischen und lateinischen sind.

Das wahre Maß der **Erwartung** scheinet indes in dem gegenwärtigen Beispiele weder Naugerius noch dieser Grieche getroffen zu haben, sondern ein andrer Grieche, welcher eben den Einfall in vier Zeilen brachte und diesen bescheidenen Raum nicht wie Naugerius zu leeren Ausrufungen mißbrauchte, sondern zur Berichtigung des Einfalls selbst anwendete. Denn sollte man aus dem Naugerius und dem angeführten griechischen Originale nicht schließen, daß Pythagoras immer geschwiegen hätte, da das Schweigen doch nur gleichsam eine Vorübung in seiner Schule war? Wie viel schöner und genauer also **Julianus** so:**)

Οὐ τον ἀναπτυσσοντα φυσιν πολυμητιν ἀριθμων
Ἠθελεν ὁ πλαστης Πυθαγορην τελεσαι,
Ἀλλα τον ἐν σιγῃ πινυτοφρονι· και ταχα φωνην
Ἐνθεν ἀποκρυπτει, και τοδ᾽ ἐχων ὀπασαι.

„Nicht den Pythagoras, wie er die geheime Natur der Zahlen erkläret, hat der Künstler darstellen wollen, sondern den Pythagoras in seinem weisen Stillschweigen. Daher verbarg er die Stimme, die er vernehmlich zu machen sonst gar wohl verstand."

Die Hauptregel also, die man in Ansehung des Umfanges der **Erwartung** zu beobachten hat, ist diese, daß man nicht als ein Schulknabe erweitere; daß man nicht bloß erweitere, um ein paar

*) *Anthol.* lib. IV. cap. 33.
**) *Anth.* l. c.

Verse mehr gemacht zu haben: sondern daß man sich nach dem zweiten Teile, nach dem Aufschlusse, richte und urteile, ob und wie viel dieser durch die größere Ausführlichkeit der Erwartung an Deutlichkeit und Nachdruck gewinnen könne.

Es gibt Fälle, wo auf diese Ausführlichkeit alles ankömmt. Dahin gehören vor andern diejenigen Sinngedichte, in welchen der Aufschluß sich auf einen relativen Begriff beziehet. Z. E. solche, in welchen ein Ding als ganz besonders groß oder ganz besonders klein angegeben wird und die daher notwendig den Maßstab dieser Größe oder Kleinheit vorausschicken müssen, ja lieber mehr als einen, und immer einen kleinern und kleinern oder größern und größern. Es wäre freilich schon ein Epigramm, wenn Martial auf das ganz kleine Landgütchen, mit welchem ihm ein gern freigebiger Freund so viel als nichts schenkte, auch nur diese Zeilen gemacht hätte:

Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis;
Sed rus est mihi majus in fenestra.
Hoc quo tempore praedium dedisti,
Mallem tu mihi prandium dedisses.

Aber wie viel launichter und beißender wird dieses Epigramm durch die eingeschalteten noch kleinern Maße, als ein Gärtchen vor einem Fenster ist. Und wie sehr wächst unser Vergnügen, indem der Dichter den Abstand von diesem bis zu einem Mund voll Essen durch noch so viel andere Verkleinerungen zu füllen weiß.*)

Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis:
Sed rus est mihi majus in fenestra.
Rus hoc dicere, rus potes vocare!
In quo ruta facit nemus Dianae,
Argutae tegit ala quod cicadae,
Quod formica die comedit uno,
Clausae cui folium rosae corona est:
In quo non magis invenitur herba,
Quam costi folium, piperve crudum;
In quo nec cucumis jacere rectus,
Nec serpens habitare tuta possit.
Erucam male pascit hortus unam,
Consumto moritur culex salicto,
Et talpa est mihi fossor atque arator.
Non boletus hiare, non mariscae
Ridere aut violae patere possunt.
Fines mus populatur, et colono
Tanquam sus Calydonius timetur;
Et sublata volantis ungue Procnes

*) Lib. XI. ep. 19.

In nido seges est hirundinino,
Et cum stet sine falce mentulaque,
Non est dimidio locus Priapo.
Vix implet cochleam peracta messis,
Et mustum nuce condimus picata.
Errasti, Lupe, litera sed una.
Nam quo tempore praedium dedisti,
Mallem tu mihi prandium dedisses.

Es haben dergleichen hyperbolische Sinngedichte, wie man sie nach der darin herrschenden Figur nennen könnte, ihre eigene Anmut. Nur müssen sie nicht auf die bloße Hyperbel hinauslaufen, so wie dieses griechische:*)

'Αγρον Μηνοφανης ὠνησατο, και δια λιμον
'Εκ δρυος ἀλλοτριας αὑτον ἀπηγχονισεν.
Γην δ' αὐτῳ τεθνεωτι βαλειν οὐκ ἐσχον ἀνωθεν,
'Αλλ' ἐταφη μισθου προς τινα των ὁμορων.
Εἰ δ' ἐγνω τον ἀγρον τον Μηνοφανους 'Επικουρος,
Παντα γεμειν ἀγρων εἶπεν ἀν, οὐκ ἀτομων.

„Menophanes hatte Feld gekauft, aber vor Hunger mußte er sich an einer fremden Eiche hängen. So viel Erde hatte er nicht, daß sein Leichnam damit bedeckt werden konnte; man mußte ihm seine Grabstelle auf benachbartem Grunde kaufen. Hätte Epikurus das Feld des Menophanes gesehen, so würde er gesagt haben, daß alles voller Felder wäre, nicht voller Atomen." Denn ein solches Sinngedicht bestehet offenbar aus nichts als Erwartung: anstatt des Aufschlusses wird uns das äußerste Glied der Hyperbel untergeschoben, und alle unsere Erwartung soll sich mit der Unmöglichkeit, etwas Größeres oder Kleineres abzusehen, begnügen. Dergleichen Spiele des Witzes können Lachen erregen, aber das Sinngedicht will etwas mehr. Die griechische Anthologie ist davon voll, da sie hingegen bei dem Martial sehr sparsam vorkommen, als der fast immer von der Hyperbel noch zu einer Betrachtung fortgehet, die mehr hinter sich hat. Man lese das dreiunddreißigste Sinngedicht seines achten Buches, um ein sehr einleuchtendes Exempel hiervon zu haben.

Ad Paullum.

De praetoricia folium mihi, Paulle, corona
  Mittis et hoc phialae nomen habere jubes.
Hac fuerat nuper nebula tibi pegma perunctum,
  Pallida quam rubri diluit unda croci.
An magis astuti derasa est ungue ministri
  Bractea, de fulcro, quod reor esse, tuo?

---

*) *Anth.* lib. II. c. 7. ep. 3.

Illa potest culicem longe sentire volantem
Et minimi penna papilionis agi.
Exiguae volitat suspensa vapore lucernae
Et leviter fuso rumpitur ista mero.
Hoc linitur sputo Jani caryota Calendis,
Quam fert cum parvo sordidus asse cliens.
Lenta minus gracili crescunt colocasia filo,
Plena magis nimio lilia sole cadunt,
Nec vaga tam tenui discursat aranea tela,
Tam leve nec bombyx pendulus urget opus.
Crassior in facie vetulae stat creta Fabullae,
Crassior offensae bulla tumescit aquae.
Fortior et tortos servat vesica capillos
Et mutat Latias spuma Batava comas.
Hac cute Ledaeo vestitur pullus in ovo,
Talia lunata splenia fronte sedent.
Quid tibi cum phiala, ligulam cum mittere posses,
Mittere cum posses vel cochleare mihi?
Magna nimis loquimur: cochleam cum mittere posses,
Denique cum posses mittere, Paulle, nihil.

Alle die hyperbolischen Vergleichungen, die der Dichter hier anstellet, stehen nicht bloß um ihrer selbst willen da, sondern mehr, um endlich gewissen Leuten, welche sich gern große Verbindlichkeiten mit wenig Kosten erwerben möchten, zu verstehen zu geben, wie viel besser sie thun würden, wenn sie lieber gar nichts als so unbeträchtliche Kleinigkeiten schenkten. Denn es ist nicht Freigebigkeit, es ist Geiz, sich Dank mit etwas erkaufen wollen, was keines Dankes wert ist.

Wie aber der fertige Versifikator in Erweiterung des ersten Teiles oft zu viel thut, so thut ein minder fertiger aus Schwierigkeit oder Gemächlichkeit nicht selten zu wenig: wenn er nämlich den ganzen ersten Teil in den Titel des Sinngedichts bringt und sich den bloßen Aufschluß zu versifizieren oder zu reimen begnügen läßt. Es ist sonderbar, daß es sogar Kenner gegeben hat, die dieses zu thun dem Dichter ausdrücklich geraten haben.*) Aber sie haben nicht bedacht, daß das Epigramm, so viel es an Kürze dadurch gewinnet, von einer andern Seite hinwiederum verlieret, indem es

*) *Morhofius de discipl. Arg.* Sect. III. cap. 5: Vocari in subsidium brevitatis lemma sive inscriptio epigrammatis potest. Quum enim narratione et expositione rei, quae est una epigrammatis pars, plures versus impleantur, lemma, si bene conceptum est, illorum vicem supplebit. E. g. legitur inter nostra epigrammata illud:

Quid juvat ah! ducta prolem sperare puella!
Ut repares puerum, perdis, inepte, virum.

Lemma est: *In senem, qui quod masculus illi mortuus heres, puellam spe recuperandi ducebat.* Illa si epigrammate exprimenda simul fuissent, vel quator versus fuissent insumendi; nunc uno lemmate tota res exhibetur.

zu einem Ganzen von so heterogenen Teilen wird. Unmöglich kann man daher das Sinngedicht des Herrn von Kleist:

„An zwei sehr schöne, aber einäugige Geschwister.

„Du mußt, o kleiner Lykon, dein Aug' Agathen leihn,
Blind wirst du dann Cupido, die Schwester Venus sein"

und das lateinische des Hieronymus Amaltheus, aus welchem jenes genommen ist:

Lumine Acon dextro, capta est Leonilla sinistro,
Et potis est forma vincere uterque deos.
Blande puer, lumen, quod habes, concede puellae:
Sic tu caecus Amor, sic erit illa Venus,

für gleich schön halten. Dieses kann den ganzen Titel entbehren, und jenes ist ohne Titel auch nicht einmal verständlich. Das schöne Sinngedicht ist in der Uebersetzung zur bloßen Aufschrift geworden und verhält sich in seinem Eindrucke zu jenem so wie eine kahle Aufschrift, die in einem Buche angeführt wird, zu eben der Aufschrift, die wir auf dem schönen Monumente selbst lesen.

In dem ganzen Martial wüßte ich mich keines einzigen Epigramms zu erinnern, welches von der fehlerhaften Art wäre, daß es der Erläuterung eines Titels bedürfe. Alle seine Titel bestehen daher in den bloßen An, Von und Auf mit Beifügung des Namens derjenigen, die das Epigramm betrifft oder an die es gerichtet ist. Alle Lemmata, welche den nähern Inhalt angeben sollen, sind nicht von ihm, sondern ein Werk der spätern Abschreiber; daher sie auch in der einen Ausgabe so und in der andern anders lauten. Jeder Umstand, auch der allerkleinste, der zu dem Verstande des Epigramms notwendig gehöret, ist bei ihm in dem Epigramme selbst enthalten, und wenn wir jetzt einen solchen ja darin zu vermissen glauben, so können wir nur gewiß versichert sein, daß er sich zu der Zeit des Dichters von selbst verstanden hat. —

2. Wenn ferner der zweite Teil des Sinngedichts, den ich den Aufschluß genannt habe, der eigentlichen Aufschrift entsprechen soll, die wir zu unserer Befriedigung endlich auf einem bewunderten Denkmale erblicken, so dürfen wir nur die Ursachen erwägen, warum eine solche Aufschrift von der möglichsten Kürze sein muß, um daraus zu schließen, daß die Kürze ebenfalls die erste und vornehmste Eigenschaft des Aufschlusses in dem Sinngedichte werde sein müssen. Diese Ursachen aber sind die: einmal, weil es nur Personen oder Handlungen von einer ohnedem schon genugsamen Bekanntheit und Berühmtheit sind oder sein sollten, denen Denkmäler errichtet werden, und man daher mit wenig Worten leicht sehr viel von ihnen sagen kann; zweitens, weil die Denkmäler selbst, auf offenen Straßen und Plätzen, nicht sowohl für die wenigen müßigen Spaziergänger, als vielmehr für den Geschäftigen, für den eilenden Wanderer errichtet

werden, welcher seine Belehrung gleichsam im Vorbeigehen muß mit sich nehmen können. Eben so sollte man bei einer Sammlung von Sinnschriften vornehmlich auf solche Leser sehen, welchen es andere Geschäfte nur selten erlauben, einen flüchtigen Blick in ein Buch zu thun. Solche Leser wollen geschwind und doch nicht leer abgefertiget sein; für das letzte aber halten sie sich allezeit, wenn man sie entweder mit ganz gemeinen oder ihnen ganz fremden Sachen unterhalten wollen.

Die Fehler gegen die Kürze des Aufschlusses sind indes bei allen Arten der Epigrammatisten wohl die seltensten. Der schlechteste nimmt nie die Feder, ein Epigramm niederzuschreiben, ohne den Aufschluß vorher so gut und kurz gerundet zu haben, als es ihm möglich ist. Oft hat er nichts voraus bedacht als diesen einzigen Aufschluß, der daher auch nicht selten eben das ist, was der Dietrich unter den Schlüsseln ist: ein Werkzeug, welches eben so gut hundert verschiedene Schlösser eröffnen kann als eines.

Hingegen ist es gerade der bessere Dichter, welcher noch am ersten hier fehlerhaft werden kann, und zwar aus Ueberfluß von Witz und Scharfsinn. Ihm kann es leicht begegnen, daß er unter der Arbeit auf einen guten Aufschluß gerät, noch ehe er zu dem gelangen kann, den er sich vorgesetzt hatte; oder daß er jenseits diesem noch einen andern erblickt, den er sich ebenfalls nicht gern möchte entwischen lassen. Mich deucht, so etwas ist selbst dem Martial mit folgendem Sinngedichte widerfahren:*)

In Ligurinum.

Occurrit tibi nemo quod libenter,
Quod quacunque venis, fuga est et ingens
Circa te, Ligurine solitudo:
Quid sit scire cupis? Nimis poeta es.

Wer kann leugnen, daß diese vier Zeilen nicht ein völliges Epigramm sind? Nur mochte dem Dichter ohne Zweifel das Nimis poeta es ein wenig zu rätselhaft vorkommen, und weil er jenseit der Umschreibung desselben, die schon an und für sich selbst sehr gefallen konnte, einen neuen Aufschluß voraussahe, so wagte er es, das schon erreichte Ende zu einem bloßen Ruhepunkte zu machen, um von da nach einem neuen Ziele auszusetzen, oder, wenn man will, nach dem nämlichen, das er sich selbst nur weiter gesteckt hatte. Also fährt er fort:

Hoc valde vitium periculosum est.
Non tigris catulis citata raptis,
Non dipsas medio perusta sole,
Nec sic scorpius improbus timetur.
Nam tantos, rogo, quis ferat labores?

*) Lib. III. ep. 44.

Et stanti legis, et legis sedenti,
Currenti legis, et legis cacanti.
In thermas fugio: sonas ad aurem.
Piscinam peto: non licet natare.
Ad coenam propero: tenes euntem.
Ad coenam venio: fugas sedentem.
Lassus dormio: suscitas jacentem.
Vis, quantum facias mali, videre?
Vir justus, probus, innocens timeris.

Und wer hat eben Recht, auf einen Dichter ungehalten zu sein, der uns statt eines Epigramms in einem zwei geben will? Besonders, wenn sie sich so gut wie hier in einander fügen, auch das eine durch das andere im geringsten nicht geschändet wird.

Nur aus dergleichen nicht unglücklichen Auswüchsen eine Regel der Schönheit machen zu wollen, das ist zu arg. Gleichwohl that es Scaliger, und, nach seinen Worten zu urteilen, müßte dasjenige Epigramm das vollkommenste sein, das aus eben so viel andern kleinen Epigrammen besteht, als es Disticha enthält. Doch sein eigenes Exempel von einem solchen epigrammate differto, wie er es nennet, gibt die Sache näher, und wenn dieses wirklich vier Epigrammen in sich schließt, so sind sie auch alle viere darnach. Es ist auf einen Podagristen, dem man die Hungerkur vorgeschrieben hat, und lautet so:*)

Heus utrum eligimus? Si non nisi dente podagra,
  Dente famis dirae discruciata perit.
Ah nequeam, nisi sic, finire dolore dolorem?
  Atque ferum finem tollere fine truci?
Heu macie informi, larvata heu tabe furorem,
  Et funus plus quam funere praeveniens.
O vitam invitam, o incommoda commoda, lux nox!
  Si, ne aliquid fias, cogeris esse nihil.

Es ist zu verwundern, wie sehr sich auch die gelehrtesten Leute verblenden können, sobald sie aus ihren eigenen Beispielen etwas abstrahieren wollen. Dieses Epigramm soll vier Epigramme enthalten, und es ist zur höchsten Not kaum eines; nur daß der schale Aufschluß desselben in jeder Zeile wie eine Wasserblase mehr und mehr aufschwellet, bis er endlich in ein wahres Nichts zerstiebet.

Eher war unser Wernicke der Mann, der zu dieser vollgepfropften Art von Sinngedichten ein Muster hätte machen können. In der Theorie dachte er auch ziemlich wie Scaliger, indem er diejenigen Sinngedichte, „wo der Leser fast in jeder Zeile etwas nachzudenken findet, wo er unvermerkt und zuweilen, ehe er

*) *Poetices* Lib. III. cap. 126; Exemplum illius differti hoc unum esto, in quo continentur quatuor epigrammata.

es verlangt, zu dem Schlusse geführet wird", den andern weit vorziehet, „in welchen der Leser nur durch weitläuftige und nichts bedeutende Umstände von dem allein klingenden Ende aufgehalten wird". Wernicke hatte allerdings Recht, wenn es wirklich in allem Verstande nichts bedeutende Umstände sind, durch die der Leser endlich zu dem Aufschlusse gelangt. Aber wenn denn nur jeder ihn aufhaltender Umstand, ob er schon für sich selbst nicht viel sagen will, dennoch seine besondere gute Beziehungen auf das allein klingende Ende hat, so ist es schon genug, und das Ganze, welches daraus entstehet, bekömmt eine so gefällige Einheit, daß es unendlich schwer ist, wegen des Mangels derselben einen Leser von richtigem Geschmacke durch noch so häufig eingestreute Nebenzüge schadlos zu halten.

Das eigene Beispiel des Wernicke ebenfalls, welches er von jener vorzüglichern Art des Sinngedichts geben zu können glaubte, macht seine Theorie nicht gut, sondern bestätiget vielmehr, was ich von dem Mangel der Einheit gesagt habe.*)

„Auf Mucius Scävola.

„Als Scävola, zum Mord verführt durch seine Jugend,
So wie das Laster für die Tugend,
Den Schreiber für den König nahm
Und nach vollbrachter That erst zur Erkenntnis kam,
Da wußt' er der Gefahr den Vorteil abzuzwingen
Und, durch die Schande nicht verzagt,
Das, was das Laster ihm versagt,
Der Tugend selber abzudringen:
Er machte, daß der Haß sich in Verwundrung wandt',
Verbrennt', entwaffnete sein' und des Feindes Hand;
Und weil die edle Wut man ihm zur Tugend zählte,
Erreicht' er seinen Zweck, indem er ihn verfehlte."

Mich dünkt, der Dichter hätte mit der achten Zeile, „der Tugend selber abzudringen", aufhören sollen, wenigstens mit dem Gedanken, den sie enthält. Denn alles, was folgt, ist nur schleppende Umschreibung dieses Gedankens, mit einer Antithese beschlossen, die weder wahr ist, noch, wenn sie auch wahr wäre, hierher gehöret. Sie ist nicht wahr; denn Scävola erreichte seinen Zweck nicht, indem er ihn verfehlte, sondern nachdem er ihn verfehlt hatte; nicht durch den Fehler, sondern durch das, was er darauf folgen ließ. Sie gehöret nicht hierher, wenn sie von seiten der Wahrheit auch schon noch zu rechtfertigen wäre; denn sie zeigt uns die ganze Handlung nunmehr aus einem völlig verschiedenen Gesichtspunkte, als wir sie vier Zeilen vorher sehen; dort wird sie uns als eine außerordentliche Anstrengung von Tugend angepriesen, hier

*) Seite 38.

bewundern wir sie als das Werk eines glücklichen Zufalls. Der doppelte Gesichtspunkt aber ist in der Poesie kein geringerer Fehler als in der Perspektiv.

3. Wenn endlich die beiden Teile des Sinngedichts zugleich dem Denkmale und der Aufschrift zugleich entsprechen sollen, so wird auch das Verhältnis, welches sich zwischen jenen befindet, dem Verhältnisse entsprechen müssen, welches diese unter sich haben. Ich will sagen: So wie ich bei Erblickung eines Denkmals zwar nicht den Inhalt der Aufschrift, wohl aber den Ton derselben aus dem Denkmale erraten kann; wie ich kühnlich vermuten darf, daß ein Denkmal, welches traurige Ideen erregt, nicht eine lustige oder lächerliche Aufschrift führen werde, oder umgekehrt: eben so muß auch die Erwartung des Sinngedichts mich zwar nicht den eigentlichen Gedanken des Aufschlusses, aber doch die Farbe desselben voraussehen lassen, so daß mir am Ende kein widriger Kontrast zwischen beiden Teilen auffällt. Mich dünkt, gegen diese Regel verstößt folgendes Sinngedicht des Martials auf den Tod der Erotion, eines kleinen liebenswürdigen Mädchens, der Tochter eines seiner Leibeigenen, deren Verlust ihm so nahe ging.*)

In Paetum.

Puella senibus dulcior mihi cycnis,
Agna Galesi mollior Phalantini,
Concha Lucrini delicatior stagni:
Cui nec lapillos praeferas Erythraeos,
Nec modo politum pecudis Indicae dentem
Nivesque primas liliumque non tactum;
Quae crine vicit Baetici gregis vellus
Rhenique nodos aureamque nitellam;
Fragravit ore quod rosarium Paesti,
Quod Atticarum prima mella cerarum,
Quod succinorum rapta de manu gleba:
Cui comparatus indecens erat pavo,
Inamabilis sciurus et frequens phoenix:
Adhuc recenti tepet Erotion busto,
Quam pessimorum lex avara fatorum
Sexta peregit hieme, nec tamen tota;
Nostros amores gaudiumque lususque.
Et esse tristem me meus vetat Paetus:
Pectusque pulsans, pariter et comam vellens,
Deflere non te vernulae pudet mortem?
Ego conjugem, inquit, extuli, et tamen vivo,
Notam, superbam, nobilem, locupletem.
Quid esse nostro fortius potest Paeto?
Ducenties accepit, et tamen vivit.

*) Lib. V. ep. 38.

Dieses Sinngedicht fängt mit so sanften Empfindungen an; es nimmt mich für den weichherzigen Dichter, der sich um ein kleines unschuldiges Ding so sehr betrübt, so herzlich ein; ich fühle mich zu Mitleid und Melancholie so sehr gestimmet, daß ich mich nach ganz etwas anderm als einem hämischen Zuge gegen einen guten Bekannten sehne. Betrübnis macht sonst so gutdenkend, und boshafter Witz verstummet sonst so leicht bei einem bekümmerten Herzen!

Ich rechne aber zu dergleichen Kontrasten nicht jeden plötzlichen, unerwarteten Sprung von Groß auf Klein oder von Schwarz auf Weiß, den die bloße Einbildung thun muß. Ein solcher Sprung kann allerdings angenehm sein und wenigstens den Mund in Falten ziehen, wenn nur unsere Empfindung nicht besondern Teil daran nimmt. So wie etwa dieser beim Scarron:

Superbes Monuments de l'orgueil des Humains,
Pyramides, Tombeaux, dont la vaine structure
A témoigné que l'Art, par l'adresse des mains,
Et l'assidu travail, peut vaincre la Nature!
Vieux Palais ruinés, Chef d'œuvres des Romains,
Et les derniers efforts de leur Architecture,
Colisée, où souvent ces Peuples inhumaïns,
De s'entr'assassiner se donnoient tablature!
Par l'injure des ans vous êtes abolis,
Ou du moins la plupart vous êtes démolis!
Il n'est point de ciment que le tems ne dissoude.
Si vos Marbres si durs ont senti son pouvoir,
Dois-je trouver mauvais qu'un méchant Pourpoint noir,
Qui m'a duré deux ans, soit percé par le coude?

Der Posse thut seine Wirkung. Gleichwohl ist auch hier der Sprung nicht völlig unvorbereitet. In der pompösen Erwartung mangelt es nicht ganz an burlesken Ausdrücken, durch die wir unmerklich auf ihn ansetzen: und mag er doch geraten, wie er will, wir sollen ja nur lachen.

Ich könnte hier anführen, daß das Original dieses Scarronschen Sinngedichts oder Sonetts das Epigramm eines alten unbekannten Dichters zu sein scheine, welches Barth zuerst bekannt gemacht hat und das noch lächerlicher ausfällt, wenn es anders wahr ist, was Cicero irgendwo anmerkt, daß das Obscöne das Lächerliche vermehre. Denn anstatt der durchgestoßnen Weste — Doch wer Lust hat, kann es bei dem Barth selbst nachsehen.*) Es ist vielmehr Zeit, daß ich dergleichen Sinngedichte überhaupt, in welchen der Leser seine Erwartung nicht ohne Vergnügen vielmehr getäuscht als erfüllet sieht, von einer allgemeinen Seite betrachte.

---

*) *Advers.* lib. XXXVI. c. II.

4.

Einige Leser dürften bei allem, was ich bisher von dem Sinngedichte gesagt habe, noch immer das Beste vermissen. Sie kennen es als das sinnreichste von allen kleinen Gedichten, als eine witzige Schnurre wohl nur, und doch ist des Witzes von mir noch kaum gedacht worden, geschweige, daß ich die verschiednen Quellen des Sinnreichen anzugeben gesucht hätte. Ich habe die ganze Kraft, die ganze Schönheit des Epigramms in die erregte Erwartung und in die Befriedigung dieser Erwartung gesetzt, ohne mich weiter einzulassen, durch welche Art von Gedanken und Einfällen solche Befriedigung am besten geschehe. Was die lateinischen Kunstrichter acumina und die französischen pointes nennen, habe ich weder erfordert, noch bisher verworfen.

Wenn indes unter diesen Worten nichts anders verstanden werden soll als derjenige Gedanke, um dessen willen die Erwartung erregt wird, der also natürlicherweise nach der Erwartung am Ende des Ganzen stehen muß und sich von allen übrigen Gedanken, als die nur seinetwegen da sind, nicht anders als auszeichnen kann: so ist es wohl klar, daß das Sinngedicht ohne dergleichen acumen oder pointe schlechterdings nicht sein kann. Es bleibt vielmehr dieses acumen das wahre allgemeine Kennzeichen desselben, und man hat Recht, allen kleinen Gedichten, denen es mangelt, den Namen des Sinngedichts zu versagen, wenn sie auch sonst noch so viel Schönheiten haben, die man ihnen auf keine Weise darum zugleich streitig macht.

Wenn hingegen unter acumen oder pointe man etwas meinet, was bloß das Werk des Witzes ist; mehr ein Gedankenspiel als einen Gedanken; einen Einfall, dessen Anzügliches größtenteils von der Wahl oder Stellung der Worte entstehet, in welchen er ausgedrückt ist; oder von dem wohl gar nichts Gesundes übrig bleibt, sobald man diese Worte ändert oder versetzt: so ist die Frage, ob das Sinngedicht notwendig eine dergleichen pointe haben müsse, der Frage vollkommen gleich, ob man besser thue, seine Schulden in guter oder in falscher Münze zu bezahlen.

Denn so wie es nur der Mangel an guter Münze ist, welcher falsche Münze zu prägen verleitet, ebenso ist es nur die Schwierigkeit, jede erregte Erwartung immer mit einem neuen und doch wahren, mit einem scharfsinnigen und doch ungekünstelten Aufschlusse zu befriedigen, — nur diese Schwierigkeit, sag' ich, ist es, welche nach Mitteln umzuschauen verführet, durch die wir jene Befriedigung geleistet zu haben wenigstens scheinen können.

Glücklich, wenn man unter diesen Mitteln nur noch die erträglichsten zu wählen verstehet! Denn es gibt in der That auch hier Paduanische Münzen, die zwar falsche, aber doch von so schönem und dem wahren so nahe kommenden Stempel sind, daß sie gar wohl aufbehalten zu werden verdienen. Ja, es gibt noch andere,

deren innerer Wert nur wenig geringer ist als der echten, so daß der Münzer wenig mehr als den Schlageschatz dabei gewinnen konnte.

Besonders möchte ich mit dergleichen weder ganz falschen, noch ganz echten Münzen, die, wenn sie schon nicht im Handel und Wandel gelten können, doch immer schöne Spielmarken abgeben, zwei Gattungen von Sinngedichten vergleichen, die, ohne zu den vollkommnen zu gehören, doch von jeher, auch unter Leuten von Geschmack, ihre Liebhaber gefunden haben und so noch ferner finden werden. Unter der ersten Gattung verstehe ich die, welche uns mit ihrer Erwartung hintergehen, und unter der andern die, deren Aufschluß in einer Zweideutigkeit bestehet. — Von jeder ein Wort.

1. Das Neue ist, eben weil es neu ist, dasjenige, was am meisten überrascht. Ob nun gleich dieses Ueberraschende nicht das einzige sein muß, wodurch das Neue gefällt, so ist es doch unstreitig, daß schon die bloße Ueberraschung angenehm ist. Wenn es denn aber nur selten in des Dichters Vermögen steht, seinen Leser mit einem wirklich neuen Aufschlusse zu überraschen, wer kann es ihm verdenken, wenn er seinem gemeinen Einfalle eine solche Wendung zu geben sucht, daß er wenigstens diese Eigenschaft des Neuen, das Ueberraschende, dadurch erhält? Und dieses kann nicht anders geschehen als durch eine Art von Betrug. Weil er dem Leser nichts geben kann, was dieser auf keine Weise voraussehen könnte, so verführt er ihn, etwas ganz anders vorauszusehen, als er ihm endlich gibt. Er hebt z. E. von hohen Dingen an und endet mit einer Nichtswürdigkeit; er scheinet loben zu wollen, und das Lob läuft auf einen Tadel hinaus; er scheinet tadeln zu wollen, und der Tadel verkehrt sich in ein feines Lob. Doch so ganz einander entgegengesetzt brauchen die Dinge auch nicht einmal zu sein: genug, wenn der Blick des Lesers auch nur gerade vorbeischießt. Ein einziges Exempel aus dem Martial statt aller.*)

In Sanctram.

Nihil est miserius nec gulosius Sanctra.
Rectam vocatus cum cucurrit ad coenam,
Quam tot diebus noctibusque captavit,
Ter poscit apri glandulas, quater lumbum
Et utramque coxam leporis et duos armos:
Nec erubescit pejerare de turdo
Et ostreorum rapere lividos cirros.
Buccis placentae sordidam linit mappam.
Illic et uvae collocantur ollares
Et Punicorum pauca grana malorum
Et excavatae pellis indecens vulvae
Et lippa ficus debilisque boletus.

*) Lib. VII. ep. 19.

Sed mappa cum jam mille rumpitur furtis,
Rosos tepenti spondylos sinu condit
Et devorato capite turturem truncum.
Colligere longa turpe nec putat dextra
Analecta, quicquid et canes reliquerunt.
Nec esculenta sufficit gulae praeda,
Misto lagenam replet ad pedes vino.
Haec per ducentas cum domum tulit scalas,
Seque obserata clusit anxius cella,
Gulosus ille postero die — vendit.

Bis auf das allerletzte Wort erwarten wir noch immer ganz etwas anders, als wir finden. Noch immer denken wir uns den Sanctra als einen leckern Fresser, der nie genug hat; auf einmal wendet sich die Medaille, und wir finden, daß der leckere Fresser ein armer Teufel ist, der nicht darum die schmutzigsten Brocken so gierig zusammenraffte, um noch eine Mahlzeit davon zu halten, sondern um sie zu verkaufen und sich andere Bedürfnisse des Lebens dafür anzuschaffen. Denn daß dieses schon gewissermaßen in dem Worte miserius des ersten Verses stecke, das hatten wir längst wieder vergessen, wenn wir es auch ja hätten merken können. — Wie häufig die Epigrammatisten aller Zeiten und Völker aus dieser Quelle geschöpft haben, darf ich nicht erst sagen. Ich will sie aber darum doch nicht mit meinen, sondern lieber mit den Worten des Cicero empfehlen:*) „Scitis esse notissimum ridiculi genus, cum aliud expectamus, aliud dicitur. Hic nobismetipsis noster error risum movet.“

2. Cicero setzt hinzu: „Quod si admixtum est etiam ambiguum, fit salsius.“ Und das wäre die zweite Gattung. Denn es ist allerdings eine wichtige Erfordernis des Zweideutigen, daß es so wenig als möglich vorher gesehen werde. Was aber die Zweideutigkeit überhaupt sei, brauche ich nicht zu erklären, ebenso wenig, als ich nötig habe, Beispiele davon anzuführen. Aber gut ist es, gewisse allzu ekle Richter von Zeit zu Zeit zu erinnern, daß sie uns doch lieber das Lachen nicht so schwer und selten machen wollen. Zwar auch das heißt ihnen schon zu viel zugegeben; die Zweideutigkeit ist nicht bloß gut zum Lachen, zum bloßen riso diducere rictum, sie kann sehr oft die Seele des feinsten Scherzes sein und dem Ernste selbst Anmut erteilen. „Ex ambiguo dicta,“ sagt ebenfalls Cicero, „vel argutissima putantur, sed non semper in joco, saepe etiam in gravitate versantur.“ Denn wenn die Zweideutigkeit etwas mehr als ein kahles Wortspiel ist, so ist von dem doppelten Sinne, den sie hat, der eine wenigstens wahr, und der andere, wenn er falsch ist, diente bloß zum Uebergange auf jenen. Und was dienet uns in der Folge unserer Ideen nicht alles,

*) *De Oratore,* lib. II. c. 63.

um von einer auf die andere überzugehen! Wir lassen uns von der Aehnlichkeit der Worte wohl in wichtigen Dingen leiten und wollten bei einem Scherze nicht damit vorlieb nehmen? — Doch was läßt sich hiervon sagen, was nicht schon hundertmal gesagt wäre? —

Ich schließe also diese allgemeinen Anmerkungen über das Epigramm, und da ich einmal in Anführung des Cicero bin, so schließe ich sie mit einer Stelle aus ihm, die ihnen statt eines Passes bei denjenigen Lesern dienen kann, welche dergleichen Untersuchungen über Werke des Witzes insgesamt nicht lieben und ihnen kühnlich allen Nutzen absprechen, weil sie einen insbesondere nicht haben können.*) „Ego in his praeceptis hanc vim et hanc utilitatem esse arbitror, non ut ad reperiendum, quid dicamus, arte ducamur, sed ut ea, quae natura, quae studio, quae exercitatione consequimur, aut recta esse confidamus, aut prava intelligamus, cum, quo referenda sint, didicerimus.“

II.

Catull.

1.

Es kommen unter den kleinen Gedichten des Catulls allerdings verschiedene vor, welche den völligen Gang des Sinngedichts haben.

Allein darum alle seine kleinern Gedichte zu Epigrammen zu machen, da er selbst diesen Namen ihnen nicht gegeben; von ihnen ohne Unterschied eine besondere Gattung des Epigramms zu abstrahieren und es als ein Problem aufzuwerfen, ob diese Catullische, wie man sie nennet, feinere Gattung der Martialischen spitzfindigen Gattung nicht weit vorzuziehen sei: das ist mir immer sehr sonderbar vorgekommen.

Die allermeisten von den kürzern Gedichten des Catulls haben schlechterdings mit dem Sinngedichte nichts gemein als die Kürze. Es sind kleine giftige oder obscöne Tiraden, die weder Erwartung erwecken, noch Erwartung befriedigen; die mehr, um gegenwärtige dringende Empfindungen zu äußern, hingeworfen, als mit Absicht auf eine besondere Dichtungsart ausgearbeitet sind. Wer z. E. ein „Salve, nec minimo puella naso“,**) ein „Disertissime Romuli nepotum“,***) ein „Caeli, Lesbia nostra, Lesbia illa“,†) für Sinngedichte halten kann, der muß Lust haben, selbst auf die wohl-

*) L. c. cap. 57.
**) Carmen 44.
***) Carmen 50.
†) Carmen 59.

feilste Art ein epigrammatischer Dichter werden zu wollen. Sogar sind die nie genug gepriesenen kleinen Stücke, dergleichen „Ad Phasellum, de passere mortuo Lesbiae“ und andere, die so unzähligmal nachgeahmet und übersetzt worden, dennoch nichts weniger als Sinngedichte. Aber ich gebe es zu, daß sie etwas Besseres sind, und ich wüßte gar nicht, warum z. E. letzteres, auf den toten Sperling seiner Lesbia, welches jetzt unter uns durch eine vortreffliche Uebersetzung und durch eine eben so glückliche Nachahmung in aller Munde ist, ein Epigramm heißen müßte, da es die schönste Naenia ihrer Art ist, die uns aus dem Altertume übrig geblieben.

Wenn aber dem ohngeachtet sich Martial nach dem Catull soll gebildet haben; wenn er selbst ihn für seinen einzigen Meister erkennet:*) so ist dieses entweder nur von dem naiven Ausdrucke und andern allgemeinen Eigenschaften des Dichters oder doch nur von der geringsten Anzahl der kleinern Catullischen Gedichte zu verstehen, von welchen es allein möglich war, daß Martial sein Ideal des Sinngedichts abstrahieret haben konnte. Von solchen z. E.**)

De Lesbia.

Lesbia mi dicit semper male nec tacet unquam
De me: Lesbia me, dispeream, nisi amat!
Quo signo? quasi non totidem mox deprecor illi
Assidue: verum dispeream, nisi amo!

Ad Calvum de Quintilia.

Si quicquam mutis gratum acceptumve sepulchris
Accidere a nostro, Calve, dolore potest,
Quo desiderio veteres renovamus amores
Atque olim missas flemus amicitias:
Certe non tanto mors immatura dolori est
Quintiliae, quantum gaudet amore tuo.

De puero et praecone.

Cum puero bello praeconem qui videt esse,
Quid credat, nisi se vendere discupere?

Denn wer erkennet in diesen nicht die völlige Einrichtung des Martials? Und nur auf diese, wie es der Rhetor nennen würde, enthymematische Einrichtung kömmt es an, ob etwas ein Sinngedicht heißen kann, nicht aber auf die bloße Spitze des Schlusses, die bald mehr, bald weniger zugeschliffen sein kann, so wie sie es auch wirklich bei dem Martial selbst ist.

---

*) Lib. X. ep. 78.

Sic inter veteres legar poetas,
Nec multos mihi praeferas priores,
Uno sed tibi sim minor Catullo.

**) Carmen 92, 95 et 105.

2.

Ich getraute mir, wegen dieses Urteils über die kleinern Gedichte des Catulls mit einem *Naugerius* selbst fertig zu werden. Denn so ein großer Verehrer des Catulls Naugerius auch immer mag gewesen sein, so ist doch gewiß, daß er den Martial eben so wenig wegen der Unzüchtigkeit, als wegen der ihm eigentümlichen Einrichtung des Sinngedichts jährlich verbrannt hat. Jenes möchte uns *Toscanus* lieber bereden; aber wen hätte Naugerius sodann dem unzüchtigen Martial vorgezogen? Einen noch unzüchtigern Catull. Dieses hingegen kann darum nicht sein, weil wirklich die eigenen Epigramme des Naugerius in ihrer Einrichtung den Epigrammen des Martial weit näher kommen als den kleinen Gedichten des Catulls; welches bereits *Vavassor* und noch ein Gelehrter,*) obschon nur an dem einzigen auf die Bildsäule des Pythagoras, das ich oben angeführt habe, nicht ohne Verwunderung bemerkten. Aber warum diese Verwunderung? Es war dem Naugerius, wie gesagt, weder um die Sittlichkeit, noch um eine gewisse Einfalt, die sich mit dem zugespitzten Witze nicht wohl verträgt, zu thun; welches auch daher schon erhellet, weil er, nach dem *Riccius*,**) die *Priapeia* allen andern Epigrammen dieser Art weit vorgezogen. Sondern er sahe lediglich auf die Sprache, die sich in dem Martial viel zu weit von der Reinigkeit und dem vollen männlichen Gange des Ciceronischen Zeitalters entferne. Wir wissen, was für ein Eiferer für die Sprache dieses Zeitalters er war, er, dem *Politian* und *Erasmus* viel zu barbarisch schrieben. Wenn er also ja die zugespitzten Schlußfälle des Martials zugleich mit verwarf, so geschahe es doch gewiß nur in soweit, als eben sie es sind, die von jener Lauterkeit sich zu entfernen und jenem reichen Flusse von Worten zu entsagen am ersten verleiten. Denn die nämlichen Schlußfälle, sobald sie nur einer altrömischen Diktion fähig waren, mißfielen ihm gar nicht. Man sehe das zwölfte, das siebzehnte, das zweiundvierzigste seiner Gedichte in der Ausgabe der *Vulpii*. Das letztere ist auf sein eigenes Bildnis, in welchem ihm der Maler einen Harnisch angelegt hatte, und schließt:

— Non quod sim pugna versatus in ulla,
  Haec humeris pictor induit arma meis.
Verum, hoc quod bello, hoc patriae quod tempore iniquo,
  Ferre vel imbellem quemlibet arma decet.

Was kann mehr in dem Geschmacke des Martial sein als dieser Schluß? Nur freilich, daß ihn Martial vielleicht mehr zusammengepresset und anstatt in vier Zeilen nur in zweien würde gesagt

---

*) *Remarques sur les Réflexions du P. Rapin*, p. 699. Op. Vavassoris. — *Observationes miscellaneae in Auctores v. et n.* Vol. II. T. II. p. 208.

**) *Barthol. Riccius, De Imitatione*, lib. I.

haben. Denn die letzte ohne eine Zeile, das Latein mag so gut sein, als es will, ist doch wahrlich sehr prosaisch.

Vielleicht dürfte es auch überhaupt nicht wahr sein, daß Naugerius ein so besonderer Verehrer des Catulls gewesen. Denn Paul Jovius erzählt zwar, daß er alle Jahre an einem gewissen den Musen geheiligten Tage eine Anzahl Exemplare vom Martial dem Vulkan geopfert, das ist, verbrannt habe. Aber es ist, wie bekannt, ein eigenmächtiger Zusatz des Famianus Strada, daß diese Verbrennung dem Catull zu Ehren geschehen sei. Naugerius zeigt sich in seinen Gedichten selbst auch nur als einen sehr entfernten Nachahmer des Catulls: er ist bei weitem kein Cotta, der um eben diese Zeit seinen Landsmann mit allen den offenbarsten Fehlern nachahmte und besonders in der Rauhigkeit des Catullischen Pentameters eine Schönheit suchte, die nur für ganz eigene Ohren sein kann. Zwar wenn Cotta dieses in dem Geiste that, in welchem es schon zu der Zeit des jüngern Plinius geschah, so habe ich nichts dagegen. Denn schon damals bediente man sich zu Rom der Schreibart des Catulls, so wie jetzt französische Dichter sich der Schreibart ihres Marots dann und wann bedienen. Nicht als ob diese Schreibart noch jetzt die reinste und richtigste und beste wäre, sondern bloß, weil ihre veralteten Ausdrücke und Wendungen zum Teil kürzer und kräftiger sind, überhaupt aber Nachlässigkeiten erlauben, die der Dichter in der jetzt üblichen Sprache auf keine Weise wagen dürfte. „Facit versus,“ schreibt Plinius von dem Pompejus Saturninus,*) „quales Catullus aut Calvus. Quantum illis leporis, dulcedinis, amaritudinis, amoris inserit! sane, sed data opera molliusculos, leviusculosque, duriusculos quosdam, et hoc, quasi Catullus aut Calvus.“ Mich dünkt, es ist kein Wunder, daß uns von diesen Versen des Saturnius nichts übrig geblieben; wer sich nicht in der Sprache seines eigenen Zeitalters auf die Nachwelt zu kommen getrauet, nimmt vergebens zu einer ältern seine Zuflucht. Die Nachwelt hat genug zu thun, wenn sie auch nur die Muster in jeder Gattung aufheben soll; und es ist nichts mehr als Verdienst, daß der originale Martial vor dem vollkommensten Nachahmer des Catulls auf uns gekommen ist, wenn es auch schon wahr wäre, daß Catull selbst dem Martial unendlich vorzuziehen sei.

3.

Ich ergreife diese Gelegenheit, eine kleine Entdeckung an den Mann zu bringen, die ich einst über den ersten Wiederauffinder des Catulls gemacht zu haben glaubte und von deren Ungrunde ich auch jetzt nicht so völlig überzeugt bin, daß ich sie nicht wenigstens für geschickt hielte, eine glücklichere einleiten zu können.

Es ist nicht eigentlich bekannt, wer es gewesen, der bei all-

---

*) Ep. 16. Lib. I.

mählicher Herstellung der schönen Wissenschaften in dem funfzehnten Jahrhunderte unsern Dichter wieder zuerst an das Licht gebracht hat. Aber es gibt ein Epigramm in ziemlich barbarischem Lateine und eben so rätselhaften Ausdrücken, das bestimmt gewesen, uns das Andenken dieses Mannes und die nähern Umstände seines glücklichen Fundes aufzubehalten. Dasselbe stehet vor mehr als einer der neuern Handschriften des Catulls, die von dem ersten wieder aufgefundenen Manuskripte genommen zu sein scheinen. Der jüngere Scaliger machte es zu Anfange seines Kommentars über den Dichter bekannt, wo es so lautet:

Ad patriam redeo longis a finibus exul.
  Causa mei reditus compatriota fuit.
Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen,
  Quique notat cursum praetereuntis iter.
Quo licet ingenio vestrum revocate Catullum,
  Quoius sub modio clausa papyrus erat.

So viel versteht man gleich, daß das Buch selbst oder vielmehr der Dichter selbst redend eingeführet wird, um uns zu sagen, durch wen und von wannen er aus dem Elende wieder in sein Vaterland zurückgekommen sei. Auch dieses ergibt sich sogleich, daß solches durch einen Landsmann von ihm, durch einen Veroneser also, und aus einer sehr entfernten Gegend geschehen sei. Wenn nun Scaliger bloß hätte vermuten wollen, daß diese entfernte Gegend vielleicht Frankreich gewesen sei, so möchte es hingehen. Allein er behauptet geradezu, daß sie es wirklich gewesen, und will damit nichts mehr behaupten, als ausdrücklich in dem Epigramme selbst stehe. „In Galliis se eum reperisse ille ipse, qui publicavit, epigrammate testatus est." Gleichwohl ist es offenbar, daß die ersten zwei Zeilen dieses nicht besagen und daß unter dem „longis a finibus" eben so wohl Deutschland und jedes andere Land verstanden werden kann als Frankreich. Zwar wird Frankreichs in der dritten Zeile gedacht, aber im geringsten nicht, um damit das Land anzugeben, wo zeither Catull im Staube und in der Dunkelheit gelegen, sondern bloß, um aus der Sprache dieses Landes ein Merkmal anzugeben, aus welchem wir den Namen des Finders erraten sollen. Denn die Worte „Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen" können unmöglich etwas anders heißen, als daß der Name dieses Finders, dieses Kompatrioten des Catulls, dieses Veronesers also, auf welchen nur allein das cui sich beziehen kann, in der französischen Sprache a calamis hergenommen sei. Folgt aber hieraus, daß er sich darum notwendig auch auf französischem Grunde und Boden müsse befunden haben, als er seinen Fund that? Möglich kann es sein, nur aus diesen Worten fließt es nicht schlechterdings.

Es war sonach dem Laurentius Pignorius, als er einmal seine Empfindlichkeit darüber äußern wollte, daß man in Frankreich behaupte, Italien sei diesem Lande bei Wiederherstellung der schönen

Litteratur sehr vieles schuldig, nicht zu verdenken, daß er unter andern auch dem Scaliger die in Frankreich geschehene Wiederentdeckung des Catulls durchaus nicht einräumen wollte.*) Er merkte an, daß das nämliche Epigramm sich bereits auf einer alten gedruckten Ausgabe des Catulls befinde, wo es dem Guarinus zugeeignet werde. Aber er sagt nicht, welchem Guarinus, und gibt auch diese alte Ausgabe selbst nicht näher an. Woher es also Herr Hamberger hat, daß Baptista Guarinus zu verstehen sei, kann ich nicht wissen. Nur so viel weiß ich, daß sich Herr Hamberger irret, wenn er diesen Baptista Guarinus selbst zu dem Wiederauffinder des Catulls macht.**) Dieses hat Pignorius auch gar nicht sagen wollen, als der bloß meldet, daß das Epigramm vom Guarinus sei, nicht aber, daß es auch zugleich von ihm handele. Vielmehr unterscheidet er den Verfasser des Epigramms, den Guarinus, ausdrücklich von dem Kompatrioten und Erretter des Catulls, und der Fehler, den er dabei begeht, ist nur dieser, daß in eben der dritten Zeile, in welcher Scaliger zu viel sahe, er seines Teils zu wenig erkannte. Er behauptet nämlich, daß die Worte „a Calamis tribuit cui Francia nomen" weiter nichts sagen sollten, als daß der Wiederauffinder Franciscus geheißen habe. Und das ist augenscheinlich falsch; denn er soll ja nicht seinen Namen von „Francia" haben, sondern Francia soll ihm seinen Namen „a Calamis" beigelegt haben. Indes muß ich auch nicht unterlassen, zur Entschuldigung des Pignorius anzuführen, daß er die ganze dritte Zeile anders interpunktiert gelesen als Scaliger. Nämlich so:

Scilicet a Calamis; tribuit cui Francia nomen.***)

Und so hat er ohne Zweifel das „a Calamis" für die nähere namentliche Bestimmung des „longis a finibus" in der ersten Zeile gehalten, wonach die Worte „tribuit cui Francia nomen", für sich allein genommen, freilich nichts mehr sagen können, als er sie sagen läßt. Allein was wäre denn unter diesem „a Calamis" für ein Land oder für ein Ort oder für ein Volk zu verstehen? Ich wüßte nicht, und sicherlich muß es Pignorius auch nicht gewußt haben, weil ja sonst der ganze Streit zwischen ihm und dem Scaliger auf einmal entschieden wäre.

Ueberhaupt sieht man wohl, daß weder Scaliger noch Pignorius es der Mühe wert gehalten, einer solchen Kleinigkeit auf den Grund zu gehen; denn sonst hätte es ihnen ja wohl nicht schwer sein können, die wahre Meinung zu erkennen und einen

---

*) *Symbolarum epistolicarum* XVI. p. 54. Patavii 1628. 8vo.

**) Zuverlässige Nachr., T. I. S. 470: „Was noch vorhanden ist (vom Catull nämlich), hat Baptista Guarinus aus Verona in Frankreich zuerst gefunden."

***) Zwar steht bei ihm selbst das Semikolon nach „tribuit", aber wohl nur durch einen Druckfehler. „Neque vero ille versus,

Scilicet a Calamis tribuit; cui Francia nomen,

aliam interpretationem recipit, quam a Francisco quodam repertum alicubi (et forte in horreo) codicem Catulli."

Geschlechtsnamen ausfindig zu machen, der im Französischen sich wirklich „a calamis“ ableiten lasse. Angenommen nämlich, daß „a calamis“ so viel heißen soll als von Schreibfedern, welches es ohnstreitig heißen kann, und nun sich erinnert, daß Schreibfedern auf französisch „plumes“ heißen: was ist leichter und natürlicher, als auf den Namen Plumatius zu verfallen? Aber, wird man fragen, gibt es denn einen solchen Geschlechtsnamen? Haben wirklich Männer ihn geführt, denen man es zutrauen könnte, daß sie die Entdecker des Catulls gewesen wären? Allerdings, und wenigstens lebte um eben diese Zeit, das ist in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, ein berühmter Medicus Namens Bernardinus Plumatius, und was das Sonderbarste ist, dieser Bernardinus Plumatius war auch wirklich ein geborner Veroneser.

Noch kenne ich ihn zwar nur aus dem Freher und Papadopoli*) und habe nie Gelegenheit gehabt, die Quelle, aus welcher diese ihre Nachricht von ihm geschöpft, selbst nachzusehen, ebenso wenig, als es mir gelingen wollen, eines von seinen Büchern, deren er verschiedene geschrieben und bekannt gemacht, habhaft zu werden. Ich kann also auch nicht sagen, ob in diesen oder in jener etwas vorkömmt, welches die Vermutung, daß er es wohl selbst sein könne, der den Catull wieder an den Tag gebracht, entweder bestärke oder vernichte. So viel ich aber doch von ihm weiß, war er kein bloßer schlechter Medicus, sondern er galt zugleich für einen scharfsinnigen Philosophen, und damals hatten die Philosophen in Italien schon ziemlich angefangen, sich mit den schönen Wissenschaften wieder auszusöhnen. Wenn er es aber auch nicht selbst war, der sich um den ersten Dichter seiner Vaterstadt so verdient zu machen Gelegenheit hatte, so könnte es doch wenigstens einer von seinen Vorfahren oder Anverwandten gewesen sein. Denn das, muß man gestehen, ist doch immer sehr merkwürdig, daß an einem von diesem Geschlechte beide Merkmale zugleich eintreffen, welche das Epigramm angibt: ein Plumatius war des Catulls compatriota; von einem Plumatius kann man sagen, daß ihm Francia a calamis den Namen beigelegt habe.

Kaum wird man nun aber auch begreifen, warum ich dem ohngeachtet eine so wahrscheinliche Vermutung gleich eingangs vor dem völligen Beifall verwahret habe. Ich will es kurz machen. Die Ursache ist die, weil ich seit einiger Zeit ungewiß geworden, ob das „a calamis“ auch für die wahre und rechte Lesart zu halten. Denn in einem Manuskripte des Catulls, in der fürstlichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, welchem das Epigramm gleichfalls vorgesetzt worden, lese ich anstatt „a calamis“ deutlich und ungezweifelt „a talamis“ das ist „thalamis“. Und da läge sie nun auf einmal, meine einzige Stütze, wenn diese Lesart ihre Richtigkeit hätte, und ich könnte mein Raten nur wieder von vorne an-

*) *Historia Gymnasii Patavini*, T. II. p. 184.

fangen! Doch lieber will ich einen andern sein Glück versuchen lassen und nur noch anmerken, daß besagtes Manuskript auch sonst einiges nicht völlig so lesen läßt, als Scaliger gelesen hatte. In der vierten Zeile,

Quique notat cursum praetereuntis iter,

welche beim Scaliger keinen Verstand hat, stehet anstatt „cursum“ »*turbae*«, und so scheinet doch einigermaßen ein Verstand von weitem herleuchten zu wollen. Doch diese bessere Lesart gibt auch schon Fabricius,*) ohne zu sagen, woher. Denn aus dem Pignorius, den er zwar anführt, hat er sie nicht; als welcher überhaupt nur die Anfangsworte und die dritte Zeile von dem ganzen Epigramme hinzusetzen für nötig erachtete. Vielleicht also, daß Fabricius die alte Ausgabe selbst vor sich gehabt, auf die sich Pignorius bezieht; wonach aber die Interpunktation der dritten Zeile, welche dieser doch auch daher genommen zu haben scheinen will, ihm nur allein zugehören würde. Denn Fabricius lieset die dritte Zeile vollkommen wie Scaliger, und wie ich sie auch in dem Wolfenbüttelschen Manuskripte finde. — Endlich hat dieses auch noch in der fünften Zeile anstatt „revocate“ »*celebrate*« und in der sechsten anstatt „clausa“ »*causa*«. Wenn denn nur aber in den Zeilen selbst das Geringste dadurch mehr aufgekläret würde! Denn ich bekenne, daß das letzte Distichon mir völlig unverständlich ist. Pignorius glaubte daraus erraten zu können, daß Catull vielleicht in einer Scheuer wiedergefunden worden; denn er ward einen Scheffel (sub modio) gewahr, und wo sind die Scheffel anders als in den Scheuern? Wem das begnügt, dem begnüge es: ich habe nichts Besseres zu sagen.

III.

Martial.

1.

Es hat unzählige Dichter vor dem Martial bei den Griechen sowohl als bei den Römern gegeben, welche Epigrammen gemacht, aber einen Epigrammatisten hat es vor ihm nicht gegeben. Ich will sagen, daß er der erste ist, welcher das Epigramm als eine eigene Gattung bearbeitet und dieser eigenen Gattung sich ganz gewidmet hat.

Vor ihm lag das Epigramm unabgesondert unter dem Schwalle aller kleinen Gedichte, die von zu unendlicher Verschiedenheit sind, als daß man sie noch alle hätte klassifizieren können oder wollen. Der Name selbst ward auch allen kleinen Gedichten ohne Unterschied beigelegt: epigrammata, idyllia, eclogae waren völlig gleich-

*) *Biblioth. lat.*, T. I. p. 53.

gültige Benennungen, und noch der jüngere Plinius stellte es frei, welche von diesen Benennungen man seinen poetischen Kleinigkeiten beilegen wolle, die er bloß nach dem allen gemeinschaftlichen Silbenmaße überschrieben hatte.*)

Martial, wie gesagt, war der erste, der sich eine deutliche, feste Idee von dem Epigramme machte und dieser Idee beständig treu blieb. So verschieden seine Sinngedichte auch immer in Ansehung der Einfälle sein mögen, so vollkommen ähnlich sind sie einander doch alle in Ansehung ihrer innern Einrichtung. Das schlechteste und das beste, das größte und das kleinste haben ohne Ausnahme das Merkmal, woran ihre Verwandtschaft und Belangung zu der nämlichen Klasse auch ein Leser empfindet, der nichts weniger als Kunstrichter ist.

Und so wie dem Martial der Ruhm des ersten Epigrammatisten der Zeit nach gehöret, so ist er auch noch bis jetzt der erste dem Werte nach geblieben. Nur wenige haben so viele Sinngedichte gemacht als er, und niemand unter so vielen so viel gute und so viel ganz vortreffliche. Wer ihm aus allen Zeiten und Völkern noch am nächsten kömmt, ist unser Wernicke. Beider Reichtum ist fast gleich groß, nur daß man dem Reichtume des Deutschen ein wenig zu sehr die Mühe und den Schweiß ansieht, den er gekostet. Martial gewann den seinigen unter Menschen und von Menschen, Wernicke förderte seinen, oft nicht ohne Lebensgefahr, aus dem Schoße der Erde zu Tage. Wernicke besaß mehr von den Metallen, woraus Geld zu münzen, und dem Martiale ging mehr gemünztes Geld durch die Hände.

Man schweige doch nur von dem falschen Witze des Martial! Welcher Epigrammatist hat dessen nicht? Aber wie viele haben das, was den falschen Witz allein erträglich macht und was Martial in so hohem Grade besitzt? Martial weiß, daß es falscher Witz ist, und gibt ihn für nichts anders: seine müßigen Finger spielen, und kaum ist das Spielwerk fertig, so bläset er es aus der Hand. Andere hingegen wissen kaum, woran sie schneiden und polieren, ob es ein echter oder unechter Stein ist; sie geben sich mit dem einen ebenso viel Mühe, als sie nur mit dem andern sich geben sollten; mit gleich wichtiger, gleich feierlicher, gleich ehrlicher Miene bieten sie den unechten eben so teuer als den echten.

Auch wüßte ich fast kein Exempel, wo Martial in eben demselben Sinngedichte falschen und wahren Witz vermischt hätte. Er hat sehr oft wahren Witz, auch wenn der Gegenstand sehr klein, sehr lächerlich, sehr verächtlich ist. Aber nie zeigt er falschen Witz bei einem ernsten, würdigen, großen Gegenstande. Er kann bei einem solchen ebenso ernst, ebenso würdig, ebenso groß sein; und

*) Lib. IV. ep. 14: Proinde sive epigrammata, sive idyllia, sive eclogas, sive (ut multi) poematia, seu quod aliud vocare malueris, licebit voces: ego tantum Hendecasyllabos praesto.

nur das ist der wahre Probierstein des witzigen Mannes, dem man den Witz zu keinem Schimpfe anrechnen darf. Seine Verteidigung in diesem Punkte wäre nicht besser zu führen als durch Gegenstellung neuerer Sinndichter, die sich gelüsten lassen, über den nämlichen ernsthaften Vorwurf mit ihm zu wetteifern. Ich will nur eine einzige dergleichen angeben, wozu ich das Sinngedicht auf den Tod der Porcia wähle. Das Original des Martials — wer kennt es nicht? — ist dieses:*)

Conjugis audisset fatum cum Porcia Bruti,
Et subtracta sibi quaereret arma dolor,
Nondum scitis, ait, mortem non posse negari?
Credideram satis hoc vos docuisse patrem,
Dixit et ardentes avido bibit ore favillas:
I nunc et ferrum, turba molesta, nega!

Vortrefflich! obschon nichts als das historische Faktum. Nur daß der Dichter das, was Porcia bloß durch ihre Handlung sagte, sie mit Worten ausdrücken läßt. Man sage nicht: „aber mit einer ziemlichen Unschicklichkeit, wenn die That anders so geschehen ist, als Plutarch berichtet, daß nämlich Porcia, nachdem sie die brennenden Kohlen verschluckt hatte, den Mund fest verschloß und durch Zurückhaltung des Atems ihren Tod beförderte." Freilich hat sie nichts weiter gesprochen und konnte wohl auch nichts weiter sprechen. Doch wer heißt uns denn die letzte Zeile als Worte der Porcia ansehen? Ich weiß wohl, daß es Ausleger des Martials gibt, die dieses zu thun ausdrücklich anweisen, wie z. E. Raderus,**) dagegen ich keinen weiß, der vor dieser Mißdeutung gewarnet hätte. Gleichwohl ist es sicherlich eine, und die Worte „I nunc et ferrum, turba molesta, nega!" sind Worte des Dichters, der auf einmal sich dünken läßt, bei der Handlung selbst gegenwärtig zu sein, und ganz in dem Geiste der Porcia der vereitelten Aufsicht mit diesem Epiphonema spottet. Mit der Arria, die man bei dem ähnlichen Entschlusse, mit ihrem Gemahle zu sterben, an der Ausführung gleichfalls hindern wollte und die mit dem Kopfe gegen die Mauer rannte, daß sie für tot niederfiel, wäre es ein anderes gewesen. Denn diese ward wieder zu sich gebracht und hätte also selbst ein solches „I nunc" zu der lästigen Schar ihrer gutherzigen Aufseher sagen können, wie sie denn auch wirklich so etwas sagte.***) Aber der Porcia, mit den brennenden Kohlen im Schlunde, es in den Mund zu legen: so eine Ungereimtheit konnte dem Martiale unmöglich einfallen. Und nun, nachdem ich ihn von diesem angeschmitzten Flecke gereiniget, höre man seine Nacheiferer.

---

*) Lib. I. ep. 43.

**) Bei dem diese letzte Zeile „insultantis et irridentis Porciae victricis vox" heißt.

***) *Plinius*, ep. 16. lib. III: Focillata, dixeram, inquit, vobis inventuram me quamlibet duram ad mortem viam, si vos facilem negassetis.

Der erste sei Marcus Antonius Casanova; denn es hat nicht an Kennern gefehlt, die ihm unter den neuern lateinischen Epigrammatisten den allerersten und zugleich den nächsten Platz nach dem Martiale zuerkannt haben. Welche Erwartung muß dieses erwecken! *)

Porcia magnanimi poteram post fata Catonis
  Vivere? debueram non superesse patri.
Sed me fata tuo servabant, Brute, dolori:
  An dux ad mortem non satis unus erat?
Dumque sibi ferrum queritur moritura negari:
  Hanc, ait, explorant Numina et igne domum.

Und nun, welcher Abfall! Ich will nicht tadeln, daß die Sermocination, welche von vorne herein nicht angegeben wird, mit der fünften Zeile so nachlässig abbricht; ich will nicht anmerken, daß dem Leser schon die ganze That der Porcia bekannt sein muß, wenn er die letzte Zeile nur einigermaßen verstehen soll: sondern ich will bloß fragen, was wir bei dieser letzten Zeile außer der dunkeln Andeutung der That überhaupt denken sollen? Oder was hätte Porcia wohl selbst gedacht, wenn ihr wirklich in dem kritischen Augenblicke solche Worte entfahren wären? Wie kam sie darauf, sich einem Hause zu vergleichen? Was heißt, ein Haus mit Feuer prüfen? Was kann es in dem figürlichen Verstande heißen, in welchem es hier gebraucht sein muß? — Doch diese Armseligkeit ist so vieles Ernstes nicht wert.

Ungefähr um gleiche Zeit mit dem Casanova versuchte auch Faustus Sabäus sein Heil, und so: **)

Bruto digna viro, generosi nata Catonis,
  Ebibis ardentes cur moritura faces?
Non aliter potui tantum compescere luctum:
  Igne exsiccantur, igne domantur aquae.

Sollte man nicht glauben, Porcia habe sich unter allen möglichen Todesarten gerade diese mit vielem Bedachte ausgesonnen? Sie habe mit allem Fleiße die Wasser ihrer Betrübnis nicht etwa mit dem Dolche abzapfen, sondern lieber mit Feuer auftrocknen wollen? Sie habe — Doch was ist leichter, als über so was zu spotten?

Ich eile zu einem dritten, dem Nikolaus Grudius, dem Bruder des zärtlichen Johannes Secundus; leider nur einem leiblichen Bruder und keinem Bruder in Apollo. — Aber sein Epigramm ist so lang — ich glaube, ich werde mit dem bloßen Schlusse davonkommen können. Er läßt die Porcia gegen ihren toten Gemahl in zwölf Versen beteuern, wie gern und wie unfehlbar sie ihm unverzüglich folgen wolle, und setzt endlich hinzu: ***)

---

*) *Deliciae Poet. Ital.* P. I. p. 707.
**) *Deliciae Poet. Ital.* P. II. p. 565.
***) *Poemata trium fratrum Belgarum.* p. 69.

Haec simul; ardenti simul obstruit ora favilla.
Quae potius flagrans tela ministret amor?

Quae potius? Ich dächte lieber einen von seinen eigenen Pfeilen, besonders, wenn ihm von jenen vertauschten noch einer übrig ist. Oder, wenn es ja Feuer sein mußte, warum nicht lieber seine eigene Fackel?

Es folget endlich Wernicke, und es thut mir leid, daß ich ihn muß folgen lassen. Er hat zwei Sinngedichte auf die Porcia, beide ungleich besser als die Sinngedichte des Casanova, des Sabäus, des Grudius, aber beide doch noch unendlich unter dem Muster des Martials.*)

1.

„Man hört nicht Porcia vergebens sich beklagen,
Noch daß dies edle Weib in Ohnmacht weibisch sinkt;
Sie kann gleich ihrem Mann den Tod beherzt ertragen
Und isset Feu'r, weil er aus Lethe Wasser trinkt."

2.

„Schau an die Porcia, die kein Geschicke beugt,
Die mit dem Tode weiß, wie Cato selbst, zu scherzen:
Die Kohl' in ihrem Munde zeigt,
Was für ein Feu'r in ihrem Herzen."

Ich hätte große Lust, nach dem Beispiele des Plutarchs, elenden Witz mit elendem Witze zu verlachen und hinzuzusetzen: Wunder, wenn unter allen diesen frostigen Einfällen die glühenden Kohlen nicht verloschen wären und Porcia anstatt Feuer nichts als Staub hinuntergeschluckt hätte! —

Noch könnte ich mir ein kleines Fest mit dem Muretus machen, dem Martial nichts als ein „scurra de trivio" war. Denn bei alledem hat Muretus in seinen Epigrammen den Martial doch sehr oft nachgeahmt und immer sehr unglücklich. Das einzige, worin er den alten Possenreißer übertrifft, sind die Wortspiele. Doch des Muretus Gedichte heißen „Juvenilia", und das kritische Urteil fällte er, wenn Gott will, in seinem reifen Alter.

Ich lasse also den Mann ruhen und sage über den poetischen Wert des Martials überhaupt nur noch das: Wenn Aelius Verus, welcher den Martial seinen Virgil nennte, weiter nichts damit sagen wollen, als daß Martial in seiner kleinen Dichtungsart eben das sei, wofür Virgil in seiner größern gelte, wie sich verschiedene Gelehrte dieses eingebildet, so hat sich niemand zu schämen, ebenfalls von so vornehmem Geschmacke zu sein. Aber ohnstreitig wollte dieser Cäsar damit mehr sagen, und es hat nie an Leuten seines Ranges gefehlt, die eine lustige schmutzige Kleinigkeit in allem Ernste dem größten Werke des Genies vorgezogen,

*) Zweites Buch, S. 45.

das nur irgend einige Anstrengung, ihm nachzuempfinden, fordert. Sie überschätzen, was ihnen gefällt, ohne sich zu bekümmern, was ihnen gefallen sollte.

Höchstens ist eine dergleichen Ueberschätzung nur dem Verfasser selbst zu vergeben. Martial selbst mochte immer glauben, daß seine Epigrammen ebenso viel wert wären als anderer ihre Heldenlieder und Trauerspiele;*) denn es gehört dazu, um in irgend einer Sache vortrefflich zu werden, daß man sich diese Sache selbst nicht geringfügig denkt. Man muß sie vielmehr unabläßig als eine der ersten in der Welt betrachten, oder es ist kein Enthusiasmus möglich, ohne den doch überall nichts Besonders auszurichten stehet. Nur wehe dem Leser, der sich von diesem den Verfassern so nützlichen Selbstbetruge immer mit fortreißen läßt! Am Ende wird er selbst nicht wissen, was groß oder klein, was wichtig oder unwichtig ist, und damit aufhören, daß er alles verachtet.

2.

Nichts hat dem Ruhme des Martials in den neuern Zeiten mehr geschadet als der unzüchtige Inhalt, den seine Sinngedichte nicht selten haben. Nicht zwar, als ob man leugnen wollen, daß etwas ästhetisch schön sein könne, wenn es nicht auch moralisch gut ist. Aber es ist doch auch so gar unbillig nicht, daß man jenes Schöne verachtet, wo man dieses Gute nicht zugleich erkennet.

Diejenigen meinten es daher noch immer sehr treu mit ihm, die lieber alle seine juckenden, kranken, ansteckenden Teile ausschneiden, als ihn gänzlich aus den Händen unschuldiger und mit einer zartern Stirne begabter Leser verbannet wissen wollten. Ramirez de Prado mußte nicht klug im Kopfe sein, daß er dem ehrlichen Rader wegen einer so guten Absicht so übel mitspielen konnte. Ein anderes wäre es gewesen, wenn das Ausgeschnittene zugleich vernichtet worden, oder wenn noch jetzt leicht zu besorgen stünde, daß, was in einer Ausgabe unterdrückt wird, darüber wohl völlig verloren gehen könnte.

Die eigene Entschuldigung des Martials über den Punkt der Unzüchtigkeit,

Lasciva est nobis pagina? vita proba est —

will nicht weit reichen. Und doch haben die, welche meinen, daß nichts darwider einzuwenden sei, sie noch nicht einmal so weit ausgedehnet, als sie ohngefähr reichen würde. Sie haben uns nicht einmal erklärt, wie es möglich ist, daß ein reines Leben bei so unreinen Gedichten bestehen könne, noch worauf es ankomme, wenn der Schluß von dem einen auf das andere wegfallen soll. — Nicht sowohl um ihrer Meinung überhaupt beizutreten, als vielmehr bloß um einiges zum nähern Verständnisse des Dichters beizutragen, will ich hierüber ein paar Anmerkungen niederschreiben.

*) Lib. IV. ep. 49.

1. Wenn man von je her, so wie denen, welche mit leiblichen Schäden umgehen, also auch denen, welche sich der Besserung des sittlichen Verderbens unterziehen, erlaubt hat, eine freie Sprache zu führen und sich mit den eigentlichen Worten über alles auszudrücken, was der Wohlstand außer dieser Absicht entweder gar nicht zu berühren oder doch zu bemänteln gebieten würde: was hindert, den Martial in dem Gesichtspunkte eines der letztern zu betrachten? Augenscheinlich wenigstens ist es, daß er die Absicht nicht hat, auch nur eine von den groben unnatürlichen Wollüsten anzupreisen, deren bloße Benennungen bei ihm uns schon so viel Abscheu erregen; vielmehr, wo er ihrer erwähnt, geschieht es nie anders als mit Spott und Verachtung. Hieran muß aber Vavassor im geringsten nicht gedacht haben, der ein gewisses Epigramm, worin ich zur Rechtfertigung des Martials gerade am meisten zu finden glaube, so ansieht, als ob sich der Dichter selbst dadurch das Urteil gesprochen. Es ist das dreiundvierzigste des zwölften Buchs, an einen nicht ganz schlechten Poeten, dessen er unter dem Namen Sabellus mehrmalen gedenkt.

Facundos mihi de libidinosis
Legisti nimium, Sabelle, versus,
Quales nec Didymi sciunt puellae,
Nec molles Elephantidos libelli:
Sunt illic Veneris novae figurae;
Quales perditus audeat fututor;
Praestent et taceant quid exoleti;
Quo symplegmate quinque copulentur;
Qua plures teneantur a catena;
Extinctam liceat quid ad lucernam.
Tanti non erat esse te disertum!

Vavassor erkennet in diesen Versen, ich weiß nicht welchen Triumph, den die Ehrbarkeit auch oft über die erhalte, von denen sie am mutwilligsten unter die Füße getreten werde. Wenn sich unter dem Sabellus, sagt er, Martial nicht selbst meinet, so prallet doch der Pfeil, den er gegen dieses sein Ebenbild abdrückt, unmittelbar auf ihn zurück.*) — Ich kann mich dessen schwerlich bereden. Denn auch der unbesonnenste Schriftsteller nimmt sich vor dergleichen Selbstverdammungen wohl in acht. Vielmehr muß Martial von seinem freiesten Epigramme bis zu dem Gedichte des Sabellus noch weit hin zu sein geglaubt haben: und ich meine, er hätte diesen

*) Cap. XI. Nunquam mihi magis placuit Martialis, quam cum suam verborum intemperantiam ultus est ipse per se et Musis, quas conspurcavit, de corio suo, ita si loqui licet, satisfecit. Mirum illud sed tamen verum. Scripsit contra se Martialis et factum damnavit suum, non modo, ut antea posui, excusavit. Lege ac judica. *Facundos mihi de libidinosis etc.* Est hoc epigramma Martialis scriptum in Sabellum nescio quem simulatum, an in Martialem verum? En quomodo tela adversus alios intenta resiliant atque in caput jacientis recidant.

abführen können, wenn er sich der Retorsion gegen ihn bedienen wollen. „Wie?“ hätte Martial sagen können, „ich mit dir, Sabellus, in gleicher Schuld? Ich, der ich nichts sage, als was täglich um und neben mir geschieht; der ich es höchstens nur eben so ohne Scham sage, als es geschieht; der ich es aber auch so ohne Scham sagen muß, wenn es ein Brandmal für den werden soll, von dem ich es sage: was habe ich mit dir gemein, der du zu den Lüsten, die ich durch das Lächerliche so gut zu bestreiten suche, als sich etwas Strafbares durch das Lächerliche bestreiten läßt, der du zu diesen Lüsten mit aller möglichen verführerischen Beredsamkeit anreizest? Dieses Anreizen, diese Erweckung der Begierden ist es, was ich eigentlich an dir verdamme und mich auf keine Weise trifft: nicht die nackten schamlosen Worte, die ich freilich eben so gut brauche als du, aber zu einer andern Absicht als du. Sogar räume ich es ein, daß du im Gebrauche dieser Worte weit mäßiger, weit bescheidener bist als ich. Aber, guter Freund, im Grunde ist das desto schlimmer. Es zeigt, daß du dein Handwerk recht wohl verstehest, welches eines von denen ist, die einen Menschen um so viel schlechter machen, je vollkommner er darinnen wird. Du magst es bald weggehabt haben, daß sich die Begierden bei dem Verfeinten, Versteckten, welches mehr erraten läßt als ausdrückt, weit besser befinden als bei dem plumpen Geradezu. Darum allein vermeidest du dieses und verschwendest an jenes so viel Witz und Blumen. Bei Leibe nicht, daß du jemanden Röte in das Gesicht jagen solltest! Röte ist Schamhaftigkeit, und Schamhaftigkeit ist nie ohne Unwillen oder Furchtsamkeit. Wie taugten diese in deinen Kram? Lieber umgehest du diese Vorposten der Zucht so weit, so leise, als nur möglich. Du schonest der Schamhaftigkeit deiner Leser, um sie unmerklich gänzlich darum zu bringen. Ich beleidige sie dann und wann; aber es geschieht, um sie thätig und aufmerksam zu erhalten. Immer nenne mich einen ungeschliffenen, groben Spötter, einen ekeln Possenreißer, wenn du willst. Wer wird nicht lieber ein Spötter sein wollen als ein Verführer? nicht lieber ein Possenreißer als eine listige, gleißende, maulspitzende Hure? Frage bei dem Didymus nach, wessen Gedichte seine Mädchen am liebsten lesen, ob meine oder deine? welche von beiden sie ihren zaudernden oder entkräfteten Buhlern vorsingen? mit welchen von beiden er sie selbst in dem Geschmacke ihres Berufs erhält? dich allein kennen sie; du allein liegst auf ihren schmutzigen Nachttischen. Ganz natürlich! denn ich schlage, und du kitzelst. Zwar, höre ich, soll es auch eine menschliche Gattung von Waldeseln geben, deren dicke Haut meine Schläge selbst zu Kitzel macht. Aber wer fragt nach der? An der ist nichts zu bessern und nichts zu verderben, und wenn es meine Schläge nicht sind, welche ihr juckendes Fell krauen, so ist es der erste der beste Eckstein“ u. s. w.

Man wird leicht sehen, warum ich in dieser Rede, welche ich dem Martiale in den Mund lege, den Sabellus weit weniger

strafbar annehme, als er in dem angeführten Sinngedichte erscheinet. Denn es versteht sich von selbst, wenn Martial gegen den allerfeinsten Sabellus, gegen jeden Sänger der unschuldigern Wollust sich auf diese Weise verteidigen kann, so wird er seine Sache aus eben den Gründen um so viel mehr gegen den wahren, eigentlichen, mehr als viehischen Sabellus gewinnen müssen. Es kömmt unter beiden Teilen, wie gesagt, nicht auf die bloße schamlose Erwähnung unzähliger Gegenstände an, durch welche meistens nur eine Anständigkeit beleidiget wird, die sich mehr von gesellschaftlichen Verabredungen als unmittelbar aus der Natur des Menschen herschreibet, sondern es kömmt auf die anlockenden Sophistereien an, mit welchen man solche Gegenstände ausrüstet; auf die Anreizung zu Lüsten, zu welchen ohnedem schon so vieles in der Welt anreizet; auf die Erweckung solcher Begierden, die überhaupt in keinen Büchern erweckt werden müßten. Wenigstens ist der einzige zufällige Nutzen, den dahin abzielende Schriften noch haben können, der Beeiferung eines ehrlichen Mannes nicht sehr würdig.

2. Aber nun wollte ich auch, daß es zur Rechtfertigung des Martials keiner weitern Ausflucht bedürfe. Und doch bedarf es noch einer sehr großen, damit ihm auch nicht diejenigen Epigramme zur Last fallen, in welchen er offenbar nicht tadelt und spottet, sondern von sich selbst redet, für sich selbst wünschet und fordert. Was sich für diese sagen ließe, wenn es darauf abgesehen wäre, den Martial von dem Verderbnisse seiner Zeit so wenig als möglich angesteckt zu zeigen, wäre indes vielleicht folgendes.

Es ist falsch, daß der epigrammatische Dichter alles, was er in der ersten Person sagt, von seiner eigenen Person verstanden wissen will. Kürze und Rundung, welches so notwendige Eigenschaften seiner Dichtungsart sind, nötigen ihn öfters, in der ersten Person etwas vorzutragen, woran weder sein Herz noch sein Verstand teilnimmt. Daß dieses auch dem Martiale begegnet sei, daß auch Martial hieraus sich kein Bedenken gemacht habe, ist sehr glaublich, und ein unwidersprechliches Beispiel haben wir an dem sechsten Epigramme des ersten Buchs.

Do tibi naumachiam, tu das epigrammata nobis:
 Vis puto cum libro, Marce, natare tuo.

Wer ist hier die erste Person? der Dichter? Nichts weniger; der Dichter ist vielmehr gerade der, mit welchem jene erste Person spricht. Der Kaiser Domitianus selbst ist es, welchen Martial so redend einführet, ohne uns weder in dem Gedichte noch in der Aufschrift den geringsten Wink davon zu geben. Was er also hier unterließ, warum könnte er es auch nicht öfter unterlassen haben? Warum könnte nicht in mehrern Epigrammen nicht Martial selbst, sondern ein Freund und Bekannter desselben sprechen?

Martial bekennt ohnedem, daß er nicht immer aus eigener

Willkür gedichtet. Er ließ sich auch wohl den Gegenstand zu einem Epigramme aufgeben; denn er beklagt sich gegen einen gewissen Cäcilian, daß er ihm so ungeschickte Gegenstände vorlege, über die es ihm nicht möglich sei, einen gescheiten Einfall zu haben.*)

Vivida cum poscas epigrammata, mortua ponis
Lemmata: qui fieri, Caeciliane, potest?
Mella jubes Hyblaea tibi vel Hymettia nasci
Et thyma Cecropiae Corsica ponis api.

Nun frage ich, wenn so ein Cäcilian über den und jenen, über dies und das ein Epigramm verlangte, wird es der Dichter nicht ganz in dem Geiste desselben gemacht haben? Wird er es ihm also auch nicht selbst in den Mund gelegt haben?

Allerdings ist durch diese Wendung gewissermaßen von dem moralischen Charakter des Martials nun alles abzulehnen, was ihm nachteilig sein könnte. Aber wenn der Dichter so schlimm nicht war als sein Buch, wird denn darum auch das Buch im geringsten besser? Gewiß nicht — doch dieses gegen Tugend und Wohlstand in einen unbedingten Schutz zu nehmen, darauf war es von mir auch gar nicht angefangen.

3.

Einen Augenblick will ich mich noch bei der letztern Anmerkung verweilen. Sie dürfte leicht aus der Luft gegriffen zu sein scheinen, bloß um den ehrbaren Wandel des Dichters, den er von sich selbst versichert, desto wahrscheinlicher zu machen. Es verlohnet sich also der Mühe, sie ohne Rücksicht auf diesen Punkt durch einige Beispiele mehr zu erhärten, und wo möglich durch einige einleuchtendere als das einzige angeführte, in welchem zwar freilich nicht der Dichter, sondern Domitianus spricht, aber doch mit dem Dichter spricht. Aus diesem Umstande, dürfte man meinen, verstünde es sich von selbst, daß die erste Person darin nicht der Dichter sein könne; aber eben dieser Umstand müsse sich dann auch bei den andern Beispielen zeigen, von welchen sich das nämliche verstehen solle. Das ist, man dürfte die Anmerkung nach Maßgebung dieses Musters nur von solchen Epigrammen wollen gelten lassen, die der Dichter an sich selbst überschrieben.

Was ich nun hierüber zu sagen habe, wird zusammen auf nichts Schlechteres hinauslaufen, als auf eine Untersuchung über — die Frau des Martials. Hat Martial während seines vierunddreißigjährigen Aufenthalts zu Rom eine Frau gehabt, oder hat er keine gehabt? Von welcher Sorte war sie, und wie lebte er mit ihr? — Wollen wir hören, was er alles in der ersten Person hiervon meldet?

Allerdings hat er zu Rom eine Frau gehabt, sagen die Ausleger. Denn als er von dem Kaiser das jus trium liberorum

*) Libr. XI. ep. 43.

erhielt, welches in gewissen bürgerlichen Vorzügen bestand, deren sich eigentlich nur diejenigen Römer zu erfreuen hatten, welche Väter von drei Kindern waren, so machte er an seine Frau folgendes Epigramm:*)

Natorum mihi jus trium roganti
Musarum pretium dedit mearum,
Solus qui poterat. Valebis uxor!
Non debet Domino perire munus.

Ein sehr verbindliches Kompliment! Doch eine gute Frau verstehet Spaß und weiß wohl, daß man so was derjenigen gerade am ersten sagt, die man am ungernsten verlieren würde. Gleichwohl hat es Gelehrte gegeben, die diesen Spaß für vollen Ernst aufgenommen. Oder vielmehr ich finde, daß es auch nicht einen einzigen gegeben, der ihn nicht für Ernst aufgenommen. Sie sind nur unter sich ungewiß, wie der Dichter das „valebis uxor“ eigentlich verstanden habe. Ob er bloß damit sagen wollen: „Was bekümmre ich mich nun viel um dich?“ oder ob er ihr die völlige Ehescheidung damit angekündiget, oder ob er ihr gar damit den Tod gewünscht,**) wenn sie nicht selbst schon so klug gewesen, sich dazu zu entschließen.

So wäre denn kein Viertes möglich? Wie gleichwohl, wenn „Valebis uxor“ überhaupt nur heißen sollte: „Was bedarf ich nun einer Frau? wozu soll mir nun eine Frau?“ Mich dünkt, die Worte leiden diesen Sinn, und beweisen zu können glaube ich, daß das jus trium liberorum auch wirklich Unverehlichten erteilet worden.

Aber freilich, Martial gedenkt seiner Frau noch weiter. Er sagt von ihr, was man nun freilich von seiner Frau eben nicht einem jeden auf die Nase bindet:***)

Ut patiar moechum, rogat uxor, Galle, sed unum.
Huic ego non oculos eruo, Galle, duos?

Die gute Frau und der häßliche Mann! Was konnte sie nach den damaligen Sitten weniger verlangen? Muß er ihr gleich die Augen ausreißen wollen? Es war doch sonst eine so gesetzte, so ehrbare und in dem Ehebette selbst so keusche Matrone! Sie war ihm nur zu keusch; worüber er in einem langen Epigramme mit ihr zankt.†)

Uxor vade foras aut moribus utere nostris!
Non ego sum Curius, non Numa, non Tatius. — —
Si te delectat gravitas, Lucretia tota
Si licet usque die: Laida nocte volo.

---

*) Lib. II. ep. 92.

**) *Funccius de imminenti latinae linguae senectute*, p. 212: Ad uxorem epigramma, sive neglectam, sive repudiatam, sive mortuam.

***) Lib. III. ep. 92.

†) Lib. XI. ep. 105.

Anderswo scheinet sie es zwar näher gegeben haben, ja näher, als es Martial selbst von ihr verlangte.*) Aber doch nur alles aus aufrichtiger inbrünstiger Liebe gegen ihren Mann, „ne vagus a thalamis conjugis erret amor“: so daß es kaum zusammenzureimen stehet, wie eine ihrer Gemütsart nach so sittsame und aus Gefälligkeit gegen ihren Mann so nachgebende Frau gleichwohl noch einen Gehilfen hat verlangen können, und von ihrem Manne selbst hat verlangen können?

Ich bin unbesorgt, daß die, welchen Martial schlechterdings zu Rom soll verheiratet gewesen sein und welche daher überall, wo von einer Ehefrau in der ersten Person bei ihm die Rede ist, seine eigene darunter verstehen, nicht auch noch weit widersprechendere Nachrichten von ihr sollten zu vergleichen wissen. Aber begierig wäre ich zu hören, was sie zu denjenigen Epigrammen sagen, in welchen sich Martial mit eben so klaren Worten für unverheiratet ausgibt? Denn dieses thut er doch wohl, wenn er z. E. jene güldene Heiratsregel erteilet?**)

Uxorem quare locupletem ducere nolim
  Quaeritis? Uxori nubere nolo meae.
Inferior matrona suo sit, Prisce, marito:
  Non aliter fuerint foemina virque pares.

Oder wenn er die Ursache angibt, warum er die Thelesina nicht heirate, und warum er sie dennoch wohl heiraten möchte?***)

Uxorem nolo Thelesinam ducere: quare?
  Moecha est — — — — — —

Wollen sie wohl sagen, daß man die Zeiten unterscheiden müsse, und daß Martial damals wohl könne Witwer gewesen sein? Oder wollen sie lieber sagen, daß hier Martial in eines andern Namen spreche? — Wenn aber hier, warum nicht auch dort? Und wenn wenigstens eines von beiden, hier oder dort, warum nicht überhaupt an mehrern Orten? — Und das war es nur, worauf ich sie bringen wollte.

Ob nun aber auch gleich sonach weder für noch wider die Frau des Martials aus den angeführten Epigrammen etwas zu schließen, so ist es doch wahrscheinlicher, daß er zu Rom keine gehabt, sondern daß er sich erst in Spanien verheiratet, als ihn Verdruß und Mangel in seinem Alter wieder dahin zurückbrachten. Hier erst fand er eine liebenswürdige Person, die es sich gefallen ließ, noch so spät sein Glück zu machen. Dieser erwähnt er daher auch erst in dem zwölften Buche, welches er in Spanien schrieb, und erwähnt ihrer da namentlich, und erwähnt ihrer mit so individuellen Umständen, daß man

*) Lib. XI. ep. 44.
**) Lib. VIII. ep. 12.
***) Lib. II. ep. 49.

wohl sieht, da allein sei es ihm Ernst gewesen, von seiner wirklichen Frau zu sprechen.*) Er sagt von ihr unter andern auch, daß sie nie in Rom gewesen, und also hatte er sie auch nicht in Rom; anzunehmen aber, daß er dem ohngeachtet mit ihr schon verheiratet gewesen und die ganzen vierunddreißig Jahre, die er dort zubrachte, sie in Spanien allein sitzen lassen, das hieße ja wohl etwas sehr Unwahrscheinliches annehmen, um etwas sehr Wahrscheinliches zu leugnen.

4.

In eine ähnliche Untersuchung anderer Lebensumstände des Dichters will ich mich nicht einlassen. Ich möchte nach dem Masson, dessen Schrift mir eben nicht bei der Hand ist, wenig Neues vorzubringen haben. Dazu sind das wahre Leben eines Dichters seine Gedichte. Nur was von diesen zu sagen ist, das allein kann noch jetzt einen wahren Nutzen haben, und die wichtigsten Nachrichten von einem alten Verfasser sind nur in so weit wichtig, als sie seinen Werken zur Erläuterung dienen können.

Was und wie viel uns von dem Martial übrig ist, brauche ich nicht zu sagen. Wenn einiges, was seinen Namen jetzt führet, nicht von ihm sein sollte, so vermissen wir dagegen vielleicht manches andere, das wirklich von ihm war. Ich verstehe unter diesem vornehmlich eine Sammlung jugendlicher Gedichte, an deren ehemaliger Existenz ich nicht sehe, warum Nic. Antonio**) zweifeln wollen. Er gedenkt ihrer doch so ausdrücklich in dem hundertundvierzehnten Epigramme des ersten Buchs.

Quaecunque lusi juvenis et puer quondam,
Apinasque nostras, quas nec ipse jam novi,
Male collocare si bonas voles horas,
Et invidebis otio tuo, lector:
A Valeriano Pollio petes Quincto
Per quem perire non licet meis nugis.

Hiermit können auf keine Weise die noch vorhandenen Epigramme oder irgend ein einzelnes Buch derselben gemeint sein. Denn ob der Dichter auch schon von diesen an mehr als einem Orte eine sehr bescheidene Meinung äußert, so konnte er sie doch so weit nicht heruntersetzen, noch weniger das für unreife Früchte seiner poetischen Kindheit erklären, womit wir ihn in ältern Jahren so ernstlich beschäftiget finden.

Der Quinctus Pollius Valerianus, von dem Martial sagt, daß er den gänzlichen Untergang dieser verworfnen Kleinigkeiten noch verhindere, war also derjenige, welcher sie zum Verkauf abschrieb oder für seine Rechnung abschreiben ließ: ihr Verleger mit

*) Lib. XII. ep. 21. 31.
**) *Bibl. Hisp. vetus*, p. 65.

einem Worte. Und auch hieraus ist es schon klar, daß von den Epigrammen nicht die Rede sein kann; denn der Buchhändler, welcher diese verkaufte, hieß Atrectus.

Warum ich aber der verlornen Jugendgedichte unsers Martials so geflissentlich hier gedenke, ist eigentlich dieses die Ursache, weil ich einen Einfall über sie habe, von dem mich wundert, daß ihn nicht schon mehrere gehabt haben. Ich glaube nämlich, daß sie nicht so ganz untergegangen, sondern verschiedene derselben noch übrig sind und nur verkannt werden.

Der alte Scholiast des Juvenals führt eine Stelle aus dem Martial an, die sich jetzt bei ihm nirgends findet. Allerdings haben wir sonach den Martial nicht ganz: aber darum auch seine Epigrammen nicht ganz, wie Scriver argwohnet?*) Warum könnte diese Stelle nicht eben in den Jugendgedichten gestanden haben, von denen wir gar nichts übrig zu sein glauben? Doch wenn gerade nur diese davon übrig wäre, so wäre es freilich so viel als gar nichts.

Das Mehrere, worauf ich ziele, sind diejenigen acht Epigrammen, mit welchen Junius seine Ausgabe des Martials vermehrte. Er fand sie in einer Handschrift der Bodlejanischen Bibliothek, und ohne Zweifel, daß sie in dieser Handschrift an eben den Orten eingeschaltet waren, an welchen sie in seiner Ausgabe vorkommen.**) Es gibt nur wenig spätere Herausgeber des Martials, die sich diese Einschiebsel so völlig gefallen lassen. Am ungestümsten aber stieß sie Scriver wieder aus, und kaum, daß er ihnen noch ganz am Schlusse seiner Ausgabe den Platz vergönnte, „ne aliquis ex fungino genere ea desideret“. Es ist eine Lust, ihn schimpfen zu hören: „Tam fatua, tam stulta in elegantissimo opere, ceu pannum in purpura, quis ferat? Irato prorsus Deo musisque aversis nata. Procul dubio ab insulsis monachis et scribis deliramenta haec profecta sunt. Nunquam medius fidius nasum habeat oportet, qui ista talia non primo statim odore deprehendat. Aliter catuli olent, aliter sues.“

Wer gibt auf solche kritische Trümpfe nicht gern zu? Wer läßt nicht lieber ein wenig Unrecht über Dinge, die kein Gefühl haben, ergehen, als daß er sich durch ihre Verteidigung den Vorwurf eines elenden Geschmacks zuziehen wollte? Aber mag doch mir geschehen, was da will, ich kann mich unmöglich enthalten, über die feine Nase des Scrivers eine Anmerkung zu machen. Ich glaube es, daß sie Schweine und Hunde recht gut zu unterscheiden wußte; ich gebe es ihr zu, daß alle die Fehler, von welchen sie in den streitigen Epigrammen Wind hatte, wirklich darin liegen; kurz, ich habe für die Nase als Nase alle Hochachtung. Aber wer hieß denn ihrem Eigentümer, mit einer Nase mehr empfinden zu wollen,

---

*) *Animad. in Spectac.*, p. 28.

**) Nämlich IV. 78; VII. 99. 100. 101; XII. 79. 101. 102. 103.

als man mit einer Nase empfinden kann? Wer hieß Scrivern, mit der sinnlichen Empfindung sogleich ein Urteil verbinden und beide hernach mit einander vermengen? Er hat Recht, daß die armen Dinger, denen er den Namen des Martials durchaus nicht lassen will, gar nicht sehr witzig sind, daß sie auch nicht immer in einer so guten Sprache geschrieben sind, als man von Schriftstellern der damaligen Zeit noch wohl erwarten konnte und bei dem Martial wirklich findet: aber folgt daraus, daß sie darum Martial auch nicht gemacht hat? Kann ein Verfasser in seiner Jugend, in seiner Kindheit nichts gemacht haben, was den Werken seines reifen Alters weder an Gedanken noch Ausdruck durchaus nicht ähnlich sieht? Solange man noch unter sich selbst ist, ist man um so viel mehr auch unter seiner Zeit. Sie mußten ja wohl, die Jugendpossen des Martials, weder viel gute Sprache, noch viel guten Witz haben, sonst wüßte ich gar nicht, warum er sich ihrer sollte geschämt haben. Verhält sich dieses aber so, warum sollte es nicht möglich sein, daß ein Liebhaber einige derselben, die ihm noch am besten gefallen, in sein Exemplar der Epigrammen eingetragen hätte? Warum sollte es nicht glaublich sein, daß eben daher ein Manuskript Zusätze haben könnte, die man in allen übrigen vermißt? Gewiß ist es doch wohl, daß das ausdrückliche Zeugnis eines Manuskripts immer glaubwürdiger in solchen Dingen ist als der kahle Machtspruch eines Kritikus, der sich auf nichts als auf seine Nase beruft.

Damit ich jedoch nicht scheinen möge, alles auf meine eigene Hörner zu nehmen, so will ich anführen, daß es vor und nach Scrivern auch gar nicht an Gelehrten gefehlt hat, welche weit glimpflicher von den Vermehrungen des Junius geurteilet haben. So nennt Ramirez de Prado das eine Epigramm:

In Varum.

Ad coenam nuper Varus cum forte vocavit,
  Ornatus dives, parvula coena fuit.
Auro, non dapibus oneratur mensa, ministri
  Apponunt oculis plurima, pauca gulae.
Tunc ego, non oculos, sed ventrem pascere veni:
  Aut appone dapes, Vare, vel aufer opes!

„elegans et poeta dignum“. Und Barth*) sagt von einem andern:

De Milone.

Milo domi non est: peregre Milone profecto
  Arva vacant, uxor non minus inde parit.
Cur sit ager sterilis, cur uxor lectitet, edam:
  Quo fodiatur ager non habet, uxor habet,

*) *Advers.* lib. XXIII. cap. 6.

ob er es schon selbst für kein Werk des Martials erkennet, „erudita tamen hujus epigrammatis sententia est. Nam lege puto cautum fuisse“ etc. Wenigstens wo ist das Mönchmäßige in diesen zwei Proben? Und was haben sie, das schlechterdings nicht aus der Feder eines jungen Römers könnte geflossen sein, welcher noch keine Verse machen kann, sondern sich erst im Versemachen übet? Eben das gilt von den übrigen sechsen, sogar das allerschlechteste, „In Ponticum“, nicht ausgenommen, weil es doch noch immer der kindische Versuch eines angehenden Epigrammatisten, auch aus einer Zeit sein kann, in der der mittelmäßigste Dichter eine weit bessere Sprache hatte. Denn, wie ich schon erwähnt, der übende Schüler ist weder seinem Zeitalter überhaupt noch dem insbesondere ähnlich, wozu er selbst mit den Jahren gelangte.

Keineswegs aber will ich in dieses gelindere Urteil auch diejenigen Stücke mit eingeschlossen wissen, mit welchen Scriver selbst die Zusätze des Junius vermehrte. Denn in diesen herrscht allerdings viel Mönchswitz, wie ihn kein römischer Knabe von noch so weniger Erziehung haben konnte. Dazu sehe ich auch nicht, daß Scriver sie ausdrücklich für Epigrammen ausgegeben, die er unter dem Namen des Martials angeführt gefunden. Er sagt bloß, daß es Epigrammen sind, die er aus alten Pergamenen, besonders aus alten Glossariis zusammengeschrieben habe, und dieses hätten die neuern Herausgeber des Martials nicht aus der Acht lassen sollen, welche sowohl jene authentischeren Zusätze des Junius als diese weit verfänglicheren des Scrivers ohne Unterschied „Martiali afficta“ genannt und ihrem Autor beigefüget haben.

Weit eher könnte ich jetzt selbst jene bessern Stücke mit einem vermehren, welches aus einer sehr alten Handschrift genommen ist, die eine große Anzahl meistens noch ungedruckter Epigrammen verschiedner lateinischer Dichter enthält. Ich meine das bekannte Manuskript, welches Salmasius vom Joh. Lacurnäus bekam und das gegenwärtig in der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahret wird. Von einem Teile desselben hat Gudius eine Abschrift genommen, die sich unter seinen Papieren in der Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet, und in diesem sehe ich dem Martial folgendes Epigramm zugeeignet, von dem ich nicht wüßte, daß es sonst schon irgendwo gedruckt wäre.

Nec volo me summis fortuna nec adplicet imis,
  Sed medium vitae temperet illa gradum.
Invidia excelsos, inopes injuria vexat:
  Quam felix vivit quisquis utroque caret!

Auch dieses, meine ich, könnte sich gar wohl aus seinen Jugendgedichten herschreiben, da es nichts als eine feine moralische Gesinnung ausdrückt, von der er in reifern Jahren nicht glaubte, daß sie zu einem Epigramme hinlänglich sei.

Vielleicht ließe sich überhaupt die Frage aufwerfen, ob nicht ohnedem schon aus den Jugendgedichten des Verfassers mehrere in die Epigrammen übergetragen worden, und dieses in so frühen Zeiten, daß es kein Wunder, wenn sie nach und nach in alle Handschriften gekommen. Wenigstens, wenn Martial zu Ende seines ersten Buchs sagt:

Cui legisse satis non est epigrammata centum,
Nil illi satis est, Caeciliane, mali;

dieses erste Buch aber jetzt nicht hundert, sondern hundertundneunzehn Epigramme enthält: so ist es so gar ausgemacht wohl noch nicht, ob er bloß eine runde Anzahl ungefähr angeben wollen, oder ob sich wirklich neunzehn fremde mit eingeschlichen. Dem letztern Falle zufolge dürfte ein Archetypon*) oder eine von dem Dichter selbst durchgesehene und verbesserte Abschrift der strengen Kritik leicht weit weniger Stoff zum Tadel gegeben haben, als ihr ein jetzt gegedrucktes Exemplar gibet, welches wider seinen Willen mit verschiedenen sehr mittelmäßigen Stücken vermehrt worden, in deren Verwerfung er ihr längst zuvorgekommen war.

5.

Ich habe oben angemerkt, daß der Buchhändler, welcher die Jugendgedichte des Martials zu verkaufen hatte, Quinctus Pollius Valerianus hieß, daß aber die Epigrammen nicht bei eben demselben, sondern bei einem andern Namens Atrectus zu finden waren, wie der Dichter selbst zum Schlusse des ersten Buches anzeigt.**) Wenn ich nun hinzusetze, daß ein dritter Buchhändler, Namens Tryphon (der nämliche, durch den Quinctilian sein Werk ausgehen ließ), besonders die Xenia und Apophoreta desselben gehabt zu haben scheinet,***) so sollte man fast vermuten, daß auch schon damals jeder Buchhändler seine eigenen Verlagsbücher, wie wir es jetzt nennen, besessen und nicht die ersten die besten abschreiben lassen, die ihm vor die Faust gekommen und auf die sich ein anderer bereits eine Art von Recht erworben hatte. Sie können auch leicht gewissenhafter unter sich gewesen sein, als manche ihrer teuern Nachfolger jetziger Zeit zu sein pflegen. Sogar hat es das Ansehen, daß sie bei einem Buche, welches starken Abgang hatte, sich über die verschiedenen Formate von Abschrift verglichen; so daß der eine die großen Abschriften für die Bibliotheken und ein anderer die kleinen portativen Abschriften besorgte. Ich glaube dieses deutlich in einem Epigramme zu sehen, von welchem ich behaupten darf, daß es kein einziger Ausleger gehörig verstanden hat. Es ist das dritte des ersten Buchs:

---

*) Lib. VII. ep. 10.
**) Ep. 118.
***) Lib. XIII. ep. 3.

Qui tecum cupis esse meos ubicumque libellos,
Et comites longae quaeris habere viae,
Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis:
Scrinia da magnis, me manus una capit.
Ne tamen ignores ubi sim venalis et erres
Urbe vagus tota: me duce certus eris.
Libertum docti Lucensis quaere Secundi,
Limina post Pacis, Palladiumque Forum.

Das Lemma, welches alle gedruckte Ausgaben über dieses Epigramma setzen: „Ubi libri venales“, erschöpft den Sinn desselben bei weitem nicht. Der Dichter will hier nicht anzeigen, wo seine Sinngedichte überhaupt zu kaufen, sondern wo eine besondere Art von Abschrift derselben zu bekommen, nämlich eine solche, die sich bequem auf der Reise mitführen läßt, eine Ausgabe in Taschenformate: dieses erhellet aus den ersten zwei Zeilen unwidersprechlich. „Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis“ ist der Gegensatz von „magnis“; welches letztere nicht von jedem großen Werke, sondern allein von der größern Ausgabe der Werke des Dichters zu verstehen, die aufgerollt wurde, dahingegen das erstere eine Handausgabe bezeichnet, die aus kleinen entweder zerschnittenen oder bloß über einander gefalzten Blättern bestand, nach Art der Schreibtafeln. Und nur mit dieser gab sich der Freigelassene des Secundus Lucensis ab; denn, wie gesagt, die größere Ausgabe besorgte Atrectus und vielleicht auch außer ihm Tryphon,*) weil einer allein ohne Zweifel sie nicht bestreiten konnte.

Daß alle diese Leute mit dem Verkaufe der Gedichte des Martials sehr gut fuhren, ist begreiflich, da er in Rom und außer Rom so allgemein gelesen ward. Sie ließen sich die Exemplare auch teuer genug bezahlen, und ich finde, daß der Dichter selbst dem Tryphon darüber einen Stich gibt.**)

Omnis in hoc gracili xeniorum turba libello,
Constabit nummis quatuor emta tibi.
Quatuor est nimium, poterit constare duobus,
Et faciet lucrum bibliopola Tryphon.

Ob er für sein Teil von dem Gewinste etwas abbekommen, will ich dem zu untersuchen überlassen, welcher Lust hat, die Altertümer der Autorschaft umständlicher zu erörtern.

Ich warne den gelehrten Mann nur, der sich durch diese Arbeit unsterblich machen will, daß er sich vom Scriver nicht noch einen fünften Buchhändler oder Verleger des Martials weismachen läßt,***) nämlich den Pompejus Auctus, von welchem das funfzigste Epigramm des siebenten Buches redet. Es ist klar, daß dieser

*) Lib. IV. ep. 72.
**) Lib. XIII. ep. 3.
***) *Animadvers. in Epigr.* lib. I. p. 37.

Auctus ein Rechtsgelehrter war und ganz andere Geschäfte hatte, als mit Büchern zu handeln. Er brachte die Epigrammen des Martials auch auf einem ganz andern Wege unter die Leute, als es die Buchhändler thun, und war wohl gar schuld, daß manches Exemplar weniger gekauft ward. Denn er konnte die erbaulichsten auswendig, so daß ihm keine Silbe daran fehlte, und ward gar nicht müde, sie den Leuten vorzusagen.

Sic tenet absentes nostros, cantatque libellos:
Ut pereat chartis littera nulla meis.

Ich weiß gar nicht, wie es Scrivern einkommen können, einen solchen Mann in einen Buchhändler zu verwandeln.

6.

Der Stellen sind ziemlich viele, wo nach meiner wenigern Einsicht die Ausleger den Martial insgesamt mißdeuten. Am gewöhnlichsten geschieht es da, wo von Werken der Kunst die Rede ist oder gewisse kleine Gebräuche zum Grunde liegen, die sie mit ein wenig Scharfsinn aus dem Dichter selbst hätten erraten können, deren Erläuterung sie aber lieber in andern Schriftstellern eben so mühsam als vergeblich aufsuchen wollten. Damit ich dieses nicht ganz ohne Beweis gesagt habe, so will ich nur ein paar Beispiele anführen.

1. Eines von der letztern Art sei das zwölfte Epigramm des ersten Buches, welches Heraldus unter die allerdunkelsten im ganzen Martial rechnet.

Cum data sint equiti bis quina numismata, quare
Bis decies solus, Sextiliane, bibis?
Jam defecisset portantes calda ministros,
Si non potares, Sextiliane, merum.

Die ältesten Ausleger, als Domitius und Perottus, haben es von der lege sumptuaria verstehen wollen, die einem jeden Römer nach seinem Stande vorschrieb, wie viel er höchstens auf eine Mahlzeit verwenden dürfe; doch das ist längst widerlegt. Denn daß sich Sextilian keiner Unmäßigkeit in seinem Hause, an seinem eigenen Tische, sondern im Theater schuldig machte, erhellet aus dem zweiten Epigramme, mit welchem ihn der Dichter durchzog: *)

Sextiliane bibis, quantum subsellia quinque,
Solus: aqua toties ebrius esse potes.
Nec consessorum vicina numismata tantum,
Aera sed a cuneis ulteriora petis.
Non haec Pelignis agitur vindemia praelis,
Uva nec in Tuscis nascitur ista jugis,

*) Lib. I. ep. 27.

Testa sed antiqui felix siccatur Opimi,
Egerit et nigros Massica cella cados.
A caupone tibi faex Laletana petatur,
Si plus quam decies, Sextiliane, bibis.

Subsellia, cunei bezeichnen offenbar das Theater. Im Theater, wie gesagt, war es also, wo Sextilian fünfmal mehr des kostbarsten Weines in sich goß, als für ihn allein und einen seinesgleichen bestimmt war. Wie nun das? Es ist bekannt, sagen die Ausleger, daß die Kaiser auch wohl im Theater sportulas unter das Volk verteilen ließen, welche sportulae entweder in wirklichen Erfrischungen bestanden oder in Gelde gegeben wurden, wofür sich jeder bei denen, welche Erfrischungen im Theater feil trugen, kaufen konnte, was und wie viel ihm beliebte. Daß das letztere damals geschehen, meinen sie einmütig, sei klar; denn die Summe werde ausdrücklich benennt, wie viel an Gelde auf einen Ritter gekommen, nämlich „quinque numismata“. Nur darüber sind sie nicht völlig einig, was diese „quinque numismata“ nach andern Münzsorten eigentlich betragen. Der arme Ramirez de Prado, welcher sie nach dem Turnebus zu hundert Quadranten evaluierte, ist bei dem Scriver schlecht weggekommen, welcher ihm über diese „manifestam absurditatem et defoedam hallucinationem“ trefflich den Text lieset und augenscheinlich darthut, daß sie, ein numisma für einen sestertius genommen, nicht hundert, sondern hundertundsechzehn Quadranten betragen. Nun will ich gar nicht fragen, was der eine oder der andere für ein Recht gehabt, das numisma eben für einen sestertius zu halten, und warum, wenn numisma eine wirkliche Silbermünze bedeuten soll, nicht eben so wohl ein Denarius oder Victoriatus darunter verstanden werden könne, sondern ich will nur überhaupt fragen, wenn die „quinque numismata“ wirkliches Geld waren, mit welcher Stirne konnte Sextilian deren eines oder mehrere aus der Nähe und aus der Ferne von andern verlangen? und wer wäre so ein Thor gewesen, daß er einer Saufgurgel gleich hingegeben hätte, was er ja wohl zu andern Dingen besser anwenden können, wenn er es schon nicht selbst vertrinken wollen oder können?

Nec consessorum vicina numismata tantum,
Aera sed a cuneis ulteriora petis.

Dieses ist gerade die größte Schwierigkeit, aber auch gerade das, was die Ausleger am wenigsten bekümmert; nur daß einige die missilia in der Angst herbeiziehen, damit sie wenigstens nicht ganz verstummen dürfen. Doch ich will mich bei einzeln Widerlegungen nicht aufhalten, sondern kurz sagen, worin ihrer aller Irrtum liegt. Es ist falsch, daß die fünf numismata, welche jeder Ritter im Theater damals hatte, fünf wirkliche auch außer dem Theater gangbare Geldstücken waren: es waren nichts als fünf Zeichen, Marken,

Zahlpfennige, die sie bei dem Eingange oder vorher erhielten und gegen deren Wiederablieferung ihnen etwas Ausgemachtes, hier namentlich Wein, verabfolget ward. Mit einem Worte, es waren tesserae, und so wie es tesserae frumentariae, oleariae, coenariae, nummariae gab,*) warum sollte es nicht auch tesserae vinariae gegeben haben? Ganz gewiß, die „quinque numismata" waren quinque tesserae vinariae, und dieses ist der einzige wahre Schlüssel zu beiden Epigrammen. Solche tesserae galten außer ihrer Bestimmung nichts, und wer keinen Gebrauch von ihnen machte, wo er ihn machen sollte, besaß an ihnen auch weiter nichts. Dieses allein macht es begreiflich, wie man im Theater so freigebig damit sein konnte. Warum sollte man einen andern nicht darauf genießen lassen, was man selbst nicht genießen mochte? Hätte sich Sextilian nur seiner Unmäßigkeit nicht zu schämen gehabt, die Zeichen hätte er immer ohne Scham annehmen, auch wohl von seinen Bekannten ohne Scham fordern können. Zu mehrerer Bestärkung dieser meiner Auslegung merke ich nur noch an, daß numisma auch bloß für den Stempel, für das Gepräge auf einem Geldstücke gebraucht wird und daß das Wort tessera nach keiner Abänderung in das elegische Silbenmaß geht, wodurch allein schon Martial gezwungen werden konnte, ein anderes Wort dafür zu brauchen.

2. Zum zweiten Beispiele wähle ich das einundfunfzigste Epigramm des achten Buches, in welchem von einem Kunstwerke die Rede ist, nämlich von einem kostbaren Trinkgeschirre, welches der Dichter von dem Rufus geschenkt bekam und das er daselbst folgendermaßen beschreibt:

Quis labor in phiala? docti Myos, anne Myronis?
  Mentoris haec manus est, an, Polyclete, tua?
Livescit nulla caligine fusca, nec odit
  Exploratores nubila massa focos.
Vera minus flavo radiant electra metallo
  Et niveum felix pustula vincit ebur.
Materiae non cedit opus; sic alligat orbem,
  Plurima cum tota lampade Luna nitet.
Stat caper Aeolio Thebani vellere Phryxi
  Cultus, ac hoc mallet vecta fuisse soror.
Hunc nec Cinyphius tonsor violaverit, et tu
  Ipse tua pasci vite, Lyaee, velis.
Terga premit pecoris geminis Amor aureus alis,
  Palladius tenero lotos ab ore sonat.
Sic Methymnaeo gavisus Arione delphin,
  Languida non tacitum per freta vexit onus.
Imbuat egregium digno mihi nectare munus
  Non grege de domini, sed tua, Ceste, manus —

---

*) *Torrentius ad Suet. Aug.*, c. 41.

Was ich mit dem allgemeinen Namen Trinkgeschirr benennet habe, war eigentlich eine Schale mit einem ganz runden Boden, so daß sie auf diesem Boden nicht stehen konnte, sondern auf den Rand umgestürzet werden mußte, wenn sie ruhig liegen sollte. Das ist die Beschreibung wenigstens, die uns Athenäus aus dem Apollodorus von Athen und aus dem Dionysius Thrax von einer phiala macht:*) „κατα τον πυθμενα μη δυναμενη τιθεσθαι και ερειδεσθαι, αλλα κατα το στομα." Es war also ganz genau das, was wir ein Tummelchen nennen, ein Becher, der gleichsam selbst berauscht ist und auf seinem Fuße nicht stehen kann. Jedoch nicht um die Form des Trinkgeschirres ist mir es jetzt zu thun, sondern lediglich um die Materie desselben. Ich frage: Woraus bestand es? Die Ausleger, so viel ich deren nachgesehen — das ist, alle ohne Ausnahme — antworten hierauf wie aus einem Munde, daß sie von Gold gewesen sei, und zwar von derjenigen Art Goldes, welche electrum geheißen. Doch dieser Uebereinstimmung ungeachtet bin ich ganz anderer Meinung, ob ich gleich gern gestehen will, daß die gemeine Auslegung auf den ersten Anblick die wahrscheinlichere zu sein scheinet und daß Martial Worte und Ausdrücke braucht, von denen es mich würde gewundert haben, wenn sie niemanden verführt hätten. Die richtigere Erklärung dieser Worte und Ausdrücke ist es daher auch, die es der Mühe wert macht, ein längst nicht mehr vorhandenes Geschirr in nähere Betrachtung zu ziehen, von dem es sonst sehr gleichgültig wäre, ob es von Gold oder von wer weiß was gewesen.

Ich sage also, die Trinkschale unsers Dichters war nicht von Gold, sondern aus einem kostbaren Steine geschnitten. Ich will nicht hoffen, daß ich nötig haben werde, vorerst zu erweisen, daß es wirklich Trinkschalen aus kostbaren Steinen gegeben. Nach dem Salmasius zwar sollte ich es fast nötig haben. Denn dieser hielt sich, ziemlich aus dem einzigen Grunde, daß die phiala der Alten gewöhnlichermaßen von Silber gewesen, für berechtiget, in dem Lampridius eine Stelle zu ändern,**) in der außer ihm wohl sonst kein Mensch etwas zu ändern hätte finden sollen, und phialas senas in eben so viel Mauleselinnen zu verwandeln. Doch bei dem allen leugnet er es selbst nicht, was ich als ausgemacht annehme. Und nun Zeile vor Zeile erwogen!

Die ersten zwei, in welchen der Dichter den Meister seiner schönen Schale erraten will oder zu wissen verlangt, sollen mich dadurch nicht irre machen, daß sich von dem Mys, dem Myron und dem Mentor nur Werke in Erzt oder Silber angeführet finden. Die alten Statuarii waren allgemeine Bildner, und wer in Erzt gießen konnte, der konnte gewöhnlich auch in jeder andern Materie arbeiten. Vom Polyklet wenigstens finden sich eben so wohl Werke

---

*) Lib. XI. p. 501 Edit. Dalech.
**) Cap. 4. *Vitae Alex. Sev.*

in Stein als in Erzt bei alten Schriftstellern genannt. Wenn also schon diese Zeilen nichts für mich beweisen, so bin ich doch auch ganz ruhig, daß sie im Grunde nichts gegen mich beweisen können. Vielmehr ist es billig, daß sie sich in ihrem Sinne nach den übrigen Zeilen bequemen.

Gleich die zweite und dritte nun:

Livescit nulla caligine fusca, nec odit
Exploratores nubila massa focos:

wie ist es doch immer möglich, daß man die vom Golde verstehen kann? Wie kann Gold „nubila massa“ heißen? Wie kann man vom Golde sagen, daß es „nulla caligine fuscum“ sei? Wie kann man sagen, daß ein goldenes Gefäß das Feuer nicht zu scheuen habe? „Nubila massa“ kann schlechterdings nur von einer Masse gesagt werden, die weder ganz undurchsichtig noch ganz durchsichtig ist; nur von einer Masse, durch die wir die Gegenstände gleichsam wie durch einen Nebel erblicken, dergleichen alle Hornsteine in ihren klaren Stellen sind. Auch kann das Gold im Schmelzen durch keinen Rauch etwas leiden; und wenn es noch so unscheinbar aus der Kapelle kömmt, so ist es doch gar bald polieret, und Farb und Glanz werden an einer Stelle wie an der andern. Ein goldenes Gefäß aber zu probieren, wer in der Welt wird es in den Schmelztiegel werfen, wenn er sein Gefäß nicht am längsten will gehabt haben? Hat man denn sonst kein Mittel, zu erforschen, ob das Gold lauter und rein oder mit Zusatz verfälscht sei? So wenig alle diese Ausdrücke aber auf das Gold passen, so vollkommen passen sie hingegen auf eine schöne Steinart, die an allen Stellen das Licht in einem gleichen Grade durchläßt, ohne dichtere Flecken zu haben, wo es fast ganz undurchsichtig ist. Auch nur von einer Steinart gilt es, daß sie die Probe des Feuers nicht zu scheuen hat. Denn es ist gewiß, daß eine wahre edele Steinart einen höhern Grad des Feuers aushalten kann als irgend eine Komposition. Und dessen, daß die Masse der Schale keine Komposition, sondern echter natürlicher Stein sei, konnte der Besitzer auch höchstens nur versichert zu sein verlangen, wie auch sich wirklich versichern, wenn er sie mit der gehörigen Behutsamkeit einem Feuer ausstellte, dem keine Komposition, ohne Nachteil an Klarheit und Farbe, Widerstand gehalten hätte.

Der fünfte Vers ohne Zweifel war der verführerischste:

Vera minus flavo radiant electra metallo.

Es fragt sich: was sind hier die „vera electra?“ Ist das eigentlich so genannte Erdpech, der Bernstein, das succinum, und wie es sonst heißt, damit gemeinet? oder sollen wir die Art Goldes verstehen, die wegen ihrer blaßgelben Farbe den griechischen Namen des eben so blaßgelben Bernsteins bekam? Die Ausleger behaupten das letztere. Denn, sagen sie, auch von diesem Elektrum gab es

zweierlei Sorten, eine natürliche und eine nachgemachte. Sie berufen sich deshalb auf das Zeugnis des Plinius, gegen welches nichts einzuwenden ist.*) „Omni auro inest argentum vario pondere. — Ubicunque quinta argenti portio est, electrum vocatur. — Fit et cura electrum argento addito.“ Von dieser zweiten nachgemachten Sorte, meinen sie, sei die Schale gewesen, und Martial habe in den Worten „Vera minus flavo radiant electra metallo“, von ihr rühmen wollen, daß sie dem ohngeachtet an der erforderlichen Farbe dem natürlichen Elektrum nichts nachgegeben, oder ihm wohl gar noch vorzuziehen gewesen. Das alles klingt recht gründlich und gut, und gleichwohl ist es so viel wie nichts. Denn man sage mir doch nur, wie es möglich ist, dem Golde, welches ein Fünfteil Zusatz von Silber hat, es anzusehen, daß es diesen Zusatz von Natur habe, oder daß er ihm durch die Kunst erteilet worden. Man sage mir doch nur, woher zwischen dem Golde in dem einen Falle und dem Golde in dem andern Falle der geringste Unterschied kommen könne. Feines Gold ist feines Gold, und ein Fünfteil Silber ist in der Hand der Natur nicht mehr und nicht weniger als in den Händen der Kunst. Ich begreife auch nicht, wie beide Stücke die eine inniger vermischen könne als die andere, da sich die Natur selbst keiner andern Hilfsmittel dazu bedienen kann, als die Kunst von ihr entlehnet. Ich weiß wohl, daß Plinius dem natürlichen Elektrum, dem Golde, welches die Natur selbst mit einem Fünfteil Silber vermischt hat, eine Eigenschaft zuschreibt, die er dem künstlichen Elektrum sonach abspricht, weil er sie namentlich nur jenem beileget. „Quod est nativum,“ sagt er, „et venena deprehendit.“ Aber die Sache würde nicht sehr wahrscheinlich sein, wenn sie auch schon nicht durch die ungereimte Unterscheidung zweier Dinge, an denen nichts zu unterscheiden ist, noch unwahrscheinlicher gemacht würde. Grillen, die kaum der Widerlegung wert sind; denn kurz, „vera electra“ sind dem Martial allerdings hier eigentlicher, wahrer Bernstein, wahres Elektrum, und nicht jene bloß so genannte Mischung Goldes und Silbers. Daß er aber von dem Bernsteine sagt: „flavo radiat metallo“, das hat freilich alle diejenigen verwirren müssen, welche nicht wußten oder sich nicht erinnerten, daß die Lateiner das Wort metallum nicht bloß von denjenigen mineralischen Körpern brauchen, von denen wir es jetzt brauchen, sondern mehrere kostbare Massen, die aus der Erde gegraben wurden, damit belegten. So nennet Martial selbst den lakonischen Marmor, welcher auf dem Taygetus gebrochen ward, grünes Metall:**)

Illic Taygeti virent metalla.

Ja, wenn dieses und mehrere ähnliche Exempel auch nicht wären, warum könnte in unserer Stelle das „flavo metallo“ nicht auch

*) *Nat. Hist.*, lib. XXXIII. c. 4.
**) Lib. VI. ep. 42.

bloß von der Farbe des gelben Metalls verstanden werden? Und wenn Martial in diesem Verstande sogar von der gelblichten Wolle der spanischen Schafe sagen durfte:*)

Vellera nativo pallent ubi flava metallo,

lediglich mit Beziehung auf die Farbe des kostbarsten aller Metalle: warum hätte er nicht auch von dem Bernsteine sagen dürfen:

Vera minus flavo radiant electra metallo,

ohne daß darum Wolle Wolle und Bernstein Bernstein zu sein aufhören müßte?

Ich komme auf die sechste Zeile, in welcher ebenfalls ein zweideutiges Wort vorkömmt, dessen falsche Auslegung den Irrtum bestärken müssen.

Et niveum felix pustula vincit ebur.

Pustula heißt eigentlich jede kleine Entzündung, die sich auf der Haut äußert, eine Blatter, eine Maser und dergleichen. Weil nun aber so eine Blatter oder Maser über die Haut hinaustritt, so sind einige Ausleger der Meinung, daß hier unter pustula die erhabenen Figuren der Schale verstanden würden. Andere aber ziehen das „argentum pustulatum“ hierher, ohne uns jedoch zu sagen, was es hier soll. Soll die Schale selbst von diesem feinsten Silber gewesen sein, wie war sie denn auch zugleich von Elektrum? Sollen aber nur die erhabenen Figuren daraus gewesen sein, wer sieht denn nicht, daß diesem der Dichter selbst ausdrücklich widerspricht, wenn er weiterhin den schönen goldgelben Bock beschreibet? Eben dadurch werden denn auch die erstern widerlegt. Denn wenn hier von den erhabenen Figuren, von der pustula, gesagt wird, daß sie das Helfenbein an Weiße übertroffen, wie können sie denn dort als goldgelb angegeben werden? Genug der Widerlegung, der wahre Verstand ist dieser. Pustula schließt nicht notwendig den Begriff der Erhöhung in sich, sondern heißt auch oft weiter nichts als ein bloßer Fleck, weiter nichts als das allgemeinere macula, eine Stelle, wo die Farbe eines Dinges durch eine andere Farbe unterbrochen wird. Beides ist eben das, was bei dem Plinius auch verrucae heißen, und so wie Plinius maculae und verrucae verbindet, wenn er von den Edelsteinen sagt, daß sie nach Verschiedenheit derselben verschiedene Namen bekämen, so nennt er auch ähnliche Flecken oder Makeln, besonders in den künstlichen Steinen, ausdrücklich pustulas,**) als die in solchen von einem verfangenen Luftbläschen entstanden zu sein scheinen. Und was kann nun deutlicher sein, als

*) Lib. IX. ep. 62.

**) *Nat. Hist.*, lib. XXXVII. c. 12: Illud vero meminisse conveniet, increscentibus varie maculis ac verrucis . . . mutari saepius nomina in eadem plerumque materia. Et cap. 13: Factitiis pustulae in profundo apparent.

daß der Dichter sagen wollen, der kostbare gelbliche Stein, aus welchem die Schale geschnitten, habe einen sehr glücklichen weißen Fleck? Aber, wird man fragen, warum glücklichen? Fast erweckt es Mitleiden, wenn man höret, was die Ausleger darauf antworten. „Felix pustula dicitur, vel quod feliciter et ingeniose esset elaborata, vel quod nostrum poetam bearet.“ Nicht doch! diese pustula hieß glücklich, weil die Ausleger so glückliche Mutmaßungen einmal darüber haben sollten.

Ernstlich von der Sache zu sprechen, glaube ich das Glückliche dieses Flecks in den folgenden Zeilen zu finden:

Materiae non cedit opus: sic alligat orbem
Plurima cum tota lampade Luna nitet.

Wie kömmt der volle Mond auf einmal hierher? O, das wissen uns die Ausleger auf so vielerlei Art zu erklären, daß wir die Wahl haben. Die gemeinste ist, daß die Schale die Figur des vollen Mondes gehabt habe. Und wem das nicht genügt, dem gibt Rader zu bedenken, ob nicht vielmehr — ich muß seine eigenen lateinischen Worte herschreiben; denn ich weiß sie wahrlich nicht zu übersetzen — „an potius claudit (*luna*) orbem phialae circulo elegantique emblemate, an implet et circinat?“ — Wie oft beneide ich die gelehrten Männer, welche Lateinisch schreiben; denn sie allein dürfen so etwas hinsetzen, wobei kein Mensch etwas denken kann. Man urteile, ob sich mit meiner Auslegung noch eher ein Begriff verbinden läßt. Ich meine nämlich, daß wirklich ein voller Mond auf die Schale geschnitten gewesen, und daß der Künstler eben jenen weißen Fleck, eben jene „felix pustula“ zu diesem vollen Monde genutzt hatte; so daß eben durch diese Nutzung, eben durch diesen glücklichen Einfall des Künstlers, den blassen vollen Mond daraus zu schneiden, der Fleck selbst ein glücklicher Fleck genennt zu werden verdiente. Wie viel dergleichen glückliche oder glücklich genutzte Flecke es auf alten, besonders erhaben geschnittenen Gemmen gibt, ist bekannt.

Und hiermit breche ich ab, da sich die übrigen Zeilen von selbst erklären.

7.

An andern Stellen haben die Ausleger den Sinn des Dichters verfehlt, weil, ihn nicht zu verfehlen, wenigstens etwas von einer Eigenschaft erfordert wird, die ihnen leider noch öfter abgeht als Scharfsinn — ich meine feines Gefühl.

Wer sollte z. E. glauben, daß folgendes kurze Epigramm, welches die Leichtigkeit und Deutlichkeit selbst zu sein scheinet, noch bis auf den heutigen Tag nicht richtig genug erkläret worden.*)

Qui ducis vultus et non legis ista libenter,
Omnibus invideas, livide, nemo tibi!

---

*) Lib. I. ep. 41.

Aber wie ist das möglich? wird man fragen. Was ist da viel zu erklären? was kann noch mehr darin stecken, als die trockenen Worte besagen, welche die ganze Welt versteht? Martial wünscht, daß der, welcher dieses nicht gern lieset und ein höhnisches Gesicht darüber ziehet, alles beneiden möge, ohne von jemanden in der Welt beneidet zu werden. — Sehr recht! Aber wie steht es denn mit dem dieses? worauf geht denn das ista? Was ist denn das, was der Dichter bei einer so hohen Verwünschung durchaus ohne Mißgunst und Hohn will gelesen wissen? Neun Zehnteile der Ausleger thun, als ob sich das ja wohl von selbst verstünde, und das eine Zehnteil, welches sich ausdrücklich darüber erklärt, versichert im Namen aller, daß unter dem ista Martial seine eigenen Epigrammen überhaupt verstehe. Denn was wohl sonst? — Wahrlich, schlimm für den Martial, wenn sich sonst nichts darunter verstehen läßt! Denn sage mir doch, wer nur einiges Gefühl hat, was für ein Geck der Dichter sein muß, der durchaus verlangt, daß man seine Verse mit Vergnügen lesen soll, der durchaus nicht leiden will, daß man auch nur eine Miene darüber verzieht? Und was für ein bösartiger, unmenschlicher Geck er sein muß, wenn er gar allen, die keinen Geschmack an seinen Versen finden, das Schrecklichste dafür anwünschen kann, was sich nur denken läßt? Gewiß, so ein Geck, so ein bösartiger Geck war Martial nicht, ja, wenn er es auch im Grunde gewesen wäre, glaubt man wohl, daß er sich dafür bloßgegeben habe? Es ist sonderbar, wie er gerade da eine so kleine eitele Rolle spielen muß, wo er ganz von Freundschaft und Bewunderung fremder Tugenden überfloß. Denn mit einem Worte, das ista beziehet sich einzig und allein auf den Inhalt des nächst vorhergehenden Epigramms, in welchem er seinem Freunde, dem Decianus, ein so seltenes Lob erteilet, daß er nicht seine eigenen Verse, sondern dieses Lob gleich darauf gegen den Neid sichern zu müssen selbst für nötig erachtete. Man lese nur:

Si quis erit, raros inter numerandus amicos,
  Quales prisca fides famaque novit anus;
Si quis Cecropiae madidus Latiaeque Minervae
  Artibus et vera simplicitate bonus;
Si quis erit recti custos, imitator honesti,
  Et nihil arcano qui roget ore deos;
Si quis erit magnae subnixus robore mentis:
  Dispeream, si non hic Decianus erit!

Und nun verbinde man hiermit sofort das folgende und urteile selbst.

Qui ducis vultus et non legis ista libenter,
  Omnibus invideas, livide, nemo tibi!

Sollten Leser, die sich nicht sehr um den Martial bekümmert haben, wohl glauben, daß die augenscheinliche Verbindung dieser zwei

Epigrammen unter sich schlechterdings noch von keinem Ausleger bemerkt worden? Was durch Gelehrsamkeit in den alten Dichtern zu erklären stehet, das ist uns, die wir jetzt leben, ziemlich vorweggenommen. Aber auf mein Wort, von dem, was sich in ihnen bloß durch Geschmack und Empfindung erklären läßt, ist uns noch manches übrig gelassen, was wir zuerst bemerken können.

Ich weiß nicht, ob ich hieher auch die unzulängliche Erklärung eines andern kurzen Epigramms rechnen darf, das so oft nachgeahmt, so oft übersetzet worden.*)

Nuper erat medicus, nunc est vespillo Diaulus:
  Quod vespillo facit, fecerat et medicus.

Denn wenn man es hier auch schon empfunden hätte, daß nach der gewöhnlichen und einzigen Auslegung dem Einfalle des Dichters an Richtigkeit noch sehr vieles abgehe, so wüßte ich doch nicht, woher man, was ihm abgeht, ersetzen sollen, da der Umstand, durch den es einzig und allein geschehen kann, so gänzlich unbekannt geblieben. Zur Not müssen wir uns, wenn keine nähere Gleichheit zwischen einem vespillo und einem ungeschickten Arzte sich findet, freilich auch schon damit begnügen, daß beide die Leute unter die Erde bringen, obschon der eine in einem ganz andern Verstande als der andere. Aber wie, wenn sich zeigen ließe, daß die vespillones nicht bloße Totengräber gewesen, daß sie dabei noch ein anderes Handwerk gehabt, welches sie einem mörderischen Arzte ungleich näher bringt; kurz, wenn sich zeigen ließe, daß sie die Gehilfen des Scharfrichters gewesen, die zugleich Verbrecher mit abthun müssen: sollte das nicht den Einfall des Dichters um eben so vieles richtiger als beißender machen? Dieses aber kann ich wirklich zeigen, und zwar aus einem noch ungedruckten Epigramme eines alten lateinischen Dichters in dem Lacurnäischen Manuskripte, welches ich aus der obgedachten Abschrift des Gudius hier mitteilen will. Es ist auf einen Elenden, welcher einen gewaltigen großen Bruch hatte, und lautet so:

Moles tanta tibi pendet sub ventre, Siringi,
  Ut te non dubitem dicere bicipitem.
Nam te si addictum mittat sententia campo,
  Vespillo ignorat, quod secet ense caput.

Das Zeugnis ist klar und deutlich, und was wir daraus lernen, hat auch sonst seinen Nutzen, indem wir sonach zugleich die Ursache erfahren, warum die vespillones in dem römischen Rechte für unehrlich gehalten worden, welches ihnen als bloßen Totengräbern schwerlich hätte begegnen können und daher immer sehr fremd geschienen.

---

*) Lib. I. ep. 48.

8.

Ueberhaupt fehlt es uns noch gar sehr an einer recht guten Ausgabe des Martials. Die vom Farnabius, und besonders so, wie sie Schrevel vermehrt hat, von 1656, ist noch immer die beste Handausgabe und derjenigen weit vorzuziehen, welche Vincentius Kollesso zum Gebrauche des Dauphin 1680 besorgt hat.

Wenn man alles so ziemlich beisammen haben will, was über den Martial geschrieben worden, so muß man außer der Ausgabe des Raderus noch die Pariser von 1617, bei Mich. Sonnius in Folio, und die Scriversche von 1619 in Duodez zu bekommen suchen, welche beide letztern die Anmerkungen von nahe zwanzig verschiednen Gelehrten enthalten. Es ist nur schade, daß wir das Beste, was in ihnen zerstreuet ist, nicht in einem vollständigern und beurteilendern Auszuge, als Farnabius und Schrevel davon gemacht haben, besitzen sollen, und daß kein Burmann oder Corte den ganzen Text des Dichters gegen gute Manuskripte neuerlich verglichen, als woran es ihm noch immer sehr nötig ist.

Sollte sich noch ein fleißiger Mann finden, der sich dieser Mühe zu unterziehen Lust hätte, so zeige ich ihm hiermit an, daß die fürstliche Bibliothek zu Wolfenbüttel vier Handschriften vom Martial besitzet, wovon drei auf Pergamen sind. Doch nur eine, die aber an vielen Stellen sehr verloschen, ist von etwas beträchtlicherm Alter; denn die andern beide sind aus der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts und scheinen entweder eine von der andern oder beide von einer und der nämlichen dritten abgeschrieben zu sein; so sehr stimmen sie in allen Stücken überein. Das eine dieser gleichlautenden Exemplare ist deswegen mit merkwürdig, weil es dem Antonius Panormita gehört hat, der es von seinem Freunde, dem Aurispa, geschenkt bekommen, wie am Ende desselben durch die Worte „Antoni Panhormitae liber: Aurispae donum“ angezeigt wird. Zum Schlusse des andern steht: „Scriptum Ferrariae per manus Theoderici Nicolai Werken de Abbenbroek. Anno domini nostri Jesu Christi 1446.“

Ich kann aber, die Wahrheit zu sagen, von allen diesen drei Handschriften auf Pergamen, sowie auch von der vierten auf Papier nicht viel Rühmens machen. Sie haben fast durchgängig die Lesarten des Domitius, und ganz eigene, welche Aufmerksamkeit verdienten, sind sehr dünne gesäet. Eine und die andere ist mir jedoch in die Augen gefallen, die ich ohne Bedenken in den Text aufnehmen würde. Z. E. in dem neununddreißigsten Epigramme des neunten Buchs, auf einen geschickten Balancierer (ventilator), welcher ein kleines rundes Schild in die Luft warf und es jedesmal mit verschiednen Teilen seines Körpers in der Balance wieder auffing. Von diesem sagt Martial in allen gedruckten Ausgaben:

Summa licet velox, Agathine, pericula ludas,
Non tamen efficies, ut tibi parma cadat.
Nolentem sequitur — — — — — — — —

Mir ist von jeher das „pericula ludas“ verdächtig vorgekommen. Denn „pericula ludere“ mag nun heißen sollen so viel als „cum periculo ludere“, oder so viel als „contemnere pericula et perinde ludere parma, ac si nullum esset casus periculum“, wie es uns die allzu gütigen Ausleger freistellen: so streitet doch das eine sowohl als das andere ganz mit dem Sinne des Dichters, welcher es durch einen eben so witzigen als dem Künstler schmeichelhaften Einfall verneinen will, daß viel Gefahr und Kunst bei dem Spiele sei, indem das Schild ihm wider Willen nachfolge, „nolentem sequitur“, und sonach mehr Kunst dazu gehören würde, ihm auszuweichen, es fallen zu lassen, als es zu fangen. Nun lesen drei von unsern Manuskripten anstatt „pericula ludas“ deutlich und klar „pericula laudes“, und ich bin völlig versichert, daß diese Lesart die richtigere und wahre ist. Ich verstehe das „pericula laudes“ nämlich so, daß dergleichen Künstler, wie sie es noch thun, mündlich die äußerste Schwierigkeit ihrer Kunststücke anzupreisen pflegten, und würde daher die ganze Stelle übersetzen: „Rühme nur, gewandter Agathin, wie viel Gefahrnis bei deiner Kunst sei! Es steht ja doch nicht in deiner Macht, das Schild fallen zu lassen; es verfolgt dich wider Willen“ u. s. w.

Auch besitzt die Bibliothek ein Exemplar der Gruterschen Ausgabe des Martials, zu welcher Salmasius einiges an den Rand geschrieben. Und ob Salmasius schon selbst das Beste davon hin und wieder in seinen Werken, besonders in den „Exercit. Plin.“ angewendt hat, woraus es hernach Schrevel in seine Ausgabe übergetragen, so dürfte doch wohl noch eine kleine gute Nachlese zu halten sein.

9.

Ich schließe diese Rhapsodie über den Martial mit einer litterarischen Anmerkung über ein paar Uebersetzer desselben, in Meinung, daß ich wohl jemanden ein vergebenes Nachschlagen damit ersparen könnte.

Martial hat das Glück gehabt, sogar in das Griechische übersetzt zu werden. Nicht zwar ganz, auch nicht von wirklichen Griechen, wenn es schon nur von den spätern wäre, dergleichen den Jul. Cäsar, den Eutropius, den Sittenlehrer Cato in ein Griechiches übertrugen, das nun freilich nicht das Griechische des Thucydides, des Xenophon, des Theognis ist; sondern die dem Martial diese Ehre erwiesen, waren Gelehrte des vorigen Jahrhunderts, die ihn aus einer erlernten Sprache in eine andere erlernte Sprache übersetzten. Will man eine dergleichen Arbeit mehr für eine Schulübung als für die anständige Beschäftigung eines wahren Dichters halten, so habe ich nichts dagegen. Aber es gibt Männer von sehr

berühmten Namen, die zu ihrer Zeit mit dergleichen Schulübungen sehr viel Aufsehens machten.

Der vornehmste derselben ist ohnstreitig Josef Scaliger. Im Bette, bei schlaflosen Nächten, ohne Licht und Bücher, wie er selbst sagt, übersetzte er vor Langeweile diejenigen Epigrammen, welche er auswendig wußte, und so entstand das griechische „Florilegium Martialis“, welches Is. Casaubonus zu Paris 1607 zuerst herausgab. Es enthält das dem Martial beigelegte eine Buch von Schauspielen ganz, das dreizehnte und vierzehnte Buch fast ganz und von den übrigen zwölf Büchern eine ziemliche Anzahl. Casaubonus rühmte die Zierlichkeit dieser Uebersetzung außer alle Maßen, und sie war ihm ein Werk, „quo ne Athenae ipsae magis Atticae“. Gleichwohl hat hundert Jahre nachher ein Mann, der sich lange nicht weder ein Scaliger noch ein Casaubonus dünkte, ausführlich gezeigt,*) daß sie voller Schnitzer wider die Quantität, voller Barbarismen und Solöcismen, voller andern Fehler sei, die zu entschuldigen dem Verfasser und dem Herausgeber hätte schwer fallen sollen. Und hierauf, denke ich, konnte jeder auch schon voraus schwören, der noch so wenig von der Sache verstand.

Da man diese Nachtgeburten des Scaligers der großen Pariser Ausgabe des Martials einverleibet hat, so habe ich lange in dem Wahne gestanden, daß sie allda weit vermehrter zu finden wären als irgendwo. Endlich habe ich entdeckt, daß diese vermeinte Vermehrung eine bloße Nachlässigkeit desjenigen ist, der benannte Ausgabe des Martials besorget hat. Denn was sich darin an griechischen Uebersetzungen mehr findet, als in dem „Florilegio“ stehet, das gehöret nicht dem Scaliger, sondern dem Fr. Morellus, dessen Namen man zum Unterschiede ein jedesmal beizufügen nicht hätte unterlassen sollen. Kaum daß noch Morellus in dem vorgesetzten allgemeinen Verzeichnisse der genutzten und eingeschalteten Ausleger genannt wird; in dem Werke selbst ist seiner nirgends gedacht, welches außer dem Antonio**) schon manchen mag befrembdet haben. Es hatte aber Morellus seine griechischen Uebersetzungen noch vor dem Scaliger gemacht und sie auf zwei einzeln Bogen in Quart, wie ich vermute um 1600, aus seiner eigenen Druckerei ausgehen lassen. Weil ich diese Bogen selbst, die eine große Seltenheit sind, vor mir habe, so will ich, weitern Irrtum zu verhindern, in der Note***) alle die Epigrammen angeben, die

*) Nämlich Monnoye, in seiner Ausgabe der *„Menagiana“*, T. I. pag. 325—336. Edit. de Paris.

**) *Bibl. Hisp. vet.*, l. c.

***) Es sind folgende: *Lib. Spect.* (1), (5), (8); *Ep.* Lib. I. (6), 10, 17, 48, 111, (112), 113; Lib. II. 3, 13, 15, 18, 19, 78; Lib. III. 10, 12, 21, 78, 88; Lib. IV. 9, 47; Lib. V. 41, 44, 54; Lib. VI. 48, 53, 87; Lib. VII. 42, 48, 56, 75; Lib. VIII. 1, 5, 19, 27, 29, 35, 49, 69, 74; Lib. IX. 11, 47, 63; Lib. X. 4, 43, 47, 54; Lib. XI. 18, 68, 69, 90, 104; Lib. XII. 10, 47; Lib. XIII. (59),

sie enthalten, und die aus ihnen unter dem Namen des Scaligers in gedachte Ausgabe des Martials gekommen sind.

In geringerer Anzahl haben der ältere Dousa, Emanuel Martinus, Menage und andere Martialische Epigrammen in das Griechische übersetzt.

Was die Uebersetzungen in neuere Sprachen anbelangt, so glaube ich, daß die französische die einzige ist, die eine ganz vollständige aufweisen kann. Und zwar eine doppelte, eine in Prosa und eine in Versen; und diese doppelte noch dazu von einem und eben demselben Manne. Doch da dieser Mann der Abt Marolles ist, so fällt alle Ursache weg, die Franzosen darum zu beneiden. Einzelne Stücke sind die Menge auch in alle andere Sprachen übersetzt worden, denen es nicht ganz an Poeten fehlet. Daß sich eine ziemliche Anzahl spanischer Uebersetzungen von einem Emanuel de Salinas in des Lorenzo Gracian „Arte de Ingenio“ finden, merke ich deswegen an, weil sie sich der Kenntnis sowohl des Antonio und Velasquez als, welches eben so sehr zu verwundern, unsers mit der spanischen Litteratur so genau bekannten Uebersetzers des letztern entzogen zu haben scheinen.

IV.

Priapeia.

Ist es wohl noch vergönnt, so wie es ehedem mehr als einem ernsthaften Manne vergönnt gewesen, zur kritischen Berichtigung dieser unsaubern Thorheiten einige Zeilen zu verlieren? Doch warum nicht? Da sind sie doch einmal, und besser ist überall besser. Kann sich hiernächst kein Arzt mit Schäden beschäftigen, ohne seine Einbildungskraft mit dem Orte oder den Ursachen derselben zu beflecken?

Ich habe ein paar Handschriften von ihnen überlaufen, in welchen ich verschiedene bessere Lesarten angetroffen, als in den gedruckten Ausgaben sämtlich zu finden. Ich denke, daß hier gerade der rechte Winkel ist, in welchen ich so etwas auf Notfall des Gebrauchs hinwerfen oder in Entstehung alles Gebrauchs — wegwerfen kann.

1. Die eine dieser Handschriften ist hier in der fürstlichen Bibliothek und führet den Titel: „Publii Virgilii Maronis de vita et moribus Lampsacenorum liber.“ Sie ist auf Papier und kann nur kurz vor Erfindung der Druckerei geschrieben sein.

---

(70), (78); Lib. XIV. 38. Die in Haken eingeschlossenen fehlen aber in der Ausgabe des Martials, weil es solche sind, die Scaliger gleichfalls übersetzt hatte, und man sich mit dessen einer Uebersetzung begnügen wollte. Nur I. 112 und XIII. 76 fehlen dennoch auch, ob sie schon Scaliger nicht übersetzt hatte.

So offenbar fehlerhaft sie an vielen Stellen ist, so hat sie doch wiederum andere, an welchen in ihr auf einmal ein Licht aufgehet, nach dem sich die Scioppii vergebens umgesehen. Eine Probe sei das fünfundsiebzigste Gedicht.

Priapus.

Obliquis, pathicae, quid me spectatis ocellis?
Non stat in inguinibus mentula tenta meis.
Quae tamen exanimis nunc est et inutile lignum,
Utilis haec, aram si dederitis, erit.

Es ist sonderbar, daß Priapus einen Altar verlangen sollte, und zu so einem Behufe: „aram si dederitis“. Ihm war um ganz andere Huldigungen zu thun. Scioppius glaubte daher, daß man „arae si dederitis“ dafür lesen müsse. „Ita lego,“ sagt er, „quia ex altera lectione bonum sensum eruere nequivi. Utilis erit, si eam in aram ustulandam dabitis. Sed nec hoc mihi satisfacit.“ Ja wohl taugt auch das nicht, oder vielmehr es taugt noch weniger. Ein einziger Buchstabe gibt dem Dinge eine andere Wendung. Man lese nämlich anstatt „aram“ „arram“ oder „arrham“, so wie das Manuskript will, und auf einmal ist Sinn und Witz wiederum da. Priapus nämlich will eben das sagen, was Martial der alten Phyllis sagte, dessen Epigramm an sie hier der beste Kommentar ist.*)

Blanditias nescis; dabo, dic, tibi millia centum
Et dabo Sentini jugera culta soli.
Accipe vina, domum, pueros, chrysendeta, mensas;
Nil opus est — — —

Aus eben diesem Manuskripte könnte ich auch ein ganzes noch ungedrucktes, zwar nur einzeiliges Epigramm „Ad quendam, quomodo debeat servire Priapo“ mitteilen, welches sich zwischen dem zweiunddreißigsten und dreiunddreißigsten befindet; doch was von dieser Art nicht schon bekannt ist, soll es durch mich gewiß nicht werden. Und dazu ist es so plump!

2. Die zweite Handschrift, mit der ich vor länger als zehn Jahren eine leere Stunde verdorben, ist unter den Rhedigerschen Manuskripten der Bibliothek des Gymnasii zu St. Elisabeth in Breslau. Auch diese lieset manche Zeile viel schmeidiger und dem Verstande gemäßer; wovon ich nur ein paar Beispiele geben will.

Carmen XV. Ad Priapum.

Qualibus Hippomenes rapuit Schoeneida pomis;
Qualibus Hesperidum nobilis hortus erat;
Qualia credibile est spatiantem rure paterno,
Nausicaam pleno saepe tulisse sinu;

*) Lib. XI. ep. 30.

Quale fuit malum, quod litera pinxit Aconti,
Qua lecta cupido pacta puella viro est:
Taliacunque puer dominus florentis agelli
Imposuit mensae, nude Priape, tuae.

Hier ist von sehr schönen Aepfeln die Rede, die mit den schönsten aus dem ganzen Fabelreiche verglichen werden. Wie schickt sich nun zu diesem das „taliacunque“, da cunque gemeiniglich etwas Verkleinerndes bei sich hat, wie Bentley über den Horaz anmerkt?*) Scioppius sahe sich daher auch gedrungen, in seinen Anmerkungen zu sagen: „το cunque παρελκει.“ Aber was ist so ein παρελκει anders als die gelehrtere Benennung eines Flickworts? welches wir uns hier ersparen können, wenn wir mit dem Rhedigerschen Manuskripte lesen wollen:

Talia quinque puer dominus florentis agelli etc.

Es waren solcher schönen Aepfel fünfe, die dem Priapus vorgesetzt wurden.

Carmen XX. Ad Priapum.

Copia me perdit: tu suffragare rogatus,
Indicio nec me prode, Priape, tuo.
Haec quaecunque tibi posui vernacula poma,
De sacra nulli dixeris esse via.

Gruter, welcher auf Veranlassung seines Freundes Melissus die „Priapeia“ dem Martial als das funfzehnte Buch beifügte, sagt in seinen Anmerkungen (die in der Ausgabe des Hadrianides nicht hätten fehlen sollen) über die dritte Zeile dieses Gedichts: „Magis arridet lectio marginalis, quamvis ei minime ancillentur mss. codd.: *Quaeque tibi posui tanquam vernacula poma.*“ Wenn es aber sonach nur noch der Beistimmung von Handschriften bedarf, diese bessere Randglosse in den Text aufzunehmen, so kann ich versichern, daß der Text sowohl des Rhedigerschen als Wolfenbüttelschen Manuskripts vollkommen so lieset. Es ist auch notwendig, daß man so lesen muß; denn „vernacula poma“ waren es ja wirklich nicht, sondern sollten es nur bedeuten.

3. Daß Fr. Lindenbruch den sogenannten Anhang des Virgils mit Jos. Scaligers und seinen Anmerkungen herausgegeben, ist bekannt. Aber das ist nicht bekannt, daß er eine zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe davon zum Drucke fast fertig gehabt, wovon das Exemplar, in welches er seine Verbesserungen und Vermehrungen eingetragen, in hiesiger Bibliothek befindlich. Auch er hat darin die „Priapeia“ mit einem Manuskripte verglichen und mancherlei Lesarten beigeschrieben, deren aber die meisten offenbare Schreibfehler sind; wenigstens ist keine einzige darunter, die ich mit meinen vertauschen möchte.

---

*) Ad. Lib. I. Od. VI.

Warum sonst spätere Herausgeber völlig ausgemachte Dinge nicht nutzen wollen, um uns den Text dieser Kleinigkeiten, die vollends des Lesens nicht wert sind, wenn man sich erst den Kopf darüber zerbrechen soll, so korrekt zu geben, als ihnen möglich war, daran kann nichts als Nachlässigkeit schuld sein. Wenn Scaliger z. E. bereits angemerkt hatte, daß das vierundzwanzigste Epigramm aus dem Griechischen des Leonidas in der Anthologie genommen sei, warum hat man dem ohngeachtet bisher unterlassen, die Interpunktion der zwei letzten Zeilen:

Fur habeas poenam, licet indignere, feramque
Propter olus, dicas, hoc ego, propter olus,

nach den griechischen Zeilen:

Ἀλλ' ὤς ἐντεταμαι, φωρ, ἐμβλεπε. τουτο δ' ἐρωτᾳς,
Των ὀλιγων λαχανων εἱνεκα; των ὀλιγων,

zu berichtigen? nach welchen sie notwendig so aussehen muß:

— — — — — — — — — — — feramque
Propter olus, dicas, hoc ego? Propter olus.

Und so hat sie auch Salmasius in seinem Exemplare des Gruterschen Martials wirklich beigeschrieben.

V.

Griechische Anthologie.

1.

Ich will hierunter sowohl das Werk des Planudes als des Kephalas verstanden wissen. Wenn das letztere eben dieselbe Anthologie ist, welche seit den Zeiten des Salmasius so oft unter dem Namen der ungedruckten angeführet und genutzet worden, so haben wir es dem Hrn. D. Reiske zu verdanken, daß sie dieses Beiworts zum größten Teil nicht weiter bedarf. Wenn ich aber hinzusetze, daß beide Anthologien diesem würdigen Gelehrten noch mehr zu verdanken haben möchten; daß es ihm gefallen möchte, uns auch seines scharfsinnigen Fleißes über die Planudische nicht zu berauben: so mag er bedenken, daß es Männer gibt, von denen man um so viel mehr fordert, je mehr sie gutwillig leisten. Ich wüßte wenigstens nicht, wodurch er seine so großen Verdienste um die gesamte griechische Litteratur stolzer krönen könnte als durch die Erfüllung dieses Wunsches. Und doch muß ich mich gegen ihn schämen, diesen Wunsch gethan zu haben, so lange sein patriotischer Eifer, der leider mehr als uneigennützig heißen muß, wahrlich nicht zur Ehre unserer Zeit und unsers Vaterlandes fortfährt, so wenig Unterstützung zu finden.

2.

Es ist aber, selbst nach der Bemerkung des Hrn. D. Reiske, so gewiß nicht, daß die Anthologie des Kephalas, welche er aus der Leipziger Abschrift herausgegeben, die von dem Heidelbergischen, nun Vatikanischen Manuskripte genommen worden, die einzige noch jetzt vorhandene ungedruckte Anthologie ist. Seine Vermutung von dem Barberinischen Codex, welchen Holstein und Allatius gebraucht, scheinet sehr gegründet zu sein,*) und welch ein Glück wäre es, wenn sich in diesem wenigstens nur die unverfälschte Anthologie des Agathias fände und mit der Zeit an das Licht käme! Schon aus ihr, wenn denn nun auch die ursprünglichen Sammlungen des Meleager und Philippus auf immer verloren wären, würden wir, denke ich, von dem epigrammatischen Genie der Griechen einen etwas andern Begriff bekommen, als wir uns jetzt davon zu machen vielleicht nur verleitet worden.

3.

Denn was stellet sich der größere Teil von Lesern, welcher die Anthologie nur vom Hörensagen und höchstens aus wenig Beispielen daraus kennet, überhaupt darunter vor? Was sonst als eine Sammlung eigentlicher Sinngedichte, ganz in der Manier, welche den Griechen zu ihren besten Zeiten eigen war? Und diese Manier, wofür hält er sie anders als für das klare platte Gegenteil der Manier des Martials, welche sich vornehmlich durch Witz und boshafte Ueberraschung empfiehlt? Gleichwohl geht von dieser Vorstellung, wenn man sie auch nur bei dem Planudes und Kephalas auf die Probe bringt, sehr vieles ab. Und wie viel mehr würde von ihr abgehen, wenn wir sie gar gegen jene ersten ursprünglichen Sammlungen oder auch nur, wie gesagt, gegen die erste noch erträgliche Verfälschung und Verstümmelung derselben halten könnten! In dieser, des Agathias nämlich, war ein eigener Abschnitt satirischer Sinngedichte, noch eines andern, welcher lediglich dem Lobe des Weines und der Schmauserei gewidmet war, nicht zu gedenken. Wenn diese aber nun in dem Kephalas gänzlich fehlen; wenn sich Kephalas, außer den verliebten Abschnitten, in welchen freilich mehr Empfindung als Witz sein mußte, nur auf die dedikatorischen und sepulkralischen, überhaupt nur auf die eigentlichen Aufschriften eingeschränkt, deren größtes Verdienst allerdings die Simplicität ist, deren Wirkung aber nicht aus dieser bloßen Simplicität, sondern zugleich aus dem sinnlichen Eindrucke entsprang, welchen das Denkmal machte: wie kann man ihn dem ohngeachtet zum allgemeinen Maßstabe annehmen, nach welchem es auszumessen, wie viel Witz die Griechen in allen verschiednen Gattungen des Epigramms geliebet und zu brauchen vergönnet haben?

---

*) *Praefat. ad. Anth. Const. Ceph.*, p. XIX.

4.

Es mag sich nun freilich wohl aus dem satirischen Abschnitte, welcher in dem Kephalas mangelt, verschiedenes in der Sammlung des Planudes finden. Allein was sich denn auch in dieser dahin Gehöriges findet, das ist von der Manier des Martials so weit lange nicht entfernt, als man sich einbildet. Ja, es sind nicht wenige Stücke darunter, die Martial selbst nicht geschraubter und spitzer hätte machen können und die, wenn man sie übersetzte, manchen vermeinten Kenner der griechischen Simplicität gewaltig irre führen würden. Ein Dutzend von dieser Art habe ich unter meine Sinngedichte gestreuet: aber ich will den sehen, welcher sie, ohne sie sonst zu kennen, von denen unterscheiden soll, die ich aus dem Martial nachgeahmt oder übersetzt habe. Es ist nur Thorheit, sich einzubilden, daß Witz nicht auch den Griechen sollte Witz gewesen sein, ihnen, die so gern lachten als irgend ein Volk in der Welt und bei denen sich mehr als ein Schriftsteller bemüht hatte, der Kunst, das Lachen zu erwecken, eine scientifische Form zu geben, wobei doch alles vornehmlich auf die Quellen der bei dem Martial so sehr verschrieenen Pointen hinauslaufen mußte.*) Man ist nicht zu fein, sondern zu stumpf geworden, wenn man an einer Gattung intellektueller Schönheit deswegen kein Vergnügen findet, weil sie nicht gerade die vornehmste und interessanteste ist. Alles ist gut, wenn es an seiner Stelle ist, aber von allen Arten des Geschmacks ist der einseitige der schlechteste. Man ist sicherlich weder gesund noch klug, wenn man seine Schöne nicht anders als in der Kleidung einer unschuldigen Schäferin lieben kann.

5.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich Martial sogar nach solchen griechischen Stücken gebildet hat, welche seinen so ähnlich sehen. Er kannte den Meleager; und warum sollte er nicht auch die Anthologie desselben gekannt haben, da er sich eines von des Meleagers eigenen Epigrammen, welches sich noch jetzt darin findet, ganz zu eigen gemacht? Nämlich die Grabschrift, welche Meleager einem Aesigenes setzte:**)

Παμμητορ γη χαιρε· συ τον παρος οὐ βαρυν εἰς σε
 Αἰσιγενην, καὐτη νυν ἐπεχοις ἀβαρης,

hat er fast wörtlich in den Schluß der Grabschrift auf seine kleine liebe Erotion übergetragen:***)

Mollia nec rigidus cespes tegat ossa, nec illi,
 Terra, gravis fueris; non fuit illa tibi.

---

*) *Cicero*, *De Orat.*, lib. II. cap. 63 et 71.
**) *Anth.*, lib. III. cap. 1.
***) Lib. V. ep. 35.

Indes muß ich, den eigentümlichen Reichtum des Martials nicht verdächtig zu machen, hier anmerken, daß dieses Exempel das einzige in der gesamten Anthologie ist, nach welchem es ganz und gar keinen Zweifel leidet, daß er sich dann und wann auch mit griechischen Einfällen beholfen. Denn so viel Aehnlichkeit auch mehrere von seinen Epigrammen mit dem oder jenem griechischen zu haben scheinen, so versteht es sich darum nicht gleich von selbst, daß eben er der Nachahmer gewesen. Ich muß von dem Alter des griechischen Verfassers sicher überzeugt sein, ehe ich das soll auf ihn kommen lassen. Denn offenbar ist es bei den meisten, daß nicht die Griechen von ihm, sondern er von den Griechen geplündert worden, als von welchen man zeigen kann, daß sie lange nach ihm gelebt haben.

So äußert sich zwischen dem Epigramm eines gewissen Myrinas:*)

Υ τετρακοσι' εστιν· εχεις δε συ τους ενιαυτους
Δις τοσσους τρυφερη πεντακορων' Ἑκαβη,
Σισυφου ὠ μαμμη και Δευκαλιωνος αδελφη.
Βαπτε δε τας λευκας, και λεγε πασι τατα,

und diesem vom Martial:**)

Mammas atque tatas habet Afra, sed ipsa tatarum
Dici et mammarum maxima mamma potest,

zwar allerdings eine große Verwandtschaft, und schwerlich dürfte das eine ohne Hilfe des andern sein gemacht worden. Denn beide verspotten sie eine eitle Närrin, die gern jünger scheinen möchte, als sie ist; nur daß das eine von ihr wirklich erzählt, was das andere ihr in dieser Absicht zu thun nur ratet. Aber welches ist hier das Original, und welches die Kopie? Das Alter des Myrinas ist ungewiß, und Herr D. Reiske gibt es selbst für nichts als eine Vermutung aus, daß dieser Myrinas der Rhetor L. Licinius Varro Murena sein könne.***)

Hingegen ist zwischen folgendem des Martials:†)

Lotus nobiscum est, hilaris coenavit, et idem
Inventus mane est mortuus Andragoras.
Tam subitae mortis caussam, Faustine, requiris?
In somnis medicum viderat Hermocratem,

und diesem des Lucillus:††)

Ἑρμογενη τον ἰατρον ἰδων Διοφαντος ἐν ὑπνοις,
Οὐκ ἐτ' ἀνηγερθη, και περιαμμα φερων,

*) *Anth.*, lib. II. cap. 9.
**) Lib. I. ep. 101.
***) *Notit. Poet. Anthol.*, p. 248.
†) Lib. VI. ep. 53.
††) *Anth.*, lib. II. cap. 22.

die Sache außer Streit, und Rader hätte nicht so unbedachtsam mit einem „e Graeco hoc est expressum“ das Original des Martials geradeweg zur Nachahmung erniedrigen sollen. Denn von dem Lucillus oder Lucillius, dem das griechische gehört, ist es ausgemacht, daß er geraume Zeit nach dem Martial gelebt.

Am ungernsten möchte ich dem Martial sein so bekanntes und noch immer so oft anzuwendendes:*)

Non de vi, neque caede, nec veneno,
Sed lis est mihi de tribus capellis.
Vicini queror has abesse furto.
Hoc judex sibi postulat probari:
Tu Cannas Mithridaticumque bellum
Et perjuria Punici furoris
Et Syllas Mariosque Mutiosque
Magna voce sonas manuque tota.
Jam dic, Postume, de tribus capellis,

streitig gemacht wissen. Gleichwohl schreibt Farnabius in seinen Anmerkungen: „vide Lucilli epigr. lib. 2. cap. 46. Anthol., unde hoc expressum.“ Das wäre mir ein schöner Commentator, der mich so ungeprüfter Sache hinter meinen Nachahmer setzte! Oder verlohnte es sich nicht der Mühe, so etwas genauer nachzusehen, was verlohnte sich denn der Mühe über den Martial anzumerken? Der Lucillius, den Farnabius hier zum Erfinder macht, ist der nämliche vorgedachte, von dem, wie gesagt, so viel gewiß ist, daß er später als Martial gelebt. Denn er hat unter andern auch ein Epigramm auf den Arzt Magnus gemacht.**) Nun möchte ich zwar unter diesem nicht, wie Fabricius gethan,***) den sogenannten Jatrosophisten verstehen, als wonach Lucillius bis in das vierte Jahrhundert herunterkommen würde. Wenn denn aber auch nur der Magnus aus dem zweiten Jahrhunderte gemeinet ist, welcher Leibarzt bei den Antoninen war, so bleibt doch immer derjenige Dichter, der ein Epigramm auf den Tod desselben machen können, wenigstens noch funfzig Jahre hinter dem Martial zurück. Die Nachahmung des Lucillius selbst ist nicht schlecht, sie hat sogar Eigenes genug, daß sie wohl auch ganz und gar nicht Nachahmung des Martials, sondern eines dritten Musters sein könnte; besonders wenn es wahr wäre, was dem Erasmus bedünkte, daß der Schluß derselben aus einem Sprichworte entlehnet sei,†) und nicht vielmehr das Sprichwort selbst seinen Ursprung daher hätte.

---

*) Lib. VI. ep. 19.
**) *Anth.*, lib. I. cap. 39.
***) *Bibl. Gr.*, Lib. III. cap. 28. p. 719.
†) *Adagior.* Chil. III. cent. I.

Hierüber aber, daß sich in einer alten griechischen Anthologie mehr Stücke finden sollen, welche aus dem Martial nachgeahmet worden, als solche, welche Martial daraus nachgeahmet, können sich nur diejenigen wundern, welche überhaupt die Verfasser derselben nicht recht kennen. Es finden sich darunter nicht nur sehr viel spätere Griechen, denen es üblich war, die lateinische Sprache zu lernen, sondern auch nicht wenig geborene Römer, die Griechisch genug gelernet zu haben glaubten, um ein Epigramm darin wagen zu dürfen.

6.

Auch ist, um sich von der gepriesenen Simplicität, selbst der ältesten und besten griechischen Epigrammen, keinen zu allgemeinen und übertriebenen Begriff zu machen, die Anmerkung des Batteux sehr richtig und dienlich, „daß wir öfters nur nicht alles wissen, was man wissen müßte, um richtig davon zu urteilen, und nichts von so geringen Umständen abhange als ein witziger Einfall.“

Es ist z. E. sehr möglich und sehr glaublich, daß in manchem griechischen Epigramme, in welchem wir nichts als die trockene kahle Anzeige eines historischen Umstandes zu sehen glauben, eine sehr feine Anspielung auf ganz etwas anders liegt und der historische Umstand selbst nichts weniger als nach den Worten zu verstehen ist. Ein Exempel wird meine Meinung deutlicher machen.

Es ist bekannt, was Plinius und Valerius Maximus, die ihre Nachricht ohnstreitig aus den zuverlässigsten Quellen werden genommen haben, sehr einstimmig von dem Tode des Sophokles melden, nämlich daß die Freude ihn um das Leben gebracht habe, als er bei einem tragischen Wettstreite mit genauer Not endlich den Sieg davongetragen: „Sophocles ultimae jam senectutis, cum in certamine tragoediam dixisset, ancipiti sententiarum eventu diu solicitus, aliquando tamen una sententia victor, causam mortis gaudium habuit.“ *) Nun vergleiche man hiermit das Epigramm des jüngern Simonides auf den Tod dieses Dichters:**)

Ἐσβεσθης γηραιε Σοφοκλεες, ἀνθος ἀοιδων,
Οἰνωπον Βακχου βοτρυν ἐρεπτομενος.

Nach diesem soll Sophokles an einer Weintraube erstickt sein. Zwei sehr verschiedene Todesarten dem ersten Ansehen nach. Vor Freuden sterben und an einer Beere den Tod finden, davon scheinet eines dem andern ziemlich zu widersprechen; daher uns denn auch die Lebensbeschreiber des Sophokles recht gern die Wahl lassen, ob wir lieber dieses oder jenes glauben wollen. Wie wäre es gleichwohl,

---

*) *Val. Max.*, lib. IX. c. 12; *Plinius Nat. Hist.*, lib. VII. cap. 53.
**) *Anth.*, lib. III. cap. 25.

wenn im Grunde keine Wahl hier stattfände? wenn Simonides, richtig verstanden, gerade eben das sagte, was Plinius und Valerius versichern? wenn er als ein Dichter nur unter einem schicklichen und schönen Bilde hätte sagen wollen, was diese als Geschichtschreiber ohne Bild sagen müssen? Denn man erinnere sich nur, unter wessen besonderm Schutze das Theater und alles, was zu dem Theater gehörte, stand. Eben der Gott, welcher die Menschen den Wein gelehret hatte, galt dafür, daß er sie auch durch die wilden und groben Freuden der Weinlese zu den feinern und menschlichen Freuden des Drama geleitet habe. Von ihm hießen Dichter und Spieler Dionysische Künstler, und wenn es vergönnt war, das eine seiner Geschenke für das andere zu setzen, so konnte gar wohl der Sieg, den er einem Dichter oder Spieler verlieh, eine süße Traube heißen, womit er diesen Liebling belohnen wollen. War nun aber die Freude über die Nachricht von einem solchen Siege dem Sieger tödlich, wie konnte dieses in der poetischen Sprache mit Fortsetzung der nämlichen Metapher anders lauten, als daß er an einer Beere dieser süßen Traube leider erstickt sei?

Eine dergleichen Auslegung, weiß man wohl, kann auf keine strenge Art erwiesen werden, sondern der Leser, bei dem sie Glück machen soll, muß ihr mit seinem eigenen Gefühle zu Hilfe kommen.

Wer indes ihr seinen Beifall nur darum versagen wollte, weil noch andere alte Schriftsteller eben das von dem Tode des Sophokles berichten, was das Epigramm des Simonides den Worten nach zu sagen scheinet, der thäte sehr unrecht. Denn alle diese andern Schriftsteller sind jünger als Simonides und haben den poetischen Ausdruck desselben entweder in seinem Geiste nachgebraucht oder wider seinen Geist verstanden. Jenes kann Sotades gethan haben, dieses hingegen ist von dem kläglichen Zusammenschreiber der „Μακροβίων“ sehr glaublich, welches Lucian unmöglich kann gewesen sein. Es ist nicht jedem Auge gegeben, die Hülle zu durchschauen, in welche der Dichter eine Wahrheit zu kleiden für gut findet, aber wenn eine dergleichen Hülle einmal für den Körper selbst gehalten worden, so ist ganz begreiflich, wie sich mehrere hintergehen lassen und der Betrug endlich dahin gedeihen kann, daß er schwerlich mehr zu widerlegen stehet.

7.

Freilich dürfte bei dem allen dieses Exempel sehr einzig in seiner Art scheinen. Ich füge also ein zweites bei, welches diesen Anstoß nicht haben wird, ohne darum weniger merkwürdig zu sein.

Vorgedachter Lucillius hat an einen Demostratus, der sich einem schlechten Augenarzte unter die Hände begab, folgendes gerichtet:*)

---

*) *Anth.*, lib. II. cap. 22.

Πριν σ' ἐναλειψασθαι Δημοστρατε, χαιρ' ἱερον φως,
Εἰπε ταλαν· οὑτως εὐκοπος ἐστι Διων.
Οὐ μονον ἐξετυφλωσεν ὀλυμπικον, ἀλλα δι' αὐτου
Εἰκονος ἡς εἰχεν τα βλεφαρ' ἐξεβαλεν.

Der Dichter gibt in diesen Zeilen dem Kranken den Rat, ehe er die Salbe des Dion brauche, immer im voraus von dem lieben Tageslichte Abschied zu nehmen. Denn, sagt er, dieser Dion ist seiner Sache so gewiß, daß er einen andern Patienten, welches ein Olympischer Sieger war, nicht allein selbst stockblind gemacht, sondern auch die Bildsäule desselben zugleich mit um ihre Augen gebracht hat.

Die Bildsäule zugleich mit um ihre Augen gebracht! das ist ja wohl eine sehr frostige Uebertreibung. Hat denn eine Bildsäule Augen, mit welchen sie wirklich sieht? Kann ein unglücklicher Quacksalber sie blinder machen, als sie wirklich ist? Oder, wenn nur die nachgebildeten toten Augen zu verstehen sind, wie hat er die Bildsäule um diese gebracht? Wirkte die schädliche Salbe durch Sympathie? Oder schlug er ihr, brach er ihr die Augen mit Gewalt aus? Dieses zwar sagen die Worte, wenn man sie genau nimmt. Aber warum sollte Dion diese verwüstet haben? Wenn man schon zur Verhöhnung eines elenden Augenarztes sagen kann, daß er der geschworene Feind aller gesunden Augen sei, darf man darunter auch Augen verstehen, die ohnedem so sind, als ob sie aus seinen Händen gekommen wären? Eben so sinnreich würde man ja wohl alsdenn auch sagen dürfen, daß er allen Augen so feind sei, daß er selbst die Augen an den treibenden Bäumen zu zerquetschen Vergnügen finde?

Man sieht sich vergebens bei den Auslegern nach etwas um, wodurch dieser schale Witz Geist und Schärfe bekommen könnte. Sie übersetzen die Worte sehr treulich, aber wem es von ihnen eingefallen, eine Umschreibung oder Erklärung hinzuzuthun, der macht uns sicherlich verwirrter damit, als wir waren. So sagt z. E. Opsopöus: „Non solum excaecavit Olympicum, sed propter imaginem, quam habebat, etiam palpebras ejus ejecit." Man sieht wohl, daß er durch „propter imaginem" das „δι' εἰκονος" ausdrücken wollen. Aber was soll es heißen? Beneidete der Arzt seinen Patienten wegen der Ehre, sich im Bilde aufgestellt zu sehen? und war es Neid, warum er diesem Bilde die Augen ausschlug? Das wäre noch der einzige Verstand, den das „propter imaginem" haben könnte, aber es wäre auch gerade der, welcher am meisten mit der Absicht des Ganzen stritte. — Etwas erträglicher lautet das griechische Scholion, das sich bei diesem Epigramme findet; denn es sagt doch wenigstens keine Ungereimtheit: „τυφλου γαρ ὀντος αὐτου ἐνδεχεται και την εἰκονα τυφλην εἰναι." Der Scholiast meinet nämlich, der Dichter habe weiter nichts sagen wollen als dieses: „Da der Sieger blind geworden, so habe auch die Bildsäule

nicht anders als blind sein können." Hiermit, könnte man sagen, bezog sich der Scholiast auf das Ikonische der Statuen, welche die Olympischen Sieger erhielten, auf das Gesetz der Hellanodiken, nach welchem eine Art dieser Statuen nicht idealisch, sondern nach der besten und strengsten Aehnlichkeit gearbeitet sein mußte.*) Aber es ist sehr zu zweifeln, ob dieser gelehrtere Umstand dem Scholiasten bekannt war; und wenn er ihm bekannt war, wenn er wirklich darauf gezielet, so hat er offenbar eine ganz falsche Anwendung davon gemacht. Denn erstlich galt das Gesetz von Beobachtung der möglichsten Aehnlichkeit nur bei dem dreimaligen Sieger, für welchen man den in der Aufschrift ohne Beweis annehmen müßte, und zweitens mußte sich ja wohl diese Aehnlichkeit auf den Zustand, in welchem er siegte, beziehen, und nicht auf einen nachherigen, in welchen er durch Unglücksfälle geriet. Endlich, was wäre denn auch bei dieser Auslegung der ganze Einfall? Wo läge denn nun das größere Verbrechen des Arztes? Und wie könnte ihm eine natürliche notwendige Folge als ein zweiter, freiwilliger Frevel angerechnet werden?

Kurz, der wahre, einzige Aufschluß dieses Epigramms ist aus einer Bemerkung an den alten Bildsäulen herzuleiten, welche man bei den alten Schriftstellern zwar von weitem angedeutet findet, die aber nur erst von den neuesten Altertumsforschern, aus wirklich noch vorhandenen Stücken dieser Art, in ihr völliges Licht gesetzet worden.**) Da nämlich die Bildhauerei nur das eigentlich Körperliche, nur das, was durch Vertiefung und Erhöhung auf der Fläche sichtbar ist, ausdrücken soll, so kann sie von dem menschlichen Auge weit weniger nachahmen als die Malerei. Der ganze Augapfel, auf welchem diese so vieles zu unterscheiden findet, ist für sie weiter nichts als eine ründliche ebene Fläche. Weil nun aber hierdurch ein großer Teil des Lebens für sie verloren gehen würde, so haben es schon sehr alte Meister gewagt, durch einen Schritt über die Grenzen ihrer Kunst die Malerei hier wiederum einzuholen. Sie machten nämlich den Augapfel entweder aus einem weißern, glänzendern Marmor, als die Bildsäule selbst war, oder überzogen den Augapfel mit einem dünnen Silberbleche, welches die weiße Hornhaut vorstellte, in der Mitte aber ausgeschnitten war, um einen Stein zu fassen, der die Farbe der Iris nachahmte und in dessen Mittelpunkte wiederum ein Edelstein befestiget war, welcher den Stern bildete.

Nun nehme man an, daß die Augen der Bildsäule, von welcher in unserm Epigramme die Rede ist, von solcher Beschaffenheit gewesen, und erinnere sich zugleich eines anderweitigen Vorwurfs, welcher den alten Aerzten sehr oft gemacht wurde: und ich meine, wir verstehen den Dichter nunmehr so, wie wir ihn verstehen sollen.

---

*) *Plinius H. N.*, lib. XXXIV. sect. 9.
**) Winckelmanns Anmerkungen über s. „Geschichte der Kunst", S. 81.

Es war aber, was man den alten Aerzten, außer ihrer Unwissenheit und Vermessenheit, sonst vorwarf, nichts Geringeres als dieses, daß sie nicht immer reine Hände behielten und aus den Häusern ihrer Kranken gern etwas mitgehen hießen. Dieses Schlages war jener Arzt in der Aesopischen Fabel, dem eine alte Frau, die er wirklich an schlimmen Augen kurieret hatte, gleichwohl den bedungenen Lohn unter dem zweideutigen Vorwande nicht zahlen wollte, weil sie unmöglich glauben könne, daß ihre Augen völlig hergestellet wären, mit welchen sie verschiedene Dinge in ihrem Hause nicht mehr sähe, die sie vor den Besuchen des Arztes doch zuverlässig darin gesehen habe.*) Dieses Schlages war jener Herodes, von welchem Martial erzählet:**)

Clinicus Herodes trullam subduxerat aegro:
Deprensus dixit: Stulte, quid ergo bibis?

Dieses Schlages war ein ungenannter Arzt, von welchem es in der Anthologie heißt:***)

Φαρμακιζησι ῥοδων λεπραν και χοιραδας αἰρει,
Τἀλλα δε παντ᾽ αἰρει και διχα φαρμακιων.

Und, mit einem Worte, eben dieses Schlages war unser Dion. Dergleichen eingesetzte Augen, als ich gesagt habe, waren Dinge von Wert, und diese brach Dion der Bildsäule seines Kranken bei einer guten Gelegenheit aus. Das ist der eigentliche zweite Vorwurf, den ihm der Dichter macht, und der ganze epigrammatische Witz liegt in der Aehnlichkeit, welche dieser zwischen der That, deren sich Dion als Dieb schuldig machte, und der That, die er als ein ungeschickter Arzt verübte, zu finden wußte.

8.

Außer ihrem poetischen Werte hat die griechische Anthologie noch einen andern, der, wenigstens in den Augen des Gelehrten, jenem bei weitem den Vorzug streitig macht. Sie enthält einen Schatz von Nachrichten und Erläuterungen, die sonst nirgends zu finden und auch lange nicht so verbraucht sind, daß nicht noch itzt hundert Dinge, die man entweder gar nicht oder nicht hinlänglich versteht, ein ganz neues Licht daraus erhalten könnten. Ich begnüge mich, hiervon nur ein einziges Beispiel anzuführen.

Wer kennt nicht das Gedicht des jüngern Musäus? und wer weiß nicht, wie viel Gelehrte sich mit Aufklärung der geringsten Schwierigkeiten desselben beschäftiget haben? Was haben nicht Daniel Pareus und Kromayer alles darüber zusammengetragen? Und gleichwohl, darf ich behaupten, ist ein sehr wesent-

*) Fab. 21.
**) Lib. IX. ep. 98.
***) Lib. II. cap. 22. ep. 18.

licher Umstand, der durch das ganze Gedicht herrschet, von ihnen allen völlig unerörtert geblieben. Ich meine den Umstand des Orts, an welchem eigentlich der interessanteste Teil der Geschichte vorgeht. Es heißt nämlich, daß Hero, die Heldin des Gedichts, fern von ihren Eltern am Meere in einem hohen Turme gewohnt habe.*)

Πυργον ἀπο προγονων παρα γειτονι ναιε θαλασσῃ.

Wie kömmt es, daß man uns so gar nichts von diesem Turme sagt? Ich kann nicht glauben, daß schlechterdings kein Ausleger gewußt, was es mit diesem Turme für eine Bewandtnis gehabt. Aber wer es von ihnen gewußt hat, der hat wenigstens sehr unrecht gethan, seine Leser für eben so gelehrt als sich selbst zu halten. Denn wahrlich versteht sich die Sache nicht von selbst. Hero war Priesterin der Venus zu Sestos; der Tempel dieser Göttin, an welchem sie stand, lag in der Stadt; in diesem Tempel in der Stadt ward das Fest gefeiert, bei dem sie Leander zuerst erblickte: wie nun, daß sie gleichwohl nicht in diesem Tempel in der Stadt, sondern außer der Stadt, am Meere, in einem Turme wohnte? Was war das für ein Turm? und was waren ihre Verrichtungen in diesem Turme?

Ich bekenne, daß ich mir selbst auf diese Fragen, über die, wie gesagt, in allem, was Noten über den Musäus heißt, ein tiefes Stillschweigen beobachtet wird, lange nicht zu antworten gewußt habe, bis ich endlich auf zwei Epigrammen in der Anthologie traf, die mir völlige Befriedigung darüber gewährten.

In beiden erscheinet Venus als die Beherrscherin des Meeres; in beiden wird eines Hauses und einer Stätte gedacht, welche der Göttin an dem Ufer geheiliget waren. Allem Ansehen nach war also auch die Venus, die zu Sestos ihren Tempel hatte, eine Venus Pontias, oder Euplöa, oder was sie sonst für einen Namen in jener Würde führte, und der Turm, welchen ihre Priesterin bewohnte, war gleichsam eine zu jenem Tempel gehörige Kapelle, die außer der Stadt an dem Ufer zu mehrerer Bequemlichkeit der Schiffer und Reisenden erbauet war.

Das erste dieser Epigrammen gehört einem Antipater und lautet so:

Λιτος μοι δομος οὑτος (ἐπει παρα κυματι πηγῳ
  Ἱδρυμαι, νοτερης δεσποτις ἠϊονος),
Ἀλλα φιλος· ποντῳ γαρ ἐπι πλατυ δειμαινοντι
  Χαιρω, και ναυταις εἱς ἐμε σωζομενοις.
Ἱλασκευ την Κυπριν. ἐγω δε σοι ἠ ἐν ἐρωτι
  Οὐριος, ἠ χαροπῳ πνευσομαι ἐν πελαγει.

„Gering ist dies mein Haus, mir, der schäumenden Wogen Gebieterin, hier am feuchten Ufer errichtet; und doch ist es mir lieb.

*) V. 32.

Denn ich freue mich, wenn weit und breit das Meer vor mir erschrickt und der Schiffer mir seine Rettung danket. Versöhnet Kypris! Ich bin es, die in der Liebe, ich bin es, die auf der stürmenden See mit günstigem Winde beglücket." — Was Antipater δομος nennet, heißt bei dem Musäus πυργος, und es ist natürlich, daß ein Gebäude am Ufer, welches weit in die See sehen und vor Ueberschwemmung gesichert sein sollen, die Höhe und Form eines Turmes werde gehabt haben. So ist es auf den Münzen und geschnittenen Steinen, auf welchen die Geschichte des Leanders abgebildet zu sehen, auch wirklich ein Turm, von welchem ihm Hero mit brennender Fackel entgegenleuchtet.

Das andere Epigramm, welches einer Anyte zugeschrieben wird, ist noch merkwürdiger, indem aus ihm zugleich die eigentliche Verrichtung erhellet, welche einer Priesterin der Venus in einem dergleichen Turme obgelegen.

Κυπριδος οὗτος ὁ χωρος, ἐπει φιλον ἔπλετο τηνᾳ
Αἰεν ἀπ' ἠπειρου λαμπρον ὁρᾳν πελαγος,
Ὄφρα φιλον ναυτῃσι τελῃ πλοον, ἀμφι δε ποντος
Δειμαινῃ, λαμπρον δερκομενος ξοανον.

„Der Kypris ist diese Stätte! Ihr gefällt, vom festen Gestade immer auf ruhige glänzende Fluten zu blicken, dem Schiffer zur glücklichen Fahrt. Ihr strahlendes Bild erscheinet: die Wogen erschrecken und fallen." Aus den letzten Worten ist sicher zu schließen, daß bei entstehenden Stürmen das Bildnis der Venus zu oberst auf dem Turme ausgestellet worden, um das tobende Meer durch Erblickung seiner Beherrscherin zu besänftigen. Diese Ausstellung war denn also das Geschäfte der Priesterin, und ich irre mich sehr, wenn nicht hieraus auch der streitige Verstand einer besondern Stelle des Musäus außer allem Zweifel gesetzt wird. Musäus nämlich nennet die Leuchte, welche Hero dem verliebten Schwimmer zum Ziele steckte, ἐρωτος ἀγαλμα:*) und die Ausleger sind äußerst uneinig, wie dieses ἀγαλμα hier zu übersetzen; ob durch simulacrum, oder signum, oder forma, oder indicium, oder solatium. Ich glaube aber, ἀγαλμα soll das ξοανον der Anyte ausdrücken; denn beides bedeutet eine Bildsäule, und der Dichter hat gar wohl die ausgesteckte Fackel, mit Anspielung auf die Ausstellung der wirklichen Bildsäule der Göttin der Liebe, ein Bild der Liebe nennen können. Folglich wäre die erste Uebersetzung durch simulacrum die richtigere; oder wenn man ja signum dafür brauchen wollte, so müßte es doch nur in dem Verstande geschehen, in welchem dieses Wort nicht für ein Zeichen überhaupt, sondern für eine Art von simulacris genommen wird, und das Beiwort laetabile, welches Kromayer dabei für nötig erachtet, wäre eben so überflüssig als falsch.

Auf welchen von solchen Ufertempeln der Venus das eine oder

*) V. 8.

das andere dieser Epigrammen eigentlich gehe, ist nicht zu bestimmen. Es gab deren an den Küsten von Griechenland und den Inseln des Aegeischen Meeres mehr als einen, wie aus verschiedenen Stellen des Pausanias zu ersehen.

9.

Nicht minder reich an dergleichen sonst nirgends vorkommenden Nachrichten und Erläuterungen ist die Anthologie des Kephalas. Eine einzige dieser Art, was für grundgelehrten und wundersinnreichen Mutmaßungen kann sie nicht auf einmal den Garaus spielen. Z. E.

Wer war wohl der Glykon, dessen in den bekannten Zeilen des Horaz,*)

Non possis oculo quantum contendere Lynceus,
Non tamen idcirco contemnas lippus inungi:
Nec, quia desperes invicti membra Glyconis,
Nodosa corpus nolis prohibere chiragra —

gedacht wird? Allem Ansehen nach ein berühmter Athlete zu den Zeiten des Dichters. Mehr ergibt sich von ihm aus der Stelle selbst nicht; aber wie wenig ist das für einen Ausleger, der Gelehrsamkeit zeigen soll! Heinsius erinnerte sich, bei dem Laertius gelesen zu haben, daß der peripatetische Philosoph Lykon, das dritte Haupt dieser Schule nach dem Aristoteles, ein vorzüglich guter Ringer gewesen sei. Weil nun dieser Lykon wegen seiner süßen Beredsamkeit auch wohl Glykon genennet worden, so entschied Heinsius, daß Horaz keinen andern als ihn gemeinet habe. Es ist sonderbar, auf diese Weise einen Philosophen, der zum Vergnügen und der Gesundheit wegen die Gymnastik übet, in einen Ringer von Profession zu verwandeln. Und doch ist diese Meinung des Heinsius noch lange so abenteuerlich nicht als eine andere, welche Spence uns gern eingeredet hätte. Weil nämlich der Farnesische Herkules, eine der berühmtesten Bildsäulen, die aus dem Altertume übrig geblieben, nach Aussage der Aufschrift von einem Künstler Namens Glykon gearbeitet worden, so urteilte Spence, der so gern Anspielungen auf Kunstwerke in den alten Dichtern fand, daß eben diese Bildsäule schon zu den Zeiten des Horaz vorhanden und berühmt gewesen und daß sie es sei, welche der Dichter unter dem Namen ihres Meisters wolle verstanden wissen.**) Er machte also aus einem Ringer einen Gott, aus einem Menschen einen Stein.

---

*) Lib. I. epist. I. v. 28.

**) The inscription on the basis of the Farnese Hercules tells us, it was made by an artist called Glycon. As we now call it, the Farnese Hercules, for distinction; they might very well of old have called it, the Hercules Glyconis, for the same reason. Such distinctions were more necessary then, than now; because they had a much greater number of statues in Rome of old. If they did usually call this figure, the Hercules

Es würde Mühe kosten, einem Heinsius und Spence die innere Ungereimtheit ihrer Meinungen so deutlich zu zeigen, daß sie selbst davon abstehen zu müssen glaubten. Ein Glück also, daß uns ein altes Epigramm in der Anthologie des Kephalas dieser Mühe überhebt, in welchem wir einen Athleten Glykon aus den Zeiten des Horaz kennen lernen, der zuverlässig kein anderer gewesen als der, welchen Horaz selbst zum Beispiele angezogen.*) Es lautet so:

Γλυκων, το Περγαμηνον Ἀσιδι κλεος,
Ὁ παμμαχων κεραυνος, ὁ πλατυς ποδας,
Ὁ καινος Ἀτλας, αἵ τ' ἀνικητοι χερες,
Ἐρρον· τοιονδε προσθεν οὐτ' ἐν Ἰταλοις,
Οὐθ' Ἑλλαδι το πρωτον, οὐτ' ἐν Ἐσιδι
Ὁ παντα νικων Ἀΐδης ἀνετραπεν.

Ich sage, daß der Glykon, auf dessen Tod dieses Epigramm gemacht worden, ein Zeitverwandter des Horaz gewesen. Denn obschon der Verfasser desselben nicht völlig gewiß ist, indem es einige einem Antipater, andere einem Philippus zuschreiben, so haben doch beide, wenn man unter erstern den Thessalonier verstehet, zu den Zeiten des Augustus gelebt. Das Beiwort des Unüberwundenen, welches sowohl Horaz als der griechische Dichter diesem Glykon gibt, scheinet die Sache vollends außer Streit zu setzen.

Glyconis, in Horace's time; he might very well call it, the Glycon, in verse. —

If this may be allowed to have been the case, the intent and true meaning of the passage from him, will be as follows. „You can never come to see sharply as Lynceus; would you therefore suffer your eyes to get out? You can never acquire the strength and firmness of Hercules; would you therefore suffer your body to run to ruin, and to be crippled with diseases.“

I should the rather take this to be the case, because it seems more worthy of so good a writer, in two instances so closely united, to have taken them both from the ancient mythology; than to take one from that, and the other from a (supposed) gladiator of his own time.

The epithet of *invictus* too, would have a particular propriety, if applied to the Farnese Hercules. For that figure represents him as having just finished the last labour enjoined to him by the order of Juno; that is, just when she had given up her pursuit of him, as a person not to be conquered by any difficulties. (*Polymetis*, *Dial. IX. p. 115. n. 10.*)

*) *Anth. Ceph.*, carmen 785. Edit. Reisk. p. 168.

Anmerkungen über den Aesopus.

Fab. IV.

Der Fuchs und der Bock.

Im Griechischen wird diese Fabel auf zweierlei Art erzählt. Das eine Mal nämlich springt der Fuchs nicht mit in den Brunnen hinab, sondern kommt nur dazu, als der Bock sich vergebens herauszukommen bemüht. Und so ist die Fabel einfacher und besser. Der Umstand zwar, daß der Fuchs über die Hörner des Bocks herausspringt, ist sinnreich, allein er macht den Fuchs einer gleichen Unvorsichtigkeit schuldig. Denn wußte es auch der Fuchs schon ganz gewiß, daß der Bock so dumm sein und sich dazu bequemen würde?

Fab. VIII.

Der Fuchs und der Dornstrauch.

Der Fuchs war auf einen Zaun gesprungen, und als er darauf ausglitt, daß er fast herabgefallen wäre (ὀλισθέω heißt in den Wörterbüchern labor, cado, es muß aber *ausgleiten* heißen, weil ὀλισθος nicht allein lapsus, sondern auch lubricitas heißt), hielt er sich an einen Dornstrauch fest. Als er nun von den Stacheln desselben schmerzlich verwundet wurde, sprach er zu *ihm* u. s. f. — Hier sollte sich die Fabel enden, und die Moral sollte die sein, welche in folgender Sentenz des *Publ. Syrus* enthalten ist:

Quam miserum auxilium est, ubi nocet, quod sustinet!

Und wie der lateinische Uebersetzer die ersten Worte: Ἀλωπηξ φραγμον ἀναβαινουσα, durch Insiluerat forte in spinosas vepres vulpecula habe geben können, begreif' ich nicht.

Fab. IX.

Diese Fabel ist nach der lateinischen Uebersetzung durchaus unverständlich, und auch dem Originale selbst sind gewisse Erläuterungen aus der Gymnastik der Alten durchaus notwendig.

Fab. X.

Die Moral der lateinischen Uebersetzung ist ganz anders als die Moral des Originals und trifft den Zweck der Fabel gar nicht.

Fab. XI.

Der Fuchs und die Larve.

Warum hat der lateinische Uebersetzer aus dem Zimmer eines Schauspielers die Werkstatt eines Bildhauers gemacht?

Fab. XIII.

Die Fischer.

Ἀποτυχια heißt nicht sowohl ein Unglück als das Ausbleiben eines gehofften Glücks, eine fehlgeschlagene Hoffnung.

Fab. XVI.

Der Arglistige.

Von dieser Fabel verlohnt es sich der Mühe, eine philosophischere Auflösung zu geben. Was sollte Apollo im Ernste antworten? War es ihm möglich, eine eintreffende Antwort darauf zu geben? Ja, aber nicht mündlich, sondern schriftlich, so, daß der Versucher sie nicht eher wußte, ehe er, was er thun wollte, that. Denn die Antwort selbst mußte auf seinen Entschluß keinen Einfluß haben.

Fab. XXIV.

Die Frau und die Henne.

Aus dieser simpeln und schönen Fabel scheinen die Neuern die alberne Fabel von der Henne gemacht zu haben, welche ein goldnes Ei legte. Die Moral ist bei beiden eben dieselbe. Wozu also der unnatürliche Umstand eines goldnen Eies? — Unterdessen ist diese Fabel von dem goldenen Eie nicht so ganz neu.

Fab. XLII.

Die Fledermaus, der Dornstrauch und der Taucher.

Diese Fabel scheint bloß gemacht zu sein, um die natürlichen Eigenschaften der drei Dinge zu erklären. Sie gehört daher nicht mit Recht zu den Aesopischen.

Fab. XLIV.

Der Holzhauer und Merkur.

In des Apostolius Erzählung dieser Fabel (Adagior. p. 291) gefällt mir dieses, daß der Gott des Flusses selbst die Aexte herauslangt, und nicht Merkur, und auch dieses, daß er ihm zuerst eine silberne und hernach eine goldne weist, welches beim Planudes umgekehrt ist.

Fab. XLVI.

Der Vogelsteller und die Lerche.

Diese Fabel kann ein Beispiel sein, daß man die Moral aus der Handlung der Fabel und nicht aus den Reden der aufgeführten

Personen ziehen müsse. — Auch muß die Handlung nicht anders verstanden werden, als sie wirklich ist. Diesen Fehler hat die 78ste und 126ste Fabel.

Fab. XLVII.

Der Wanderer.

Ist nicht sowohl eine Fabel als ein bloßes Bild.

Fab. LII.

Die Wespen und die Rebhühner.

Das ἐπαγγελλομενοι ist ganz falsch übersetzt durch promittentes. Ἐπαγγελλομαι heißt significo me velle, significo, quod mihi opus sit. In der 126sten Fabel heißt es zwar offenbar versprechen.

Fab. XC.

Merkur und der Bildermacher.

Das übel verstandne Wort ἀγαλματοποιος, welches der lateinische Uebersetzer durch statuarius gibt, macht die ganze Fabel sinnlos. Denn wenn es ein Bildhauer heißt, wie könnte eine Merkurssäule wohlfeiler sein als eine Bildsäule Jupiters? Der Künstler läßt sich ja nicht den Gegenstand, den er ausdrückt, sondern seine Mühe bezahlen. Ἀγαλμα muß daher keine Bildsäule, sondern eine Art von Amuletten bedeuten, auf welchen Gottheiten ausgedrückt waren.

In den Worten: πολυν αὐτου παρα τοις ἀνθρωποις εἶναι τον λογον, scheint mir vor αὐτου περι ausgelassen zu sein und der Sinn dieser, daß man unter den Menschen viel von ihm rede, viel nach ihm frage. Denn daß λογος so viel als Wert, Ansehen heißen könne, davon finde ich kein Beispiel.

Fab. XCI.

Merkur und Tiresias.

Ich möchte wohl wissen, wie die Ausleger diese Fabel mit der 98sten und 99sten verglichen, wo von der κορωνη ausdrücklich gesagt wird: οἰωνισμον οὐκ ἐχει. Wer diese Schwierigkeit nicht aufzulösen weiß, versteht die ganze Fabel nicht.

Sie muß aber so aufgelöst werden, daß Tiresias den Merkur eben daran erkannte, daß er ihm schon zum zweitenmal einen unrechten Vogel nannte, aus dem nichts zu schließen war.

Aelian sagt (L. III. c. IX.): qui sedes avium et volatus observant, cornicem, si sola apparuerit, captantibus auguria inauspicatam esse dicunt.

Fab. CIII.

Merkur.

Daß diese Fabel besonders auf die Schuster (σκυτευς ist einer, qui artem sutoriam exercet) eingerichtet sei, drückt die

Uebersetzung nicht aus. Sie hat sie vielmehr gleich allgemein gemacht, daß man anstatt der Schuster jede andre Handwerker setzen kann.

Fab. CIV.

Jupiter.

Anstatt δια του οχλου muß man lesen: δια του οχθου, d. i. durch die Lippen. Und nunmehr erst kömmt in die ganze Fabel ein Verstand. ὁ οχθος aber heißt eigentlich littus, ripa, im figürlichen Verstande aber bedeutet es auch die Lippen, so wie auch το χειλος labium und ripa bedeutet.

Fab. CXXII.

Der Reiche.

Das αλλοτριας συμφορας εργολαβειν ist schlecht übersetzt durch quaestui habere alienas calamitates. Es heißt vielmehr nur überhaupt: sich fremder Zufälle unterziehen.

Fab. CLIV.

Der Fischer.

Diese Fabel ist ein bloßes Gleichnis, weil sie keine Handlung hat, oder wenn man das Durchschlüpfen der kleinen Fische auch für eine Handlung wollte gelten lassen, es gleichwohl ohne Absicht geschieht. — So auch Fab. 268.

Fab. CLVIII.

Der hungrige Fuchs.

„Ein hungriger Fuchs erblickte in einem hohlen Eichbaum von den Schäfern zurückgelassenes Fleisch und Brot. Er ging hinein und fraß es auf. Itzt war sein Bauch angeschwollen, er konnte nicht wieder heraus und fing an zu heulen und zu schreien. Ein andrer Fuchs ging vorbei und fragte, was ihm fehle. Jener erzählte, wie es ihm gegangen war. So bleib itzt hier, sagte der andre, bis du wieder so wirst, wie du beim Hineingehen warst, so wirst du leicht wieder herauskönnen."

Nachahmung.

„Ich bin zu einer unglücklichen Stunde geboren!" so klagte ein junger Fuchs einem alten; „fast keiner von meinen Anschlägen will mir gelingen." — „Deine Anschläge," sagte der ältere Fuchs, „werden ohne Zweifel doch klug sein. Laß doch hören, wann machst du deine Anschläge?" — „Wann ich sie mache? Wann anders, als wenn mich hungert?" — — „Wenn dich hungert?" fuhr der alte Fuchs fort. „Ja, da haben wir es! Hunger und Ueberlegung sind nie beisammen. Mache sie künftig, wenn du satt bist, und sie werden besser ausfallen!"

Fab. CLXXXIV.

Die Otter und die Feile.

Dentibus ut attereret, ist nicht im Griechischen und verderbt alles.

Fab. CLXXXVI.

Jupiter und der Fuchs.

Ich halte diese Fabel nicht für Aesopisch. Die Tiere sind menschlich darin: in lectica dum vehitur (vulpes), und das ist ein neuerer Fehler. — Dergleichen Spuren finden sich auch in der 228sten Fabel.

Fab. CXCI.

Herkules und Plutus.

In der Moral dieser Fabel hat der Grieche ungemein verstoßen: Οὑτω πολλοι δια την ἑαυτων ἀβουλιαν δυςτυχουντες την αἰτιαν ἐπι το θειον ἀναφερουσιν. Sic multi propria infelices imprudentia, causam in numen referunt.

Fab. CXCVIII.

Die beiden Käfer.

Aus dieser Fabel folgt durchaus ganz und gar nichts.

Fab. CCXIX.

Der Löwe und der Fuchs.

Es ist unglaublich, wie Camerarius diese ganze Fabel in seiner lateinischen Uebersetzung verhunzt hat. Er verstand sie ganz falsch und machte eine ganz andre, nämlich eine schlechte daraus. Die Moral, wie sie beim Gabrias kurz und gut ausgedrückt wird, ist diese: ὁτι οὐ δει και μικραν περιφρονησιν ἀποστρεφεσθαι, daß man auch keine kleine Verachtung dulden müsse. Eine Maus läuft dem schlafenden Löwen über die Mähne; er erwacht, springt auf und sieht sich fürchterlich um, φοβερον ἀπεβλεπε, und φοβερος kann sowohl fürchterlich als furchtsam heißen. Der Fuchs lacht darüber, der Löwe aber sagt: οὐ τον μυν ἐφοβηθην, ἀλλα την κακην ὁδον και συνηθειαν ἀνατρεπω. Ich wollte dies letzte Wort lieber in ἀποτρεπω verwandeln. Und was meint er für einen ὁδον και συνηθειαν, von welchem er abschrecken (ἀποτρεπειν) will? Den Weg ohne Zweifel, den die Maus über seine Mähne nahm. Camerarius aber muß es von einem ganz andern Wege verstanden haben, wenn er sagt: et iter convertit neque, quo coeperat, pergere voluit. Diesen Zusatz muß man notwendig ausstreichen, wenn nicht eine ganz andre und weit schlechtere Fabel daraus entstehen soll.

Bei dem Tzetzes, der diese Fabel nach dem Aesop und

Gabrias anführt, liest man die letzten Worte: την δε ορμην εκτρεπω, impetum deflecto. Das kann hier gar keinen Verstand haben. Man muß offenbar anstatt ορμην lesen οδον.

Fab. CCXXXII.

Der Wolf und das Pferd.

Ist bei dem Nevelet sehr fehlerhaft, wegen des επει και ηδεως, welches er auch ganz falsch übersetzt hat.

Fab. CCXXXVI.

Der Wolf und der Esel.

Anstatt ονου muß man λεοντος lesen. Notwendig! — Der Esel hätte so frei mit den Wölfen nicht sein dürfen. Auch das folgende χαιτη, welches nur einem Löwen zukömmt, zeigt es zur Gnüge.

Ueber den Phäder.

I. Buch. 1. Fabel.

V. 4. Jurgii causam intulit; die Ursache aber, warum der Wolf dieses that, ist im Griechischen sehr wohl ausgedrückt, weil er das Schaf wollte μετ᾽ εὐλογου αἰτιας καταθοινησασθαι. Fontaine ist noch plumper zu Werke gegangen; denn ohne zu sagen, daß der Wolf eine Gelegenheit zum Zanke vom Zaume brechen wollen, damit er am Ende das Schaf mit gutem Fuge zerrissen zu haben scheinen möge, läßt er ihn auf einmal losbrechen

Qui te rend si hardi etc.

v. 1. 2. Ad rivum eundem Lupus et Agnus venerant
Siti compulsi — —

Das mußte sich wunderbar schicken, daß beide zu gleicher Zeit durstete und beide an einen Fluß ihren Durst zu löschen kamen! Und warum dieses Wunderbare? Der Grieche sagt viel natürlicher: Λυκος θεασαμενος ἀρνα ἀπο τινος ποταμου πινοντα. Denn wozu muß auch der Wolf durstig sein?

v. 7. Qui possum, quaeso, facere quod quereris, Lupe?
A te decurrit ad meos haustus liquor.

Der Grieche läßt vor dieser Entschuldigung noch eine andre vorhergehen; denn das Schaf sagt: τοις ἀκροις χειλεσι πινειν, es berühre das Wasser ja nur mit den äußersten Lippen, und alsdann fährt es erst fort: και ἀλλως οὐ δυνατον, αὐτου ἑστωτος κατω. Und ist es nicht auch sehr natürlich, daß dem Schafe jene Entschuldigung zuerst einfallen mußte?

v. 9. Repulsus ille veritatis viribus.

Das ist zu gut für den Wolf. Was geht dem Wolf die Wahrheit an? Er will das Schaf bloß in die Verlegenheit setzen, daß es nichts zu antworten weiß. Der Grieche sagt daher viel schöner: ὁ λυκος ἀποτυχων ταυτης της αἰτιας, da er mit diesem Vorwande nicht fortkam.

2. Fabel.

Die Fabel an sich ist gut erzählt. Aber die Gelegenheit, die Phäder dazu erdichtet, ist nichts weniger als passend. Die Frösche

wollten durchaus einen König haben, das wollten die Athenienser nicht. Die Frösche klagten, als sie das Klotz zum Könige bekommen hatten, nicht daß sie einen König bekommen hätten, sondern daß sie einen so unwirksamen, unthätigen König erhalten hätten 2c.

Im Griechischen ist die Gelegenheit nicht, bei welcher sie Aesopus soll erzählt haben, und auch Fontaine hat sie weggelassen. Aber welcher läppische Einfall von dem letztern, dem Klotz eine Schulter, ein Gesicht zu geben!

Sans oser de longtems regarder au visage
Celui etc. —
Jusqu'à sauter sur l'épaule du Roi.

Nach der Applikation des Phädrus liegt in dieser Fabel weiter nichts als das minimum de malis, welches Tanaquil Faber auch zur Aufschrift gemacht hat. In der griechischen Fabel hingegen liegen zwei weit größere und kühne Wahrheiten, 1. die Thorheit überhaupt (der Grieche nennt es την εὐηθειαν, eine ehrliche Dummheit, eine gutmeinende Einfalt), einen König zu haben, 2. die Thorheit, nicht mit einem schläfrigen, unthätigen Könige zufrieden zu sein, einen großen, anschlägischen Kopf auf den Thron zu wünschen (ἀναξιοπαθουντες τοιουτον ἐχειν βασιλεα: sie hielten es sich für eine Schande, für etwas, das mit ihrer Ehre stritte, einen solchen König zu haben).

Von Pisistrato siehe Just., 2. 8. 6.

3. Fabel.

Die Gelegenheit, bei welcher es der Krähe eingekommen, sich mit fremden Federn zu schmücken, ist in dem Griechischen wohl ersonnen, Aphthonius aber hat diese Fabel unter allen am besten erzählt. Pulchritudinis erat certamen, et ad Jovem ut disceptaretur haec controversia, omnes iverunt volucres ac Mercurio quidem diem praefiniente fluviosque et lucos omnes petiere deformibusque pennis abjectis elegantiores nitidabant. At cum e natura decoris nihil haberet graculus, quae reliquis exciderant, inde se ille exornavit. Sola tamen noctua, cum nosset, id quod suum erat, a graculo auferebat ac ut reliquae idem facerent, persuasit. His autem ab omnibus ita exutus graculus, nudus omnium venit ad judicium Jovis.

4. Fabel.

v. 2. Canis per flumen, carnem dum ferret *natans*,
Lympharum in speculo — —

Dieses natans ist sehr abgeschmackt, 1. weil durch das Schwimmen das Wasser notwendig getrübt wird, daß es unmöglich ein Spiegel mehr sein kann, 2. weil der Hund nur seinem Stücke Fleische, welches er fallen ließ, hätte nachschwimmen dürfen, um es wieder zu bekommen.

Die griechische Fabel sagt bloß: Κυων κρεας ἐχουσα ποταμον διεβαινε, d. i. er ging über den Fluß. Wer heißt es aber die Uebersetzer durch *nando* fluvium trajiciebat geben? Aphthonius, der diese Fabel gleichfalls erzählt, sagt: Κρεας ἁρπασας τις κυων παρ' αὐτην διηει την ὀχθην του ποταμου, d. i., er ging an (neben) dem Ufer des Flusses. Christ, dessen Kritik sich über die Worte nicht erstreckte, hat diesen fehlerhaften Umstand beibehalten:

> Viator amnem fors natatu transiens
> Ferebat exta rapta dentibus canis.

Fontaine aber hat ihn verbessert. Er läßt den Hund vom Ufer herabspringen und noch dazu den Fluß auf einmal ungestüm werden, daß er nur mit Mühe und Not wieder an das Land kommen konnte. Aber wie schleppend und nichtssagend ist er sonst!

> Chacun se trompe ici bas.
> On voit courir après l'ombre
> Tant de fous qu'on n'en sait pas
> La plupart du tems le nombre.

Warum la plupart du tems? Man weiß die Anzahl dieser Narren niemals.

Tale exemplum, sagt Hoogstratanus in seinen Anmerkungen, videri potest in Perdicca, duas simul uxores quaerente, unde neutram obtinuit. Adi Justinum, L. XIII. c. 6. Et vide, quid idem referat de Demetrio Syriae rege. Huc quoque pertinet fabula de Camelo, qui cornua affectans, etiam aures perdidit. Sed et Cures (ut ad historiam revertamur) Pacinacorum Princeps Moscorum ducem Sloslaum insidiis exceptum interfecit et ex cranio ejus poculum fieri curavit, cui haec verba inscripta fuere: *Quaerendo aliena, propria amisit.* Vid. et Camerar. fab. 171, et Faernum Amst., p. 105.

5. Fabel.

Die Kuh, die Ziege, das Schaf, der Löwe — welch eine Gesellschaft! Und wie war es möglich, daß sich diese Viere zu einem Zwecke vereinigen konnten? und noch gar zur Jagd!

Im Griechischen ist diese Fabel vortrefflich, und zwar zwischen dem Löwen und dem wilden Esel (ὀναγρος). Die Teilung ist besonders sinnreich. Nachdem sie nämlich einige Tiere gefangen, so macht der Löwe drei Teile. „Das erste Teil," sagt er, „gehört dem Könige der Tiere, und der bin ich. Das zweite ist meine nach der Billigkeit der Teilung; denn von dem, was übrig bleibt, nachdem der König sein Teil bekommen, muß ich eben so viel haben als du. Und das dritte Teil — — das soll dir übel bekommen, wenn du dich nicht gleich mit der Flucht davon machst."

6. Fabel.

v. 1. Vicini Furis celebres vidit nuptias
Aesopus, et continuo — —

Wie paßt immer und ewig die Fabel auf diesen Fall! Müssen denn die Kinder eines Diebes auch notwendig Diebe werden?

Bei dem Gabrias ist diese Fabel weit anders und weit besser. Es liegt auch dort eine ganz andre und schöne Moral darin, nämlich προς τους επι ιδια βλαβῃ αγνωσιας χαιροντας. Was αγνωσιας hier heißen solle, weiß ich nicht; ohne Zweifel muß αγνως (aus Unwissenheit) dafür gelesen werden.

Daß Christ aus diesem Diebe einen öffentlichen Dieb gemacht, der das gemeine Wesen bevorteilt hat, macht die Sache nicht besser, sondern vielmehr schlechter. Denn war es denn gewiß und notwendig, daß die Kinder eben die Gelegenheit, das Publikum zu bevorteilen, haben würden?

Fontaine macht noch am allerglücklichsten einen Tyrannen daraus, der allem Ansehen nach das Volk noch mehr pressen wird, wenn er Familie beкömmt und auch alle seine Kinder groß und reich machen will. Und alsdenn liegt auch eine ganz andre Moral darin als die, welche Faber zur Aufschrift macht: improborum improba soboles.

7. Fabel.

v. 2. O quanta species, cerebrum non habet!

Im Griechischen klingt es so sinnreich nicht und folglich viel natürlicher: ὠ οια κεφαλη και εγκεφαλον ουκ εχει. Welch ein schöner Kopf und nichts darin! Denn εγκεφαλον heißt alles, was in dem Kopfe ist, und also freilich auch das Gehirn.

v. 1. Personam tragicam — Warum personam? Persona war die ganze σκευη, die ganze Kleidung des Schauspielers. Und hier ist ja nur von der Larve die Rede. Und warum tragicam?

8. Fabel.

v. 5. — — — — — coepit singulos
Inlicere pretio, ut illud extraherent malum,
Tandem persuasa est jurejurando Gruis
Gulaeque credens colli longitudinem
Periculosam fecit medicinam Lupo.

Diese Zeilen sind nicht übel, sie haben ihre kleine Schönheiten. Aber nur hier taugen sie nicht, weil die Antwort des Wolfs bei weitem nicht so frappiert, als sie es in dem Griechischen thut, wo die Gefahr des Kranichs und sein Weigern so sorgfältig nicht beschrieben wird. Auch Fontaine eilet hierüber weg, um geschwinder zum Ziele zu kommen, ob ihn schon der Breslauische Uebersetzer des Phäders deswegen tadelt.

9. Fabel.

Diese Fabel ist unter den griechischen nicht zu finden. Fontaine macht aus dem Sperlinge ein Rebhuhn und sagt in dem Eingange seiner Erzählung, daß Aesopus ein oder zwei Märchen gleichen Inhalts habe. Mir sind sie nicht vorgekommen.

10. Fabel.

Auch diese Fabel ist nicht unter den griechischen. Die Moral, die Phäder daraus zieht, ist viel zu allgemein. Die eigentliche Moral ist diese, daß es eine sehr kitzliche Sache sei, eine Streitigkeit zu schlichten, wo beide Teile als Betrieger bekannt sind. So hätte man zum Exempel bei dem Prozesse, welchen Voltaire und der Jude Hirsch vor einigen Jahren hier hatten, sehr wohl zu dem Juden sagen können:

Tu non videris perdidisse quod petis,

und zu Voltairen:

Te credo surripuisse quod pulcre negas.

11. Fabel.

v. 9. 10. Quae dum paventes exitus notos petunt,
Leonis adfliguntur horrendo impetu.

Die Art, wie der Löwe und der Esel mit einander jagen, ist nicht wohl zu begreifen. Der Löwe verbirgt den Esel in das Gebüsche und Gestrütte; da läßt er ihn schreien, und die Tiere, die sich durch ihre gewöhnlichen Schlupflöcher retten wollen, fallen dem Löwen in die Klauen. Entweder die Tiere wußten nur einen Ausgang, oder der Löwe konnte überall sein, oder er fing nur sehr wenige.

Wie vortrefflich fallen alle diese Schwierigkeiten im Griechischen weg! Sie kommen beide zusammen vor eine Höhle, in welcher sich wilde Ziegen aufhalten. Der Löwe lauert an dem Eingange und schickt den Esel hinein, der die wilden Ziegen mit seiner fürchterlichen Stimme herausscheucht und sie dem Löwen in die Klauen treibt.

12. Fabel.

Diese Fabel ist vortrefflich erzählt. Und wie sehr hat sie Christ verhunzt! Phäder sagt:

Ad fontem Cervus, *quum bibisset*, restitit.

Schön! als er getrunken hatte; denn alsdenn verhinderte ihn der Durst nicht mehr daran. Christ aber sagt:

In fonte Cervus cornua adspexit *bibens*.

Und wie elend ist das folgende *timendum* vertice arduo decus! Das timendum verderbt alles. Das Geweih muß hier nicht von seiner nützlichen Seite gezeigt werden.

Bei dem Fontaine sind die vier letzten Zeilen das Beste, und die übrige Erzählung taugt nichts.

In dem Griechischen ist statt der Jäger ein Löwe, welches der einzige Unterschied ist, den es mit der lateinischen Fabel hat.

13. Fabel.

In den griechischen Fabeln, des Aphthonius ausgenommen, ist weit schicklicher anstatt des Käses ein Stück Fleisch. Denn dieses läßt sich ohne Zweifel weit leichter im Schnabel wegtragen als jener.

Die erste von den griechischen ist die artigste, weil die Lehre, die der Fuchs dem Raben gibt, gleichwohl noch mit seinen Schmeicheleien zusammenhängt. Erst sagt er, er verdiene über alle zu regieren, wenn es ihm nicht an der Stimme fehle, und hernach, wenn es ihm nicht am Verstande fehle.

Beim Fontaine spricht der Sittenlehrer allzu sehr durch den Fuchs.

Die zwei letzten Zeilen bei dem Phäder sind überflüssig und schlecht.

14. Fabel.

Die vierte und fünfte Zeile müssen notwendig eingeflickt sein, und es wundert mich, daß dieses noch niemand bemerkt hat. Denn man mag nun die Krankheit auf den König oder auf den Schuster ziehen, so ist dieser Umstand doch höchst unsinnig angebracht. Der Zusammenhang und die Konstruktion leidet auch nicht das Geringste, wenn man sie wegläßt.

Malus cum sutor inopia deperditus
Medicinam ignoto facere coepisset loco
Et venditaret falso antidotum nomine
Rex urbis, ejus experiendi gratia etc.

15. Fabel.

Diese Fabel ist eine von den schönsten des Phäders und findet sich in dem Griechischen nicht.

Der Eingang der Fontaineschen Nachahmung taugt nichts und verdirbt viel. Denn es war doch ein großes Verdienst des Alten gegen den Esel, daß er ihn auf eine so schöne Weide brachte.

16. Fabel.

Diese Fabel kömmt im Griechischen nicht vor, aber sie ist auch sehr mittelmäßig.

Die zweite Zeile scheint mir nichts weniger als lateinisch zu sein. Mala videre expetit. Wessen mala? was für mala? Könnte man nicht vielleicht malam lesen und es auf das vorige rem ziehen?

17. Fabel.

Diese Fabel ist sehr schlecht, und die alte Fabel bei dem Romulus, nach welcher Christ seine gemacht hat, ist schöner, obgleich auch nicht sehr schön.

18. Fabel.

Kömmt in dem Griechischen gleichfalls nicht vor. Scrofa, welches Christ aus den alten Fabeln anstatt der andern Hündinnen gesetzt hat, ist keine gute Verbesserung. Es ist natürlicher, daß sich einer Hündin eine Hündin erbarme, als daß es eine Bache thue.

19. Fabel.

Im Griechischen ist es die 208. Fabel. Die Moral, welche Phädrus daraus zieht, ist nicht allein höchst gemein, sondern auch ganz die unrechte. Der Grieche trifft sie weit besser. Πολλοι, δι' ελπιδα κερδους επισφαλους, μοχθους υφισταμενοι, φθανουσι πρωτον καταναλισκομενοι, d. i., viele, die in Hoffnung eines unsichern Gewinstes sich einer schweren Arbeit unterziehen, kommen um, ehe sie zum Zwecke gelangen.

Warum Fontaine aus dem Leder einen toten auf dem Wasser schwimmenden Esel gemacht habe, ist schwer einzusehen. Und welch ein elender Eingang, der uns die wahre Absicht der Fabel ganz aus den Augen bringt! Nach seiner Erzählung sollte man glauben, diese Fabel lehre weiter nichts, als daß der Hund sot und gourmand sei. Phädrus hat Fontainen verführt, aus einer seichten Moral eine noch seichtere zu machen. Der schöne Schluß soll den Fehler einigermaßen wieder gut machen, aber umsonst. Wenn der Schluß zu Anfange stünde und der Anfang gar wegbliebe!

Ohne Zweifel hat Fontaine mit dem weitschweifigen Anfange es wahrscheinlicher machen wollen, daß Hunde einen so albernen Anschlag fassen können. Allein wozu diese ängstliche Wahrscheinlichkeit?

Zwölf Fragmente

zu einer

Geschichte der Aesopischen Fabel.

I.

Hier sind die ersten Linien einer Geschichte der Aesopischen Fabel, demjenigen vielleicht nicht unwillkommen, der es mit einem Blicke übersehen will, wie und von wem dieses Feld angebauet worden.

Jotham.

Seine Fabel von den Bäumen, die sich einen König wählen. B. der Richter 9, 8.

Nathan.

Seine Fabel vom geraubten Schafe.

Hesiodus.

Quintil. Orat., L. V. c. 11.

Aesopus.

Aus des Aristophanes οὐδ' Αἴσωπον πεπάτηκας (in Avibus, v. 387) ist mehr nicht zu schließen, als daß eine Sammlung seiner Fabeln vorhanden gewesen, nicht aber, daß er sie selbst geschrieben. Das Zeugnis des Phäder und des Aphthonius beweisen dieses auch nicht.

Fabeln, die nach dem Zeugnisse der Alten gewiß von ihm sind.

1. Der Igel, der dem Fuchse die Fliegen verjagen will. Aristoteles.
2. Der Adler und der Käfer. Plutarchus.
3. Cassita. Gellius.

Myro Rhodia

fabulas scripsisse perhibetur a Suida.

Locman.

Am wahrscheinlichsten ist, was Herbelot sagt, S. 518a.

Pilpai.

Gellerts Irrtum p. 31, als ob Sandabers Fabeln andere wären als des Pilpai. Es ist der nämliche Mann, der in der persischen Sprache Pilpai und in der hebräischen Sandaber heißt.

Der franz. Uebersetzer des Pilpai hat Gellerten verführt. S. dessen Avertiss., welcher noch dazusetzt, daß aus den Fabeln des Sandaber die Franzosen ihren Roman von den sieben Weisen gemacht.

Pilpai oder Bidpai war ein Brahmine und schrieb sein Werk für einen König von Indien, Namens Dabschelim. Herbelot, S. 456.

Socrates.

Daß Sokrates einige in Verse gebracht, beweiset wenigstens, daß die damals vorhandene Sammlung in Prosa gewesen. Plutarchus, De aud. poetis, cap. 6. Suidas in voce Σωκρατης.

Has pro exemplo fabulas et Socrates divinis operibus indidit, sagt Avianus in seiner Präfation; welches aber wohl mehr von den Fabeln zu verstehen sein muß, die Plato seinen Gesprächen eingeflochten.

Demetrius Phalereus,

welcher nach dem Laërtius, Lib. V. sect. 80, λογων Αἰσωπειων συναγωγας hinterlassen haben soll.

Babrias

oder Babrius, von dem Avianus sagt: quas (fabulas) Graecis jambis Babrius repetens in duo volumina coartavit.

Cannegieter meinet, daß Babrias und Babrius zwei verschiedne Fabeldichter gewesen; in s. Anmerk. zur Präf. p. 8.

Suidas sagt ausdrücklich, daß er seine Fabeln aus dem Aesopus genommen und in Verse gebracht, choliambische nämlich. Seine Sammlung bestand aus zehn Büchern.

Stelle des Seneca.

Logos Aesopios intentatum Romanis opus; in s. Consol. ad Polyb., c. 27.

Phaedrus.

Phaedrus partem aliquam quinque in libellos resolvit, sagt Avian.

Vielleicht gedenkt auch seiner Martial, III. 20.

Canius Rufus.

Vielleicht; beim Martial, III. 20.

Aphthonius.

Sophista saeculi II.

Avianus.

Cannegieter macht ihn älter als den Titian, weil er seiner nicht gedenke. Nach ihm hat er unter den Antoninis gelebt und ist keineswegs der Rufus Festus Avienus.

Titianus.

Dessen Apologi beim Ausonius, epist. XVI.

Cannegieter hält ihn für den Julius Titianus, welcher des Maximini junioris Präceptor gewesen, also um 234.

Romulus.

Anonymus Nilantii.

Magister *Rufus.*

Ignatius Diaconus,

dem die vierzeiligen griechischen Fabeln gehören sollen, die gemeiniglich den Namen des Gabrias führen.

Vossius, Inst. Orat., II. c. 15. §. 2.
Henr. Canneg. Dissert., p. 289.
Vixit Ignatius ille sub initiis saeculi IX., v. Gellert, p. 35.

Alfred,

König von England, starb 901, der die Fabeln des Aesopus in das Angelsächsische übersetzen lassen, nach der Vorrede zum Aesopo moralis., wo er zwar Afferus geschrieben ist.

Es ist keine angelsächsische Uebersetzung des Aesop itzt mehr vorhanden, v. Introduct. discourse to the Canterbury Tales, p. 179, so viel dieser Verfasser erfahren können. Er hätte aber deswegen nicht dürfen auch an der ehmaligen Existenz derselben zweifeln, welches auch jene Citation aus dem Aesopo moralisato beweiset.

Anonymus Neveleti.

S. Cyrillus.

Simeon Sethus,

der griechische Uebersetzer des Kelila und Dimna, der, wie Desbillons bemerkt, um 1100 gelebt.

Tebaldus,

dessen Novus Avienus ohne Zweifel auch Fabeln enthält; v. Giornale de' Letterati, T. IV. p. 181.

Der provençalische Uebersetzer,

oder vielmehr eine französische, und zwar von einem Frauenzimmer, Namens Maria, welche die angelsächsische Uebersetzung ins Französische gebracht hat.

Ihre Arbeit ist noch vorhanden. I. den Schluß davon führt Pasquier an, Recherches de la Fr., VII. I. II., und eine Fabel aus ihr der Commentator des Chaucer, p. 177.

Alexander Neckam,

anno 1215 diem obiit.

Unter seinen MSS. befindet sich ein Novus Aesopus und Novus Avianus; v. Baleus De sc. Britt. cent., 3. n. 86. et Pol. Leyseri Hist. Poet. m. ae., p. 992.

Joannes de Capua, 1262,

der lateinische Uebersetzer des Kelila und Dimna; v. Bibl. med. ae. Fabr., Tom. I. p. 332.

Vincentius Bellovacensis,

starb um 1289. Die Fabeln in seinem Speculo doctrinali.

Fabeln aus den Minnesingern.

Hugo von Trimberg.

Boner,

oder die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger.

Adolphus, 1315,

dessen Fabeln Leyser aus einem MS. unsrer Biblioth. herausgegeben, p. 2007.

Gesta Romanorum.

Planudes.

Constat Planudem anno 1347 adhuc inter vivos extitisse. Desbillons, p. 219.

Rabbi Hanakdan.

1326.

Die ungedruckten Fabeln aus dem Multifario.

Mensa Philosophica.

Poggius, 1431.

Dessen Facetiae.

Laurentius Valla, 1436.

Rimicius.

Leonh. Dati.

1461.

Bamberger gedruckte Ausgabe von Boners Fabeln; ohnstreitig also die ersten gedruckten Fabeln.

1498.

Der Reineke Fuchs ist nicht zu übergehen. Und unter dieses Jahr müßte ich ihn setzen, wenn ich Gottscheds Meinung wäre, daß Heinrich von Alkmar der Urheber desselben sei. Aber es ist unstreitig, daß ein älteres französisches Gedicht davon existieret, wenn es auch weder der Nouveau Regnard noch der Regnard Contrefait sein sollte, die Gottsched anführt. Ein drittes französisches Gedicht dieses Namens, welches bloß Le Roman du Renard heißt, führt du Fresnoy unter Romanus an, und die ausgezogne Stelle beweiset, daß auch Isegrim seine Rolle darin gespielt.

Steinhöwel.

Sebastian Brant.

Abstemius,

dessen zweites Buch 1505 ans Licht kam.

Omnibonus Leonicenus,

starb 1524. Uebersetzte Fabeln Aesopi ins Lateinische, welche Uebersetzung in der Königl. Bibliothek zu Paris, Nr. 6614 beim Montf.

II.

Ich habe ehedem an einer vollständigen Geschichte der Aesopischen Fabeln gearbeitet und in dieser Absicht eine Menge Dinge zusammengetragen, deren Menge selbst mich nunmehr von der Ausführung abschreckt. Damit indes mein Fleiß nicht ganz vergebens angewendet worden, so will ich hier das Beste davon mitteilen. Ich nenne aber das Beste das Unbekannteste, und nächst dem das, was mehr als bloße Kompilation ist, indem es zu Berichtigung irriger Nachrichten dient, mit welchen man sich bisher begnügen müssen.

Besonders werde ich dabei auf das sehen, was Gellert und Christ für würdig geschätzt haben, daß es der Vergessenheit nicht überlassen werde.

Gellert geflissentlich in seiner Dissertation De Poesi Apologorum eorumque scriptoribus von 1744 und in seiner „Nachricht von alten deutschen Fabeln", dem ersten Teile seiner „Fabeln" 1746 vorgesetzt.

Christ beiläufig in seiner akademischen Schrift De Phaedro ejusque Fabulis, ebenfalls von 1746, aber nach jener Nachricht.

Und um einen Faden zu haben, an welchen ich wenigstens anreihen kann, was ich nach seinem Werte nicht zu ordnen weiß, will ich der chronologischen Ordnung folgen, nicht in welcher die Fabeldichter gelebt haben, sondern in welcher ihre Werke im Drucke erschienen sind. Dieses wird bei den Neuen auf das Nämliche hinauskommen, und bei den Alten wird es das Bequemere sein.

Einen kleinen Anlauf will ich jedoch von den Zeiten nehmen, in welchen in dem einzigen Italien die Wissenschaften wiederum zu blühen anfingen und in den übrigen europäischen Ländern noch Unwissenheit und Barbarei herrschte.

So sehr hatten Unwissenheit und Barbarei aber nie geherrscht, daß —

III.

1461.

Das erste gedruckte deutsche Buch sind Aesopische Fabeln, und die ersten gedruckten Aesopischen Fabeln sind deutsche.

Der Ort, wo sie gedruckt worden, ist Bamberg, welche Stadt sonach in dem Verzeichnisse der Städte, in welchen die Druckerei zuerst geübet worden, unmittelbar auf Mainz folgen muß. Wenigstens hat sich noch bis itzt kein Buch gefunden, in welchem eine deutsche Stadt ausdrücklich genennet sei, die Bamberg diese Ehre streitig machen könnte.

Man hat nicht den geringsten Grund, eine Verfälschung oder einen Fehler oder ein Mißverständnis in gedachten Datis zu argwohnen. Unsere Fabeln sind gewiß zu Bamberg, und zwar 1461 gedruckt, oder es ist nichts in allen solchen Dingen gewiß. Wie sie aber gedruckt worden, ob mit geschnittenen Tafeln oder mit beweglichen Lettern, ob mit hölzernen oder mit gegossenen Lettern, das ist eine Frage, bei der es, glaub' ich, noch freistehet, sich für das eine oder das andere zu erklären. Es finden sich bei dem einen sowohl als bei dem andern Gründe dafür und Gründe darwider.

Das Typographische dieser alten Fabeln nun aber beiseite gesetzet, habe ich eine doppelte Entdeckung darüber zu machen Gelegenheit gehabt.

Vors erste hab' ich entdeckt, daß sie nichts als die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger sind, von welchen die Schweizer glauben, daß sie selbige zuerst aus Handschriften herausgegeben, Scherzens Probe ungerechnet. Zugleich habe ich gefunden, daß die Schweizer nicht allein nichts drucken lassen, was nicht schon gedruckt gewesen, sondern daß sie es nicht einmal so vollständig drucken lassen, als sie es mit Hilfe dieser ersten ihnen unbekannt gebliebnen Ausgabe hätten thun können. Denn der alte Dichter hatte gerade hundert Fabeln gemacht, von welchen sie uns nur 89 aus ihren Handschriften mitgeteilet. Und obgleich auch die alte Ausgabe nur derselben 90 enthält, so sind es doch nicht die nämlichen, die hier und dort fehlen, und durch Zusammenhaltung läßt sich die Zahl bis auf eine einzige wieder vollständig machen.

Zweitens habe ich aus Handschriften, die in unsrer Bibliothek von diesen Fabeln sich befinden, entdeckt, daß der Verfasser derselben kein Riedenburg ist, wie Gottsched, obschon aus einer von diesen Handschriften selbst, hat vorgeben wollen, und wie ihm jedermann,

die Schweizer selbst nicht ausgenommen, geglaubt hat. Gottsched hat auch dieses Manuskript nach seiner gewöhnlichen Art gelesen, das ist mit halb offnen Augen. Er sahe, daß da und dort etwas zu sehen war, aber selten sah er das Rechte. Der Mann, dem zum Besten der Dichter sagt, daß er seine Fabeln aus dem Lateinischen übersetzt habe, heißt Riedenburg, und der Dichter selbst heißt Bonerius.

Alles dieses habe ich umständlicher an einem andern Orte angezeigt und wiederhole es hier nur summarisch, weil einiges von dem folgenden sich darauf gründen dürfte.

IV.

1461.

Das Bambergische Fabelbuch.

1471.

Die erste Ausgabe von Poggii Facetiis. Facetiarum libri IV; v. Maittaire, Tom. I. p. 310.

1473.

Gesta Romanorum. S. P. Marchand, Histoire de l'Inprimerie.

1476.

Die Mailändische Ausgabe von des Rimizius übersetzten Aesopischen Fabeln.

Es waren die Planudeischen.

Diese erste Ausgabe findet sich bei dem Maittaire nicht. Aber Quirinus hat sie beschrieben. Spätere Ausgaben beim Müller sind: Mediol. 1480 4to., Venetiis 1482 fol., Parmae 1487.

1476.

Um diese Zeit ohne Zweifel, obschon ohne Jahrzahl, die erste griechische Ausgabe des Lebens und der Fabeln Aesopi, welche Bonus Accursius besorgt hat, griechisch und lateinisch; v. Maittaire, Tom. I. p. 97. Denn sie ist völlig so gedruckt als des Lascaris Grammatica von diesem Jahre.

Die Uebersetzung ist von dem Rynucius Thettalus, wie aus eben des Accursii vorgesetztem Briefe zu den Selectis fabulis von 1497 erhellt. Diesen Rynucius nennt er daselbst virum mea sententia doctum et disertum. In diesen Selectis war das Griechische gegenüber, in der vollständigen Ausgabe folgte die Uebersetzung nach.

1476—1484.

Die Steinhöwelsche Sammlung. Denn sie ist zu Ulm bei Johann Zeinern gedruckt, von dem von 1473—1484 Werke vorkommen.

1483.

Der alten Weisen Exempel;
v. Freytag, Adparat., Tom. III. p. 117.

V.

Baldo.

Beim Jeremias Paduanus werden eines Baldo Rhythmi fabulares öfters angeführt. Diesen hält Reinesius für den Waldo, welcher 779 Abt zu St. Gallen war. Grund hierzu hat er nun freilich nicht sehr wohl; denn er schreibt bloß an den Daumius: Non credis? alium ergo mihi nomina, divinator felicior. Von seinen Versen urteilt er sehr gut. Sunt ejus rhythmi mire simplices facilesque, accurati tamen prae ceteris hoc genus et jucundi. Die ganzen Fabeln dieses Baldo oder Waldo finden sich in der Bibliothek des Klosters zu Mellen; aber so, wie sie Kropff anführt, kann ich weiter nichts davon sagen, als daß sie in elegieischen Versen sind.

VI.

Apologi morales S. Cyrilli
gab Balth. Corderius zu Wien 1630 in kl. 12. heraus und glaubte sie zuerst herauszugeben, ungewiß, ob es des Hierosolymitani oder Alexandrini Werk wäre.

Bald darauf, 1639, merkte Aubertus Miräus über den Gennadius, c. 57, an, daß sie titulo Speculi sapientiae Parisiis a Joanne Parvo schon längst gedruckt worden, ist aber noch ebenfalls ungewiß, ob sie dem Cyrillo Alexandrino gehören.

Diese Anmerkung des Miräus wiederholt der Verfasser der Lebensbeschreibung S. Cyrilli Episcopi Alexandrini in den Actis sanctorum (Januarii d. 28., p. 354) und fügt hinzu: de illius libelli (nämlich der Apologorum) auctore Cyrillo agemus IX. Martii.

An dieser Stelle nun, p. 19, setzt ohne Zweifel der nämliche Verfasser hinzu: sed hic Libellus, ut de Scriptoribus Ecclesiast. censet *Philippus Labbeus* noster, ab auctore latino scriptus est, utque observavit quem et ipse citat Aubertus Miraeus in opere de script. Ecclesiast. ad cap. 57 Gennadii Massiliensis, titulo *Speculi Sapientiae* Parisiis a Joanne Parvo jam olim publicatus. Pridem mihi vir doctus ajebat, suspicari se, conscriptum eum libellum a. S. Cyrillo hoc nostro Sclavorum Apostolo. Investigandum esset, num ejus extet aliquod in Sclavorum scriptis vestigium.

Cyrillus, der Slaven Apostel, lebte um 875. Aber auch so alt ist der Apologenschreiber nicht, und meine Mutmaßung ist weit wahrscheinlicher.

VII.

Vincentius Bellovacensis.

Dominikaner im 13ten Säculo. Informierte die Söhne Ludovici IX. Königs von Frankreich. In seinem Speculo Doctrinali, Lib. III. cap. 114—124, hat er auch einige Aesopische Fabeln mit eingerückt, von welchen ich mich wundere, daß man sie noch nicht zur Verbesserung des Phädrischen Textes gebraucht hat. Es sind aber folgende:

1) Lupus et agnus. Phaedr. I. 1. (Fab. ant. III.)
*2) Mus flumen transire volens et rana. Anony. 3. (Fab. ant. IV.)
*3) Luscinia et accipiter. Anonym. 45. (Fab. ant. XXXIX.)
4) Canis flumen transiens. I. 4. (Fab. ant. VII.)
5) Simia a vulpe partem caudae petit. Anony. 56.
6) Nocturnus fur cani panem mittens. I. 23.
7) Vacca, capella, et ovis sociae leonis. I. 5.
8) Grus et lupus. I. 8.
9) Cervus in fonte se videns. I. 12.
*10) Homo ab arboribus manubrium petens. Anony. 53.
11) Vulpes et corvus rapto caseo. I. 13.
12) Leo annis defectus. I. 21.
*13) Asinus blandiri volens sicut catellus. Anony. 17.
14) Mons parturiens. IV. 22.
*15) Lepores se praecipitare volentes in aquam. Anony. 28.
16) Asinus, ex cujus pelle tympana facta. III. 20. Anony. 57. (Fab. ant. XLVII.)
17) Graculus pennas pavonis tollens. I. 3.
18) Formica et musca contendentes. IV, 23.
19) Rana inflans se et bos. I. 24.
*20) Mus et leo. Anony. 18. (Fab. ant. XVIII.)
*21) Equus et asinus. Anony. 43.
*22) Vespertilio ex avium et quadrup. partibus. Anony. 44.
**23) Verax et fallax in provincia simiorum. (Fab. antiq. LI.)
*24) Manus, pedes et venter. Anony. 55.
*25) Cicada et formica. Avienus 34.
26) Vulpes ad uvam. IV. 2.
27) Leo et asinus rudens. I. 11.
**28) Leo languorem fingens et vulpes.
29) Canis pinguis et lupus macer. III. 7. (Fab. ant. XLV.)

VIII.

Dieser Leonhardus Dati ist bekannt. Vid. Ughellius, Jöcher 2c. Ob aber dieser seiner Fabeln wohl in seinem Leben gedacht wird, welches Laurentius Mehus 1744 nebst einigen seiner Briefe herausgegeben hat?

Es sind deren 40, wenn ich in der Geschwindigkeit recht gezählt habe, und ziemlich von den bekanntesten. Er hat sie dem Gregorio Corrario dedicieret, dessen ich bei dem einen Manuskripte des Senecä Tragici, bei Gelegenheit seiner Progne, gedacht.

Leonardi Dathi ad Gregorium Corrarium Venetum in quasdam fabellas Aesopi praefatio.

Gregori, neque enim Aesopum sprevere Poetae
Inter Philosophos nec minor ille fuit.
Ludit fabellas, et eas bene condit olentes,
Et cavet a vitiis et benefacta docet.
Nonne vides alium periisse poemata mille!
Nesciat*) Aesopi dulce poema mori.
Quas legis, ex ipso legi, cantoque latinas
Pisani suasu fretus et auctus ope.
Ille dat ad verbum, quod non mihi littera graeca est,
Et mea in hos Elegos lenta Thalia refert.
Forsan et ad reliquas pergam, nisi lora retorques.
Prosequar an taceam, si sapis, ipse jube.

Er gestehet also, daß er selbst kein Griechisch verstanden, sondern daß sie ihm Pisanus von Wort zu Wort aus dem Griechischen übersetzt und er sie sonach in Verse gebracht. Wer ist dieser Pisanus? Im Manuskripte stehet bei dieser Zeile Pisani suasu etc. mit ebenderselben Hand geschrieben Palm, welches ich allenfalls für Pauli II. lesen würde, als unter welchem Papste Dati gelebt.

Das Schlußgedicht ist an den Marrasius gerichtet, dem er verspricht, auch die übrigen Aesopischen Fabeln zu übersetzen:

Traducam et faciam cuncta latina sonent,
Dummodo non reprobes, quae jam vigilavimus hisce
Noctibus, alterno facta latina pede,
Vel non displiceant tibi soli, o maxime Vatum
Marrasi, o animae dimidiumque meae.

Wer dieser große Dichter Marrasius gewesen, weiß ich nicht.

Die Poesie des Dati taugt nicht viel. Dabei hat er eine Menge barbarischer Wörter, die niemals, so viel ich wenigstens weiß, lateinisch gewesen sind. So ist z. E. die Fabel Felis et Venus von ihm überschrieben: Musipula, Adolescens et Venus, und fängt an:

*) Vielleicht Nescit at.

Formosum juvenem nimio affectabat amore
Musipula.

Was musipula heißt, weiß ich nicht; muscipula heißt eine Mausefalle; aber wie sich die in einen Jüngling verlieben könne, weiß ich nicht. Doch eine Katze und eine Falle fangen beide Mäuse; warum soll der Dichter nicht also einen Namen für den andern brauchen können? — Die Fabel Felis et Gallus gallinaceus überschreibt er Martur et Gallus, und fängt an:

Gallum martur habet etc.

Wenn es noch Martes hieße! — Die Fabel Lima et Vipera heißt bei ihm Musio et Lima.

Introgressa casam fabri vaga musio limam
Inspectam lingit.

Die letzten beiden Worte hat Dati nach dem Italienischen gemacht; denn da heißt martora ein Marder und musino eine Art von Schlangen.

IX.

Abstemius.

Wenn er eigentlich das erste Hundert seiner Fabeln herausgegeben, kann ich nicht sagen, aber gewiß vor 1499, von welchem Jahre eine Venezianische Ausgabe in 4to in der Bibliothek ist, welcher ein Dominicus Palladius ein Schreiben vorgesetzt, in welchem hic apologorum libellus, nuper impressus heißt (Quodl. 171. 28. 4to). Dieser Ausgabe sind 30 Aesopische Fabeln, von Laurentius Valla 1438 übersetzt, beigefügt.

Bayle weiß nicht, ob er lange nach 1505 gelebt. Ich weiß, daß er noch 1516 am Leben gewesen; denn als in diesem Jahre Beatus Rhenanus das Enchiridium Xysti Philosophi Pythagorici hinter dem Aeneas Gazaeus Plat. de immortalitate animae zu Basel in 4to (nach der Uebersetzung des Ambrosius Camaldulensis, sowie den Xystus nach der vermutlichen Uebersetzung des Rufinus, aus einer alten Handschrift, die Selestadii in Bibliotheca divae Fidis servabatur) herausgab, so setzte dem erstern Abstemius ein kleines Empfehlungsgedicht von 7 Hexametern vor.

Das andre Hundert Fabeln hat er 1505 hinzugefügt, wie aus seiner eignen Zuschrift an einen Angelus Grypho erhellt.

X.

Einzelne zerstreute Fabeln.

1. Beim Bruder Michael Styfel in der Auslegung seines Liedes Von der christförmigen Lehre Luthers, gedruckt

um 1520 in 4°, kömmt folgende Fabel vor (Sig. CII), ist aber wohl schwerlich von ihm selbst.

„Der Zorn ist eine Wurzel des Todtschlags, darum wird er auch gar von Christo so schwerlich verdammt. Hier hilft dich auch keine Entschuldigung, daß dir Unrecht geschäh, daß man den Zorn an dich mach. Also beklaget sich einer gar hoch vor einem andern. Da antwortet er ihm mit diesem Gleichnuß. Ein Einsiedel kam auf ein Zeit mit seinem Krüglein zu einem Bronnen, der da was an dem Boden schlymig; und als er das Krüglin hinyn stieß, do gieng der Schlym über sich häruf. Da sprach der Bronn: Bruder, du betrübst mich. Antwurtet der Bruder: Ich betrüb dich nit, dein böser Grund betrübt dich. Also sag ich dir auch: ein schlechte Gedult ist das, so du nit zürnest, wann man dir nichts übels thut, oder guts thut. Also seind auch gedultig die unvernünftigen Thier."

XI.

Gilbertus Cognatus Nozerenus.

Die erste Ausgabe seiner Sylva narrationum ist Lugduni 1548 in 12°, oder vielleicht, daß es eine noch frühere gibt; denn seine Zueignungsschrift an den Johann Metellus ist von 1537 und Nozerethi datiert.

Diese war nur ein Vorschmack des vollständigen Werkes, welches 1567 zu Basel in 8° herausgekommen und aus 8 Büchern bestehet, wovon das erstere Apologos cum suis interpretationibus enthält.

Unter diesen merke ich an,

I. p. 1. Die Erschaffung des Dichters, aus dem Philo.
p. 18. De Asino et Equo; wird auch von ein paar Fuhrleuten oder Postknechten erzählt.
p. 34. De quodam. Der eine will dem andern etwas sagen, und dieser heißt ihm, es bis nach Tische zu versparen. Er verbrannte sich das Kleid.
p. 40. De Vulpe quadam (Asini testiculos manducandi cupida).
p. 49. De anu multibiba. Ist wie die Fabel beim Neckam vom Wolfe, der 365mal zublinzt und dieses für ein Jahr rechnet.
p. 78. De Muliere pro Pulice Pediculum proferente.

XII.

Ochini Fabeln sollen 1554 zuerst herausgekommen sein. Es sind deren fünf Bücher. Ich habe sie aber weder italienisch noch nach der lateinischen Uebersetzung des Castellio jemals gesehn, sondern

bloß deutsch nach der Uebersetzung des Christoph Wirsung in 4° von 1559. Und auch in dieser Uebersetzung nur die ersten vier Bücher, ob ich schon in der Salthenischen Bibliothek finde, daß sie alle fünfe übersetzt worden. Vogt scheint deren nur gar zwei Bücher gekannt zu haben und sagt, daß der erste Druck des ersten von 1556 sei, in welchem Jahre wenigstens die Zueignungsschrift des Wirsung an Otto Heinrich, Pfalzgrafen am Rhein, unterschrieben, und zwar datiert in Augsburg (um darnach das Deutsch des Wirsung beurteilen zu können).

Wirsungs Leben muß beim Adami stehen. Er war anfangs Prediger in seiner Vaterstadt.

Es sind nicht eigentlich Aesopische Fabeln, sondern wahre und erdichtete Geschichtchen und sinnreiche Einfälle, durch welche die mancherlei Thorheiten des Papsttums und die Laster ihrer Glieder ins Licht gestellt werden. Sehr viel sinnreiche darunter, als I. 40.

Es wird alles als wahre Geschichte erzählt. Aber sonst einer, der es glaubt! Z. E. I. 41 von den Juden in Rom, die Christen werden und Juden bleiben wollten.

Schmotzen, was wir sonst schmunzeln nennen; halb gern, halb ungern lachen und es zu verbeißen suchen. 45. S.

Viel Histörchen vom Tridentinischen Concilio, die er für wahr ausgibt. I. 56. 57.

Melbig. Es ist nicht müglich, wer mit Müllern zu handeln hat, daß er nicht melbig werde. S. 66.

Du bist meines Fugs nicht. S. 66. Du bist nicht, wie ich dich verlange.

Des wäre sich nicht zu verwundern. S. 68.

Ich hab eines Regens und nit einer Güß begehrt. S. 73.

Dessen unterstund sich ein Jüngling. S. 74.

Zauffen? II. 44.

Ein fast zarter und heygkler Mann? II. 47.

Unwürsch. ib. Unglaublich von Julio III. II. 49.

Rassler und Spieler III. 24? vielleicht vom Rasseln der Würfel.

Eis dinges hab ich mich besint. Fab. der Minnes. 49. 24. Und dieser Genit. bei besinnen, bedenken ist ohne Zweifel besser als die Konstruktion mit auf.

Entsprechen für: widerhallen. Sie schrei das ihr der walt entsprach. Fab. 49. 71.

Wer ihres Gesindes für: welche von ihrem Gesinde. Fabeln LIII, 11.

Begehren gleichfalls mit dem Genit. „Das min niemandt begehrt.“ Fab. d. M. LVIII.

Weigern, sich einer Sache.

Die Idyllen Theokrits, Moschus' und Bions,

aus dem Griechischen übersetzt.

Berlin bei Gottlieb August Lange. 1757. In 8vo. 10 Bogen.

Eine Uebersetzung aus dem Griechischen! Eine Uebersetzung eines griechischen Dichters! Eine poetische Uebersetzung eines griechischen Dichters! — Mehr Gutes könnten wir unsern Lesern schwerlich auf einmal ankündigen. Allein wir müssen sie leider ersuchen, ihre Freude noch einige Augenblicke zurückzuhalten; und wenn sie es alsdenn noch für gut befinden, ihren Landsleuten zu diesem deutschen Theokrit Glück zu wünschen, so — Doch das sollte uns sehr wundern.

Der Uebersetzer hat eine Einleitung vorgesetzt, die aus neun Abschnitten besteht. Er handelt darin von dem Leben der drei griechischen Dichter, von den Idyllen überhaupt, von dem eigentlichen Gegenstande der Idyllen, von der Schreibart der Idylle, von dem Silbenmaße der Idylle, von dem Charakter der drei Dichter, von den kleinen Gedichten derselben, von den Bilderversen, die man bei den meisten Ausgaben derselben findet, und endlich von seiner gegenwärtigen Uebersetzung selbst. Unter diesen Ueberschriften könnte viel Brauchbares, Schönes und Neues stehen; wir haben aber in der That nichts gefunden, was des Auszeichnens wert sei, und wollen also sogleich zu der Uebersetzung selbst kommen, von der wir nur noch das in voraus erinnern müssen, daß sie größtenteils in Hexametern abgefaßt ist. Wir werden uns aber nur bei dem Theokrit aufhalten können.

I. Idyll. Wollen wir wohl untersuchen, ob der Gaul nicht gleich über die Schwelle gestolpert ist? Hier ist der Anfang.

„Thyrsis.

Lieblich ist das Murmeln und jene Fichte, mein Hirte,
Die zu den Quellen rauscht! Auch lieblich sind die Gesänge
Deiner Flöte. Der nächste Lohn nach dem Pan gebührt dir!
Wenn er den stößigen Bock empfängt, so empfängst du die Ziege.
Wird die Ziege sein Lohn, so bekömmst du die saugende Ziege;
Angenehm ist ihr Fleisch, bis der wartende Hirte sie melket."

„*Der Ziegenhirte.*

Lieblicher ist dein Gesang, o Schäfer, als rieselndes Wasser,
Das von obern Felsen widerschallend hinabrinnt.
Nehmen die Musen zum Lohn ein noch nicht weidendes Lämmchen,
So gebührt dir ein fettes Lamm. Wenn ihnen gefället,
Sich ein Lamm zu wählen, so wird ein Schaf dein Geschenke."

Gleich in der ersten Zeile ist aus dem Worte *Murmeln*, welches sich nur von den Quellen sagen läßt, und aus dem *und* deutlich zu ersehen, daß der Ueberſetzer die wahre Konstruktion verfehlt hat. *Theokrit* sagt:

Ἁδύ τι τὸ ψιθύρισμα καὶ ἁ πίτυς αἰπόλε, τήνα,
Ἁ ποτὶ ταῖς παγαῖσι μελίσδεται.

D. i. *Süß ist das Flüstern, das von der Fichte hier an den Quellen lieblich ertönet.* Diese Ueberſetzung rechtfertiget der alte Scholiast, der die Stelle so umschreibt: ἡδὺ μὲν τὸ τῆς πίτυος ψιθύρισμα ἐκείνης τῆς παρὰ ταῖς πηγαῖς λιγυρῶς ᾀδούσης. Der Dichter sagt nichts von murmelnden Quellen; er läßt bloß die Fichte lieblich *flüstern*, und zwar *an* den Quellen und nicht *zu* den Quellen. Der deutsche Ueberſetzer, den wir der Kürze halber Herr *Lbk.* nennen wollen, hat sich ohne Zweifel von einer schlechten lateinischen Ueberſetzung verführen lassen, welche die letztern Worte durch quae ad fontes suaviter canit gibt. Wenn πρός (dorisch ποτί) mit dem Dativo zu bedeuten könnte, so müßte es eben diese Bedeutung auch im 107. Verse dieses ersten Idylls haben.

Ὧδε καλὸν βομβεῦντι ποτὶ σμάνεσσι μέλισσαι.

D. i. *Hier, wo die Bienen lieblich um ihre Körbe summen.* (Auch in dieser Zeile hat Herr *Lbk.* die Partikel ποτί verfehlt und sie zwar nicht durch zu, aber eben so unglücklich durch *aus* übersetzt: *Lieblich murmeln aus weidenen Körben die schwärmenden Bienen.*) Wir gehen weiter. *Wenn Pan den stößigen Bock empfängt.* Warum *stößig*? Theokrit sagt bloß κεραὸν τράγον, und der Scholiast sagt ausdrücklich, daß κεραός und κερασφόρος einerlei sei. *Stößig* heißt κορυπτίλος (Id. V. V. 147). — *So bekömmst du die saugende Ziege.* Χίμαρος heißt eine jährige Ziege und nicht eine saugende; ἡ ἐνιαυσιαία αἴξ, ἡ ἑνὸς χειμῶνος οὖσα, sagt der Scholiast. Herr *Lbk.* hat den Unterschied zwischen ἔριφος und χίμαρος nicht gewußt; jenes würde man allenfalls durch *eine saugende Ziege* übersetzen können. Hier aber ist das *saugende* wegen des folgenden um so viel anstößiger; *angenehm ist ihr* (der saugenden Ziege) *Fleisch, bis der wartende Hirte sie melket.* Also melkt man die saugenden Ziegen, oder melkt sie doch sogleich, als sie zu saugen aufgehört haben? Die Ungereimtheit ist auf Theokrits Rechnung nicht zu schreiben. Noch bemerke man den Ausdruck *wartende*

Hirt. Wie deutlich und bestimmt Herr Lbk. überall ist! Heißt der wartende Hirt der sorgende, der pflegende Hirt, oder der Hirt, der die Zeit zu melken nicht erwarten kann? — Als rieselndes Wasser, das von obern Felsen widerschallend hinabrinnt. Was für elende holkerichte anderthalb Zeilen für die malende Harmonie der griechischen:

— — — ἢ τὸ καταχὲς
Τῆν' ἀπὸ τᾶς πέτρας καταλείβεται ὑψόθεν ὕδωρ.

Im Griechischen fast lauter reine liebliche Daktyli; im Deutschen fast lauter schwerfällige unangenehme Spondäi. Das von | obern | Felsen | wider | Τῆν' ἀπὸ | τᾶς πέ | τρας κατα | λείβεται | ὑψόθεν |.*) Und nun wird man auch die Feinheit einsehen, mit der Theokrit jedem von den wetteifernden Hirten eine eigne Vergleichung in den Mund legt. Thyrsis sagt: gleich dem süßen Säuseln der sanft flüsternden Fichte; und der Ziegenhirte erwidert: lieblicher als das rieselnde Wasser, das hoch vom Felsen herabfließt. Wo aber bleibt diese Feinheit, wenn man mit dem Herr Lbk. die Quellen sogleich zur Fichte murmeln läßt? — Nehmen die Musen zum Lohn ein noch nicht weidendes Lämmchen (τὰν οἴϊδα, sagt Theokrit), so gebührt dir ein fettes Lamm (ἄρνα σακίταν λαψῇ). Wie verkehrt! Sieht denn Herr Lbk. nicht, daß der Ziegenhirt dem Thyrsis gleichfalls weiter nichts als τὰ δευτερεῖα τῶν Μουσῶν zuerkennen will, sowie Thyrsis ihm τὰ δευτερεῖα τοῦ Πανός zuerkannt hatte? Und wenn dieses ist, müssen denn nicht οἴϊδες mehr sein als σηκῖται ἄρνες?**) Sind aber noch nicht weidende Lämmchen mehr als fette Lämmer? Wählen die Musen ein Lamm, so wird ein Schaf dein Geschenke. Immer verkehrter! Ein Schaf ist ja wohl besser als ein Lamm? Und also würde Thyrsis noch immer einen größern Preis erhalten als die Musen; ist das aber Theokrits Meinung?

So sehen die ersten elf Zeilen der gegenwärtigen Uebersetzung aus. Es würde Sklavenarbeit sein, alles folgende auf gleiche Weise durchzugehen. Wir wollen also nur hier und da einen Stein an-

---

*) Es ist freilich von einem schlechten Uebersetzer zu viel verlangt, daß er uns auch nicht einmal um den Wohlklang seines Originals bringen soll. Wir würden also dem Herrn Lbk. diese Nimrodsche Zeile nicht aufgemutzt haben (wie wir ihm denn von Grund des Herzens gern alle übrige von gleichem Schlage übersehen), wenn er sich nicht in dem fünften Abschnitte seiner Einleitung das Ansehen geben wollte, als habe er über den deutschen Hexameter mehr als andre nachgedacht, und daher etwas davon sagen könne, was vor ihm noch niemand gesagt habe.

**) Was σηκῖται ἄρνες sind, zu erklären, setzt der Scholiast hinzu: οὓς ἔτι γάλακτος δεομένους, οἱ νομεῖς τῶν μητέρων χωρίζοντες, ἰδίᾳ βόσκουσι, καὶ ἐν ἰδίῳ σηκῷ κλείουσιν. Der Verstand erfordert notwendig, daß man anstatt οὕς, οὐκ lese. Denn wenn sie der Milch noch bedürfen, so ist es ja wohl billig, sie bei den Müttern zu lassen? Gleichwohl finde ich in allen Ausgaben des Scholiasten οὕς.

zeigen, der seiner Unwissenheit zum Anstoß geworden. — Theokrit läßt (V. 23. 24) den Ziegenhirten sagen:

αἰ δέ κ' ἀείσῃς
Ὡς ποκα τὸν Λιβύαθε ποτὶ Χρόμιν ᾆσας ἐρίσδων,

d. i. Wenn du so singst, wie du einst mit dem lybischen Chromis um die Wette sangst, ἐὰν δὲ ᾄσῃς ὥςπερ ᾖσας ποτὲ ἐρίζων πρὸς τὸν Χρόμιν τὸν Λιβύαθεν, τουτέστι τὸν ἀπὸ τῆς Λιβύης, erklärt es der Scholiast. Herr Lbk. aber übersetzt:

„Und singst du mir Lieder,
Wie du einst im Wettstreit den Chromis libysch besungen."

Man sagt ἐρίζειν πρός τινα, mit einem streiten; aber wo hat Herr Lbk. ᾄδειν πρός τινα, einen besingen, gefunden? Und wie hat es ihm einkommen können, Λιβύαθε zu einem Adverbio zu machen? — Bei der 69. Zeile kann man sich unmöglich des Lachens enthalten: Οὐδ' Αἴτνας σκοπιάν, übersetzt Herr Lbk. noch in der Höhle des Aetna. Σκοπιά heißt ein erhabner Ort, von welchem man sich umsehen kann, und also hätte übersetzt werden müssen: noch auf der Höhe, oder Spitze, des Aetna. Wie hat Herr Lbk. aber die Spitze für eine Höhle ansehen können? Dieses beantwortet die lateinische Uebersetzung oder das Lexikon, wo er bei σκοπιά das lateinische specula gefunden, welches er in seiner übersetzerischen Eilfertigkeit für spelunca genommen. — Die 105. Zeile,

Οὐ λέγεται τὰν Κύπριν ὁ βωκόλος, ἕρπε ποτ' Ἴδαν,

übersetzt Herr Lbk.

„Und der Hirte sagte zur Venus: Begib dich nach Ida!"

ὁ βωκόλος λέγεται, der Hirte sagte; das ist allerliebst! Und nach Ida; als ob Ida eine Stadt wäre! Solche grobe Fehler! Und gleichwohl hat uns der alte Scholiast wegen des wahren Verstandes dieser Zeile nicht einen Augenblick in Zweifel gelassen: οὗ, sagt er, ἀντὶ τοῦ ὅπου. λείπει δὲ τὸ καταισχῦναι. ὅπου ὁ βουκόλος Ἀγχίσης τὴν Ἀφροδίτην καταισχῦναι λέγεται. Wo, wie man sagt, der Hirte die Venus — Die Bescheidenheit befiehlt dem Theokrit, die Rede unvollendet zu lassen. Anstatt

„Und der Hirte sagte zur Venus: Begib dich nach Ida,
Eil zum Anchises!"

hätte Herr Lbk. also ungefähr sagen sollen: Geh nur auf deinen Ida, wo dich einst der Hirt — Du weißt schon — geh nur zu deinem Anchises!

Aus dem II. Idyll, das gleichfalls von Fehlern wimmelt, wollen wir nur die allergröbsten anzeigen. Aus dem Vogel Ἴυγξ macht Herr Lbk. durch das ganze Idyll einen bezaubernden Trank. Φίλτρα sind ihm bloße Säfte, und er weiß nicht, daß überhaupt alles darunter verstanden wird, wodurch man Liebe zu

erwecken denkt. Auch die Lorbeern, welche Simätha verbrennt, auch das Wachs, das sie am Feuer zerläßt, sind φίλτρα. — In der 48. Zeile sagt der griechische Dichter:

Ἱππομανὲς φυτόν ἐστι παρ᾽ Ἀρκάσι,

und Herr Lbk. übersetzt es:

„Bei den Arkadiern ward Hippomanes vormals geboren.“

Es ist zwar nicht ganz ausgemacht, was Ἱππομανές heißt; ob es eine Pflanze oder, nach dem Servius, virus ex equarum inguinibus defluens, quo tempore praecipites in Veneris libidinem et furorem feruntur, bedeute. Aber zu einer Person hat es doch noch niemand als Herr Lbk. gemacht. Theokrit nimmt es offenbar für eine Pflanze, ob wir gleich gar wohl wissen, daß φυτόν ἐστι so viel als φύεται heißen kann. Es muß in dem Kopfe unsers Uebersetzers ohne Zweifel ein wenig verwirrt aussehen; denn allem Ansehen nach hat er für Ἱππομανές, Ἱππομένης gelesen, der durch den Wettlauf mit der Atalanta bekannt ist und dessen unser Dichter in dem 3. Idyll Z. 40 gedenkt. — In der 88. Zeile läßt Theokrit die Simätha klagen:

Καί μεν χρὼς μὲν ὁμοῖος ἐγίνετο πολλάκι θάψῳ.

Θάψος ist ein gelblichtes Holz und eben dasselbe, welches die Griechen sonst χρυσόξυλον nennen; ἐστι ξύλον τι ὃ καλεῖται σκυθάριον, ἤγουν σκυθικὸν ξύλον, sagt der Scholiast. Wenn man aber in des Herrn Lbk. Uebersetzung lieset:

„Oft glich ein bleiches Gesicht dem totenfarbigen Thapsus,“

sollte man nicht fast vermuten, er habe Thapsus für etwas ganz anders als für ein Holz angesehen, besonders da er ihm das weibliche Geschlecht nicht läßt, das es im Griechischen hat? — Der Fehler in der 146. Zeile ist unwidersprechlicher; er macht nämlich aus ἁ Μελιξοῦς (der Mutter der Melixo; man merke wohl, daß Μελιξοῦς der Genitivus ist) eine Mannsperson, die er Melixus nennt.

III. Idyll. „Die Scholastiker,“ sagt Herr Lbk. in dem Inhalte, „haben allerhand witzige Mutmaßungen über die Person dieses Gedichts geäußert.“ — Die Scholastiker? Welche? Die Scotisten oder Thomisten? Oder meint der gelehrte Uebersetzer etwa die Scholiasten — die er nicht gelesen hat? — In der 31. Zeile macht Herr Lbk. aus der Ἀγροιώ einen Ackermann Namens Agräos. In der 45. Zeile ist ein gleicher Fehler, wo er aus der klugen Alphesiböa einen weisen Alphesibäus macht. Was für eine Lust mag er wohl an solchen Verwandlungen haben?

In dem IV. Idyll wollen wir nur einen einzigen Fehler anmerken. Nur einen einzigen, der aber gut und gern sein Dutzend kleinere wert ist. Den Fluß Alpheus, der jedem bekannt sein muß, dem die Olympischen Spiele nicht etwas ganz Unerhörtes sind, macht er zu einer Stadt Alphe und übersetzt die 6. Zeile, ἄγων

νιν ἐπ' Ἀλφεὸν ᾤχετο Μίλων, durch: ihn nahm ja Milo mit sich nach Alphe.

V. Idyll. In der 14. Zeile hat Herr Lbk. aus Λάκων ὁ Καλαίθιδος zwei verschiedne Personen gemacht. In der 117. Zeile ist die ganze Ironie verloren gegangen: anstatt: Du wendest lächelnd den Nacken, hätte es heißen sollen: Du wundest dich vortrefflich! In der 126. übersetzt er ποτ' ὄρθρον am dämmernden Abend; und doch hieß ὄρθρος die Morgendämmerung.

VI. Idyll. Eines von den vortrefflichsten Bildern im Theokrit hat Herr Lbk. schändlich verdorben; denn in der 14. Zeile hat er das ἐξ ἁλὸς ἐρχομένας auf den Hund gezogen, da es doch auf das Mägdchen geht, das der Hund anfangs nur im Wasser sieht und es anbellt. Ruf ihn zurück, will der Dichter sagen, sonst möchte er dem Mägdchen in die Beine fahren, wenn es nun aus dem Meere hervorgeht; das ist, wenn er nicht mehr ihr bloßes Bild im Wasser, sondern sie selbst am Ufer erblickt. Herr Lbk. sagt dafür:

„Ruf ihn, sonst faßt er dem Mägdchen ins Knie; er steigt aus dem Meere,
Ruf ihn!"

— In der 39. Zeile sollte es anstatt: netzt' ich mir dreimal die Schöße, heißen: spuckte ich mir dreimal in den Schoß. Man kann bei dem netzt' ich mir die Schöße an ganz etwas anders denken.

Aus dem VII. Idyll mögen sich unsre Leser nur mit einem Fehler begnügen. In der 31. Zeile macht Lbk. das Erntenfest Θαλυσιά zu einer Stadt und übersetzt ἁ δ' ὁδὸς ἅδε Θαλυσιάς, durch dies ist der Weg, er geht nach Thalysien.

Desgleichen aus dem VIII. Idyll, Z. 86 übersetzt Lbk. μιτύλαν αἶγα durch eine Ziege mit sprossenden Hörnern. Er hätte setzen sollen: mit verstümmelten Hörnern; μιτύλαν αἶγά φησιν ἄκερων, sagt der Scholiast. Den 70. Vers müssen wir doch auch noch anmerken.

Σίττα νέμεσθε, νέμεσθε· τὰ δ' οὔθατα πλήσατε πᾶσαι,
Ὡς τὸ μὲν ὥρνες ἔχωντι, τὸ δ' ἐς ταλάρως ἀποθῶμαι.

D. i. Weidet, weidet und füllet die Euter, damit ein Teil den Lämmern werde und ein Teil die Aeschen fülle. Oder, wie es Dan. Heinsius übersetzt:

Pascite, pascite vos, atque ubera tendite cuncta,
Altera pars calathis, pars altera restet ut agnis.

Herr Lbk. aber übersetzt:

„Daß die Lämmer nicht darben, so pflück' ich in Körben euch Kräuter."

Wir haben schon vermutet, ob er hier nicht vielleicht einer besondern Lesart gefolgt sei; aber welcher? und wo findet man sie?

IX. Idyll. Hier kommen wieder ein paar Zeilen vor, die Herr Lbk. unmöglich nach dem Griechischen kann übersetzt haben. Daphnis sagt: Den brennenden Sommer aber achte ich eben so wenig, als ein Verliebter die Reden des Vaters oder der Mutter:

Τοῦ δε θέρους φρύγοντος ἐγὼ τόσσον μελεδαίνω
Ὅσσον ἐρῶν τι πατρὸς μύθων καὶ ματρὸς ἀκούειν.

Wenn er nur wenigstens die Uebersetzung des Heinsius zu Rate gezogen hätte:

Torridaque aestatis vix tantum frigora curo,
Quam patris praecepta sui, vel matris amator.

Doch er hat lieber etwas hinschreiben wollen, was kein Mensch, auch er selbst nicht einmal verstehen kann.

„Aber den brennenden Sommer bedenk' ich so emsig als Kinder,
Die mit begierigem Ohr die lehrenden Eltern erwarten."

In dem X. Idyll ist gleich das erste Wort ein Fehler; ἐργατίνα βουκαῖε heißt nicht emsiger Schnitter, und kann es auch wegen des folgenden nicht heißen, wo von diesem emsigen Schnitter gesagt wird, daß er zurückbleibe. Es sollte dafür heißen gedungner Schnitter. — In der 19. Zeile verwechselt der Uebersetzer den Plutus mit dem Pluto. Wo hat er gelesen, daß man den Pluto blind vorstelle? — In der 27. Zeile sagt der Dichter:

— — Σύραν καλέοντί τυ πάντες
Ἰσχνάν, ἁλιόκαυστον· ἐγὼ δὲ μόνος μελίχλωρον.

D. i. Alle nennen dich die schlanke, von der Sonne verbrannte Syrerin; und nur ich nenne dich die honigbraune. Wie gibt das sein Uebersetzer?

— — „Die schlanke Syrerin nennet dich jeder,
Von der Sonne gefärbt! Ich aber gleiche dem Honig!"

XI. Idyll. Theokrit läßt den Cyklops Z. 54 seufzen:

Ὤ μοι ὅτ' οὐκ ἔτεκέν μ' ἁ μάτηρ βράγχι' ἔχοντα,
Ὡς κατέδυν ποτὶ τὶν, καὶ τὰν χέρα τεῦ ἐφίλασα,
Αἰ μὴ τὸ στόμα λῇς.

D. i. O, daß meine Mutter mich nicht mit Kiefern und Floßfedern gebar, damit ich in das Wasser zu dir herab könnte und wenigstens deine Hand küßte, wenn du den Mund mir weigerst. Dies ist der Verstand: und der Uebersetzer, der ein Dichter sein wollte, müßte die Worte noch weit sorgfältiger wählen und zierlicher setzen. Thut das Herr Lbk.?

— „Ach, keine schuppichte Mutter,
Weh mir, gebar mich wie rudernde Fische, herunter zu schwimmen
Und dir die Hände zu küssen, wenn du die Lippen nicht reichtest."

Was soll die schuppichte Mutter? Was würde es helfen, wenn sie ihn auch so geboren hätte, wie Fische gebären? — Doch wir wollen uns nicht mehr bei Stellen aufhalten, die nur schlecht übersetzt sind; wir können die nicht einmal alle bemerken, die falsch übersetzt sind. Darunter gehöret die 75. Zeile.

Τὰν παρεοῖσαν ἄμελγε· τί τὸν φεύγοντα διώκεις;

Aber, will der Cyklope sagen, warum verliere ich meine Zeit bei der spröden Galatee? Warum verfolge ich die einzige, die mich flieht, da mir so viel andere Mägdchen lächeln? Und dieses drückt er durch ein Schäfersprichwort aus: Melke, die vor dir steht, was verfolgest du den Fliehenden? Der Scholiast erklärt es τὴν ἀγαπῶσαν φίλει. Aber wo ist diese feine Anspielung, wo ist dieser Sinn in Lbk. Uebersetzung?

„Melke dies Schaf! Was eilst du nach dich fliehenden Schatten!"

XII. Idyll. Was mag wohl o Saturnischer Vater heißen? Vielleicht ein Vater, der wie Saturnus seine Kinder frißt? Vielleicht ein Vater, dessen Güter die Söhne bei seinen Lebzeiten unter sich teilen? Nichts weniger als das. Der sinnreiche Herr Lbk. übersetzt Z. 17 πάτερ Κρονίδα (ὦ Ζεῦ γένοιτο υἱὲ τοῦ Κρόνου) durch Saturnischer Vater. — Daß die 13. und 14. Zeile falsch übersetzt ist, wollen wir nicht einmal berühren; denn Herr Lbk. könnte uns einwenden, der wahre Sinn sei im Deutschen gar nicht auszudrücken. Heinsius hat ihn wenigstens im Lateinischen ausgedrückt:

Atque aliquis, geminum, dicat, par vixit amantum
Hic Lacedaemoniis Espnilus dictus in oris,
Alter erat tellus quem Thessala dicat Aïten.

— Wie Herr Lbk. aber die vier letzten Zeilen dieses Idylls verhunzt hat, ist gar nicht zu beschreiben. Der Dichter bricht in das Lob der Megarenser aus wegen ihrer besondern Gastfreundschaft gegen den attischen Diokles. „Noch jetzt versammeln sich im Frühlinge die Knaben um sein Grab und streiten um den Preis des Kusses. Wer Lippen auf Lippen am süßesten drücket, der kehret mit Kränzen beladen zu seiner Mutter. O selig, wen sein gut Geschicke über diese Küsse der Knaben zum Richter bestimmt! Sehnlich wird er den schönen Ganymedes flehen, daß sein Mund dem lydischen Steine gleiche, auf dem der Künstler die Güte des Goldes erforschet." — Das ist der Sinn; nun urteile man, wie weit Herr Lbk. davon abweichet:

„Selig lebe der erste, der blühende Knaben geküßt hat;
Denn vom reizenden Ganymedes verkündigt die Vorwelt,
Glatten Steinen gleiche sein Mund, worauf man das Gold prüft."

Er lerne nur das leichtere Griechische des Scholiasten verstehen, wenn ihm der Text zu schwer ist: Ὄντως ὁ κριτὴς εὔχεται τῷ

Γανυμήδει ἵνα ἐπιτήδειον ἔχῃ τὸ στόμα πρὸς τὸ δικάζειν τὰ φιλήματα, οὕτως, ὡς ἡ Λυδία λίθος δοκιμάζει τὸν χρυσόν, εἴτε καλός, εἴτε καὶ μή etc. Hier ist zum Ueberflusse auch noch die Uebersetzung des Heinsius:

Hoc nimium felix, qui basia dividit illa:
Os sibi, Dii, quoties Ganymeden postulat ante
Indicis in morem lapidis: quo nescius olim,
Aurifaber purum falso discriminat aurum.

XIII. Idyll. Haben Sie denn niemals, mein Herr Lbk., etwas von den Symplegaden gehört? Haben Sie niemals — ich verlange eben nicht bei dem Ovidius oder Valerius Flaccus, sondern etwa in einer Acerra philologica, in dem mythologischen Wörterbuche eines Klieters oder in sonst so einem andern Werkchen — gelesen, daß die Argonauten durch diese sich trennende und wieder zusammenstoßende Klippen ihren Lauf nehmen müssen (medios inter juga concita cursus rumpere, V. Fla.)? Und daß diese Klippen seit der glücklichen Durchfahrt immotae perstant, ventisque resistunt? Ovid. Diese kleine Schulgelehrsamkeit hätten Sie freilich haben müssen, wenn Sie folgende Zeilen des Theokrits gehörig hätten verstehen und übersetzen wollen:

Σὺν δ' αὐτῷ κατέβαινεν Ὕλας εὔεδρον ἐς Ἀργώ,
Ἅτις Κυανεᾶν οὐχ ἥψατο συνδρομάδων ναῦς,
Ἀλλὰ διεξάϊξε (βαθὺν δ' εἰσέδραμε Φᾶσιν)
Αἰετὸς ὥς, μέγα λαῖτμα· ἀφ' οὗ τοτε χοιράδες ἔσταν.

„Mit ihm," will der Dichter sagen, „stieg zugleich Hylas in die feste Argo, die zwischen den zusammenstoßenden Cyaneischen Klippen nicht verunglückte, sondern wie auf Adlers Flügeln durch den greulichen Schlund strich, bis zu dem tiefen Phasis drang und die irrenden Klippen unbeweglich, fest an der Tiefe des Abgrunds zurücke ließ." — Nun will ich Sie, mein Herr Lieberkühn exponieren lassen:

— „Mit ihm stieg der reizende Hylas ins Argo,
Wohl mit Rudern versehen, doch landete niemals das Kriegsschiff
An die Cyanische Inseln, es segelte furchtsam vorüber
Und begab sich wie rauschende Adler zum tiefen Phasis
Durch hochtürmende Wogen, aus welchen Felsen hervorstehn."

Es landete niemals? Das hatten sich auch die Argonauten niemals einkommen lassen. Es segelte vorüber? Es segelte zwischen ihnen durch. Aus welchen Felsen hervorstehn? ἀφ' οὗ heißt nicht aus welchen, sondern seit welcher Zeit.

XIV. Idyll. Ἱπποδιώκτας übersetzt Herr Lbk. in der 12. Zeile durch Fuhrmann. Wenn er aber des Aemilius Portus dorisches Wörterbuch nachgeschlagen hätte, so würde er die Anmerkung gefunden haben: Lex. Graecol. vertunt auriga, nullius tamen

auctoris auctoritate res confirmatur. — Doch ich eile zu einem Fehler, aus welchem es auf die aller unwidersprechlichste Weise erhellt, daß Herr Lbk. den Theokrit nicht aus dem Griechischen, sondern aus der lateinischen Uebersetzung verdeutscht hat und daß er auch diese lateinische Uebersetzung nicht einmal verstanden. Der Dichter sagt zu Ende dieses Idylls vortrefflich:

— — ἀπὸ κροτάφων πελόμεσθα
Πάντες γηραλέοι, καὶ ἐπισχερὼ ἐς γένυν ἕρπει
Λευκαίνων ὁ χρόνος. — —

D. i. wie es nach der wörtlichen lateinischen Uebersetzung heißt: A temporibus fieri incipimus senes, atque inde ordine in genas serpit aetas, quae canos facit. Wir schämen uns recht, daß wir hier einem Manne, wie unser Uebersetzer sein will, noch sagen müssen, daß tempora nicht immer die Zeiten bedeute, daß es auch die Schläfe heißen könne. Wenn eben diese Zweideutigkeit auch bei dem griechischen Worte stattfände, so wollten wir gern nichts sagen; allein κρόταφοι heißen einzig und allein das letzte, und der Sinn des Dichters ist dieser: „Um die Schläfe zeigt sich das Alter zuerst, und dann schleicht es die Wangen herunter.“ Wer kann sich also des bittersten Spottes enthalten, wenn Lbk. dafür sagt:

„Denn die Zeit macht uns alle zu Alten! Dann irrt auf den Wangen
Die begreißende Stund'.“

Was ist offenbarer, als daß er hier auch nicht einmal einen Blick in das Griechische kann gethan haben?

XV. Idyll. Die 8. und 9. Zeile ist schlecht übersetzt, desgleichen auch die 48. — Warum übersetzt er in der 60. Zeile αὐλά durch Saal? Er glaubt vielleicht, daß es lange genug Hof geheißen habe? — Warum macht er in der 67. Zeile aus der Eutychis eine Mannesperson Namens Eutychides? Der Scholiast sagt: εἰκὸς τὴν Εὐτυχίδα Γοργοῦς εἶναι θεράπαιναν.

XVI. Idyll. Ἰάονος ἀνδρὸς ἀοιδαί übersetzt Herr Lbk. (Z. 57) die Lieder Jaons. Wer ist der Jaon? Er hätte sagen sollen, des jonischen Sängers; und nun versteht man es, daß Homer darunter gemeinet wird.

XVII. Idyll. Ἀνὴρ ὑλητόμος übersetzt Herr Lbk. Z. 9 durch Weidmann. Aber dieses heißt ein Jäger, und das Griechische bedeutet einen Holzfäller. — Wie seltsam trennet er die 12. und 13. Zeile!

Οἷσι Θεοὶ τὸν ἄριστον ἐτίμησαν βασιλήων,
Ἐκ πατέρων.

D. i. Mit welchen die Götter den vortrefflichsten der Könige von seinen Eltern an ausgeschmückt. Theokrit will

also sagen, daß die Götter zu der Größe und Güte des Ptolemäus schon in seinen Eltern den Grund gelegt. Wie elend aber sagt *Lbk.* dafür:

„Womit die Götter den herrlichsten König vor Kön'gen bezeichnen,
Von den Vätern zuerst!"

Erstlich heißen hier πατέρες nicht *Väter*, sondern *Eltern*. Denn der Dichter steigt nicht höher als bis auf den Vater und die Mutter seines Helden hinaus. Zweitens kann man das *von den Vätern zuerst!* nicht anders verstehen, als ob Theokrit sagen wolle: Ich will also den Anfang zu seinem Lobe mit seinen Vätern machen. Und das ist, wie wir gesehen haben, seine Meinung doch nicht. — Πέρσαισι βαρὺς θεὸς αἰολομήτας, gibt unser Verdeutscher (Z. 19) durch

„Der den Persern so schädliche Gott mit gesprenkeltem Helme."

Αἰολομήτης heißt *klug, verschlagen*. Doch Herr *Lbk.* scheint hier einer andern Lesart gefolgt zu sein; welches wir nicht tadeln würden, wenn er nur diese andre Lesart richtig übersetzt hätte. Er muß nämlich für αἰολομήτης, αἰολομίτρης gefunden haben, ob ich gleich die Ausgabe nicht gesehen habe, wo man diese Lesart in den Text genommen hätte. Doch auch alsdenn würde αἰολομίτρης nicht *mit gesprenkeltem Helme*, sondern mit der *bunten Binde* bedeuten; denn daß μίτρα eine Binde, ein Gürtel heiße, hätte er aus der 54. Zeile des 27. Idylls seines Dichters lernen können. — Κρονίδας ist ihm in der 24. Zeile Saturn. Und Κρόνος wird ihm also wohl Jupiter sein? — Die 34. und folgende Zeilen übersetzt *Lbk.*

„Und wie unter den klügsten der Frauen sich Berenice,
Ihrer Eltern beständiger Ruhm, am erhabensten zeigte,
Also legtest du, werte Dione, Beherrscherin Cyperns,
In den duftenden Schoß ihm deine liebkosenden Arme.
Und sie sagen: noch habe kein Mägdchen dem Ehmann gefallen,
Wie Ptolemäus voll Inbrunst sich seinem Gemahle gewidmet."

So wie zu Anfange dieses Idylls *Lbk.* den Theokrit fragen läßt:

„Was besing' ich zuerst, wo tausend Gaben mir winken?"

so möcht' ich bei dieser Stelle fragen:

„Was *bemerk'* ich zuerst, wo tausend *Fehler* mir winken?"

Alles ist falsch! Nirgends ein Funken Verstand! Der Grieche sagt ohngefähr: „Und o wie strahlet unter den edelsten Frauen die edlere Berenice, der Stolz ihrer Eltern! Ihr hat den duftenden Schoß Dionens erhabene Tochter, Cyperns Beherrscherin, mit zarten Händen gestrichen. Daher sagt man auch, daß nie eine Gattin ihrem Gemahl so liebenswürdig geschienen als dem Ptolemäus die seine." — Findet man auch nur die geringste Spur von diesen

Gedanken, von dieser schmeichelnden Erdichtung in den Lbkschen Versen? Er macht die Dione zur Venus, die Mutter zur Tochter; er macht den Schoß der Berenice zum Schoße des Ptolemäus; er macht — kurz, er macht alle Fehler, die ein nachlässiger Uebersetzer machen kann. Der kinderleichte Scholiast hätte sie ihm alle können vermeiden helfen: ἡ Ἀφροδίτη φησὶν αὐτῆς εἰς τὸν κόλπον ἀπεμάξατο τὰς χεῖρας, τουτέστιν ἐπαφρόδιτον ἐποίησεν αὐτὴν, διὸ καὶ ἠγαπᾶτο ὑπὸ τοῦ ἀνδρός. — Wie manches könnten wir nicht noch bei der 3., 25., 55., 63., 99., 133. Zeile erinnern! Doch wir müssen mit dieser verdrießlichen Arbeit zu Ende eilen.

XVIII. Idyll. Die 17. Zeile ist abermals ohne Verstand übersetzt:

„Glücklicher Bräutigam, dir hat, da du nach Sparta gekommen,
Jemand glücklich genießt: wo viele Große dir beistehn."

Theokrit will sagen: Du mußt zu einer sehr glücklichen Stunde nach Sparta gekommen sein, wo du so viel edle Nebenbuhler fandest und doch zum Zwecke kamst; ὅποι ᾿ῶλλοι ἀριστέες, ὡς ἀνύσαιο. Das ὡς ἀνύσαιο gehört dem Verstande nach zu dem vorhergehenden ἐπέπταρεν. Grotius hat es sehr wohl übersetzt:

Sponse, tibi quis in hanc venienti sternuit urbem,
Totque inter proceres felix dedit omen amoris.

Und wie jämmerlich ist die 20. und folgende Zeilen geraten!

„O, was Großes wird sie dir gebären, gebiert sie ihr ähnlich!
Sind wir alle nicht gleich an Jahren, wir gingen zusammen,
Wie der Jünglinge schönste gesalbt bei den Bädern Eurotens,
Viermal sechzig Mägdchen, erlesner weiblicher Jugend.
Keine von allen hat Mängel, vergleicht ihr sie selber Helenen."

Welche Worte, wenn sie auch ein Sturmwind zusammengejagt hätte, könnten weniger Verstand haben? Da Herr Lbk. doch einmal kein Griechisch versteht, so wollen wir ihn nur bitten, wenigstens das Lateinische des Grotius dagegen zu halten.

Pignora magna dabit, referent si pignora matrem.
Namque eadem nobis aetas et more virili
Cursus ad Eurotan unctis fuit omnibus idem:
Viginti novies sumus aevi flore puellae,
Nec tamen est, Helenae quae sese conferat, ulla.

Ist es nicht, als wenn sich Herr Lbk. mit Fleiß vorgenommen hätte, von allem das Gegenteil zu sagen?

Das XIX. Idyll wollen wir ganz übergehen; es ist nur acht Zeilen lang, und Herr Lbk. hat es gar in Reime übersetzt.

XX. Idyll. Was soll in der 3. und 4. Zeile heißen:

— — „Ich lernte nicht küssen,
Wie die Hirten es thun, ich weiß sie artig zu nehmen."

Was weiß sie denn zu nehmen? Wenn Lbk. noch ungefähr gesagt hätte: Ich habe nicht gelernt, bäurisch zu küssen, wohl aber bürgerliche Lippen zu drücken, so hätte er doch wenigstens nicht den Sinn seines Dichters verfehlt. — Aus der 31. und 32. Zeile ist es abermals klar, daß er bloß aus der lateinischen Uebersetzung verdeutscht hat. Warum hätte er sonst von vielen Mägdchen aus der Stadt gesprochen, da in dem Griechischen nur von einer einzigen die Rede ist? Die gewöhnliche lateinische Uebersetzung hat den Pluralem, Herr Lbk. also auch. — Die 29. Zeile müssen wir noch mitnehmen:

Κἦν αὐλῷ λαλέω, κἦν δώνακι, κἦν πλαγιαύλῳ.

Wer sieht nicht, daß αὐλός, δῶναξ und πλαγίαυλος hier drei besondre Instrumente sind? Herr Lbk. aber macht das letzte Wort zu einem Verbo und übersetzt:

— — „Auch wenn ich das Haberrohr blase
Oder die Flöte spiele, so oft ich sie seitwärts begreife."

Die Anmerkung, die Aem. Portus bei dem Worte πλαγίαυλος macht, ist artig: unde gallicum nomen derivatum *flagiolet*, quasi dicas *plagiaulet*. Sie ist artig, sagen wir, aber nicht richtig; denn πλαγίαυλος war eine Art von Querflöte.

XXI. Idyll. Warum hat Herr Lbk. die 36. und 37. Zeile nicht mit übersetzt? Vielleicht, weil er sie nicht verstanden? Als ob er sonst alles, was er übersetzt hat, verstanden hätte! Wenn er sie noch will verstehen lernen, so wollen wir ihn auf Jos. Scaligers Emendationes ad Theocriti etc. Idyllia verweisen. —

XXII. Idyll. Die 43. und 44. Zeile:

Ἄνθεά τ' εὐώδη, λασίαις φίλα ἔργα μελίσσαις,
Ὅσσ' ἔαρος λήγοντος ἐπιβρύει ἂν λειμῶνας,

übersetzt Herr Lbk.:

„Duftende Blumen, der haarichten Bienen erquickende Wollust,
Die, wenn der Frühling sich neigt, auf Wiesen in Schwärmen dahin ziehn."

Was ist offenbarer, als daß er hier abermals nicht aus dem Griechischen übersetzt hat? Denn sonst würde er ja wohl gesehen haben, daß ὅσσα auf ἄνθεα und nicht auf μέλισσαι gehe. — Theokrit sagt von dem Fechter Amykus vortrefflich, daß er ein eisernes Fleisch gehabt, σφυρήλατος οἶα Κολοσσός, d. i. ein Fleisch wie der gehämmerte Kolossus. Und das übersetzt Herr Lbk.:

„Fleisch wie Eisen, als hätten ihn Hammer Kolossus' gezimmert."

Wer kann sich rühmen, dieses zu verstehn? Die Hammer Kolossus'! die Hammer zimmern! Welcher Unsinn! Ferner sagt Theokrit von eben demselben Amykus, daß ihm eine Löwenhaut von

dem Halse über den Rücken herabgehangen, welche mit den Klauen oben zusammengebunden gewesen; δέρμα λέοντος ἀφημμένον ἐκ ποδεώνων. Herr Lbk. aber macht die Klauen der Löwenhaut zu den Füßen des Amykus und übersetzt:

„Ueber den ganzen Rücken und Hals zu den Füßen herunter
Hing ihm ein Löwenfell."

— Ehe der Kampf zwischen dem Pollux und Amykus angeht, rufen sich beide von ihren Landsleuten Zuschauer; Amykus bläst auf einer tiefen Muschel seine Bebryker zusammen, und Pollux läßt durch seinen Bruder Kastor alle Helden aus dem Magnesischen Schiffe herbeiholen. Dieses ist der Sinn der 78. und 79. Zeile; Herr Lbk. aber macht aus dem Magnesischen Schiffe eine Magnesische Schlacht und ziehet beide Zeilen in diese eine:

„Wie zur Magnesischen Schlacht die Helden Kastor hervorrief."

— Und wie falsch ist noch die 8., die 179. und die 218. Zeile dieses Idylls übersetzt!

XXIII. Idyll. Da Herr Lbk. hier einmal aus dem Knaben ein Mägdchen gemacht, so sollte es auch in der 6. Zeile nicht heißen, er lärmt, sondern sie lärmt. Aber wie elend ist dieses lärmt! — In der 16. Zeile sagt er abermals gleich das Gegenteil von dem, was Theokrit sagt:

Λοίσθιον οὐκ ἤνεικε τὰ σύμφορα τᾶς Κυθερείας.

Wir wollen uns jetzt dabei nicht aufhalten, was die Kunstrichter wegen des Worts σύμφορα erinnern; denn so viel ist gewiß, Herr Lbk. hat nichts davon gewußt, sondern ist den lateinischen Uebersetzern gefolgt, welche anstatt σύμφορα, δάκρυα lesen und die ganze Zeile durch tandem non continuit lacrymas Veneris geben. Aber heißt denn nun dieses auf deutsch:

„Endlich weint er nicht mehr die Thränen der Venus?" —

Auch die gleich darauf folgenden Worte: ἀλλ' ἐλθὼν ἔκλαιε, hätten ihm seinen Irrtum zeigen können.

XXIV. Idyll. Die Fabel von der Geburt des Herkules und Iphikles muß dem Herrn Lbk. ganz unbekannt sein. Wenn er von diesem Beispiele der Superfétation, wie es Bayle nennt, jemals das Geringste gehört hätte, so würde er gleich die ersten Zeilen:

Ἡρακλέα δεκάμηνον ἐόντα ποχ' ἁ Μιδεᾶτις
Ἀλκμήνα, καὶ νυκτὶ νεώτερον Ἰφικλῆα
Ἀμφοτέρους λούσασα etc.,

schwerlich so übersetzt haben:

„Kaum war Herkul zehn Monat geboren, so wusch ihn Alkmene
Mit dem jungen Bruder Iphikles nächtlich im Flusse" ꝛc.

Νυκτὶ νεώτερον gehört hier zusammen und ist als ein Beiwort des Iphikles anzusehen, den der Dichter um eine Nacht jünger als den Herkules macht. Daß νυκτὶ hier nicht nächtlich heißen könne, erhellt auch weiter aus dem vorhergehenden ποχ' (ποκα) und dem καί. Doch wer wird das leugnen wollen? Was alle Welt weiß, weiß Herr Lbk. nicht; er weiß aber auch vieles dafür, was sonst niemand in der Welt weiß. Z. E. daß Alkmene ihre beiden Söhne im Flusse gewaschen. Man muß scharfsichtige Augen haben, wenn man dieses im Flusse bei dem Theokrit finden will. — Der Fehler, den er in der 31. Zeile gemacht hat, fließt aus eben derselben Quelle. Er muß nicht gewußt haben, wie das Beiwort ὀψίγονος, der spät oder schwer Erzeugte, dem Herkules zukomme, und übersetzt daher περὶ παῖδα ὀψίγονον durch um den jüngsten der Knaben. Allein der jüngste der Knaben würde ja Iphikles und nicht Herkules sein. — Noch einen Fehler müssen wir mitnehmen, der abermals ein offenbarer Beweis ist, daß Herr Lbk. aus dem Lateinischen übersetzt und das Latein nicht einmal verstanden hat. Theokrit sagt von dem Amphitryo:

— ὁ δ' ἐξ εὐνᾶς ἀλόχῳ κατέβαινε πιθήσας.
Δαιδάλεον δ' ὥρμησε μετὰ ξίφος, ὅρρ' οἱ ὕπερθε
Κλιντῆρος κεδρίνω περὶ πασσάλῳ αἰὲν ἄωρτο.

Herr Lbk. übersetzt es:

— „Er stieg herunter vom Bette, gehorchte der Gattin,
Eilte zum schön geschmiedeten Degen. Er hing ihm zum Haupte
Seines cedernen Bettes stets von der Keule herunter."

Περὶ πασσάλῳ, von der Keule? πάσσαλος heißt ein Nagel, ein Haken, an dem man etwas aufhängen kann. Wie kömmt aber Herr Lbk. auf die Keule? Es heißt in der lateinischen Uebersetzung a *clavo* suspensus erat, und er hat sich eingebildet, clavus und clava sei einerlei. Vielleicht hat er auch noch obendrein geglaubt, daß die Keule des Herkules ein Erbstück von seinem Stiefvater Amphitryo gewesen.

Die Zeit wird uns bei dieser Arbeit so lang, daß wir über die noch rückständigen Idyllen geschwinder hingehen und aus jedem nur einen Fehler, so wie er uns am ersten in die Augen fällt, anzeigen wollen. In dem XXV. macht Herr Lbk. Z. 21 Ἀπόλλωνος νομίοιο ἱερὸν ἁγνόν zu einem Prädikate des Oelbaums und sagt:

— „Wo dem Winter trotzende Fichten
Wachsen und grüner Oelbaum, des Phöbus, den Hirten verehren,
Unverletzliches Heiligtum" rc.,

anstatt daß er hätte sagen sollen: und dort, wo die Fichten und der Oelbaum wachsen, erblickst du des schäfrischen Apollo unverletzliches Heiligtum. Denn das φαίνεται aus

der 19. Zeile muß sowohl zu ἱερὸν ἁγνόν als zu αὖλις genommen werden.

XXVI. Idyll. Die 13. Zeile, wo Autonoë bei Erblickung des Pentheus in die heilige Wut gerät:

Σὺν δ' ἐτάραξε ποσὶν μανιώδεος ὄργια Βάκχου,

übersetzt Herr Lbk.

— „Sie zerstörte die Feste des taumelnden Weingotts."

Doch ὄργια heißen hier weder die Feste noch die aus der Kiste genommenen ἱερὰ πεπoναμένα, Z. 7, ob wir gleichwohl wissen, daß sie beides bedeuten können; sondern es sind die Zeremonien, die wütenden Tänze, die heiligen Konvulsionen darunter zu verstehen, mit welchen diese Feste begangen wurden. Auch hätte er ταράττω nicht durch zerstören, sondern durch erregen übersetzen und σὺν ποσίν nicht auslassen sollen. Der wörtliche Verstand würde alsdenn sein: sie erregte mit den Füßen die Orgia des rasenden Bacchus. Und um dieses ein wenig poetischer auszudrücken und zugleich das folgende ἐξαπίνας ἐπιοῦσα mit einzuflechten, würden wir ungefähr gesagt haben: Ihn ward Autonoë zuerst gewahr und schrie fürchterlich auf und begann mit schnellen Füßen die orgischen Tänze des rasenden Bacchus zu toben.

XXVII. Idyll. Als Daphnis mit den Händen zu frei wird, läßt Theokrit das Mägdchen ausrufen:

Ναρκῶ ναὶ τὸν Πᾶνα. τεὴν πάλιν ἕξελε χεῖρα.

Grotius übersetzt es sehr wohl:

Obtestor per Pana: manum jam tolle; fatisco.

Aber wie schlecht und falsch drückt es Herr Lbk. aus:

„Pan, ach, hilfst du mir nicht! O, zieh die Hand doch zurücke!"

Ναρκῶ, ruft das griechische Mägdchen, wo die Schäferin eines gallischen Hirtendichters vielleicht Je me pâme gerufen hätte.

XXVIII. Idyll. Die Ueberschrift dieses Idylls hat Herr Lbk. ganz falsch übersetzt. Ἠλακάτη heißt kein Spinnrocken; denn es ist von Wolle und nicht von Flachse die Rede, und an dem Rocken spinnt man nur das letztere. Der kleine Scholiast des Homers sagt, ἠλακάτη sei: τὸ τῶν γυναικῶν ἐργαλεῖον, ᾧ περιελίσσουσι τὸ ἔριον, d. i. ein Werkzeug der Weiber, um welches sie die Wolle winden, oder mit welchem sie die Wolle drehen. Es könnte also sowohl ein Spinnrad als die Spindel bedeuten.

XXIX. Idyll. Theokrit oder die Person, die in diesem Idyll spricht, klagt über die Flatterhaftigkeit seines Geliebten Z. 16. 17:

Καὶ μήν σευ τὸ καλόν τις ἰδὼν ῥέθος αἰνέσαι,
Τῷ δ' εὐθὺς πλέον ἢ τριέτης ἐγένευ φίλος.

D. i. Wer nur dein reizendes Gesicht einmal lobt, dem wirst du sogleich ein mehr als dreijähriger Freund. Du hältst, will er sagen, gleich jeden, der dir eine flüchtige Schmeichelei sagt, so wert und noch werter als einen, der drei Jahre dein Freund gewesen. Herr Lbk. aber sagt dafür:

„Lobt nur jemand dein blühend Gesicht, so liebst du ihn länger
Als drei Jahr, der heißt denn dein Liebster."

Der Dichter will nichts weniger als dieses sagen; er hält seinen Geliebten gar nicht für fähig, eine einzige Person länger als drei Jahr zu lieben. Es entschuldigt den Herrn Lbk. aber nicht, daß auch andere Ausleger diese Stelle mit ihm eben so falsch verstanden haben.

XXX. Idyll. Theokrit sagt nicht Z. 6, daß der Schmerz den Liebesgöttern Flügel gegeben. Sie werden ja immer mit Flügeln vorgestellt. Z. 26. 27:

„Ich wollte nicht den Jüngling,
Den schönen Jüngling stoßen."

Hat man jemals gehört, daß man von einem wilden Hauer sagt, er stößt? — Daß Herr Lbk. in der letzten Zeile die Verbesserung des Longepierre, aus welcher einzig ein schicklicher Verstand kömmt, nicht gewußt und gebraucht hat, dürfen wir ihm wohl für keinen Fehler anrechnen.

So weit wären wir nun, und so weit wollen wir uns auch gekommen zu sein begnügen. Es wären zwar noch die Sinnschriften des Theokrits und die Idyllen des Bion und Moschus übrig; aber sollte Herr Lbk. wohl erst gegen das Ende seiner Arbeit gewachsner und sorgfältiger geworden sein? Es ist nicht zu vermuten, und wir werden also ohne Gefahr das Urteil von dieser Lieberkühnschen Uebersetzung fällen können, daß sie zu weiter nichts taugt, als bei einem geschickten Manne das Mitleiden rege zu machen, uns eine beßre zu liefern. —ss—

Ankündigung von Reiskes Demosthenes.

Wir haben in verschiednen Blättern des vorigen Jahres einer vorhabenden Ausgabe der Werke des Demosthenes und der übrigen attischen Redner von Herrn D. Reiske in Leipzig gedacht. Gegenwärtig können wir den Liebhabern der griechischen Litteratur die Nachricht erteilen, daß mit dem Drucke des Demosthenes bereits wirklich der Anfang gemacht worden und instehende Ostermesse der erste Teil davon erscheinen soll. Wir haben nicht nötig, zur Anpreisung dieses Unternehmens viele Worte zu verschwenden. Wem der Name Reiske nicht statt aller Anpreisung ist, muß überhaupt ein Fremdling in dieser Art Gelehrsamkeit sein. Aber wie sehr wünschten wir, das kennende und das sich noch weiter erstreckende vermögende Publikum, wenn es auch nur aus Patriotismus wäre, zur kräftigsten Unterstützung des Herrn D. Reiske aufmuntern zu können. Es ist kein schlechtes Vorurteil für Deutschland, daß in den letzten funfzehn bis zwanzig Jahren ohnstreitig mehr gute und schöne Ausgaben klassischer Schriftsteller aus beiden Sprachen da erschienen sind als in irgend einem andern Lande, und gegenwärtige Ausgabe des Demosthenes insbesondere werden uns selbst die Engländer ohngeachtet ihrer prächtigen Taylorschen beneiden müssen. Eine Probe des Drucks ist auf dem Kaiserl. Adreßkomptoir zu sehen, allwo man auch die Pränumeration von einer halben Pistole auf einen Teil bis zu gedachter Ostermesse anzunehmen erbötig. Nach der Zeit wird kein Exemplar unter 3 Rthl. der Teil verlassen werden. Eine kleine Anzahl Exemplare wird auf größeres, noch stärkeres und schönres Papier, als die Probe zeiget, abgezogen, auf welche an drei Thaler voll pränumeriert werden und die nach der Hand überhaupt schwerlich zu haben sein dürften.

Paulus Silentiarius auf die Pythischen Bäder.

Ich ward durch einen Freund veranlasset, einen griechischen Codex von Vorübungen und Reden des Libanius in die Hand zu nehmen. Er gehöret unter die Gudischen Manuskripte und stehet in dem gedruckten Verzeichnisse derselben, welches der übrigen Bibliothek dieses Gelehrten beigefüget worden,*) auf der 538. Seite, Nummer 59. Er heißt allda Codex membranaceus, perantiquus, optimaeque notae. Allein er ist weder membranaceus noch perantiquus, obschon das dritte ihm beigelegte Prädikat dem ohngeachtet wahr ist, wie es sich hoffentlich einmal anderswo zeigen wird.

Nach gedachtem gedruckten Verzeichnisse sowohl als nach unserm geschriebenen soll dieser Codex weiter nichts als Vorübungen und Reden des Libanius enthalten. Bei dem Umblättern ward ich aber gewahr, daß er noch verschiedene andere Dinge enthält, unter welchen mir die Gemälde des Philostratus, Stellen aus dem Antoninus und eine ziemliche Anzahl Epigramme sofort in die Augen fielen, die alle von der nämlichen Hand, welche den Libanius geschrieben hat, zum Teil ohne alle Aufschrift, beigefüget worden.

Dieser letztern, der Epigrammen, erinnerte ich mich wieder, als mir vor einiger Zeit die Nachricht ward, daß ein Gelehrter zu Straßburg eine neue Ausgabe der Anthologie besorge; und ich glaubte, eine müßige Stunde nicht besser anwenden zu können, als wenn ich nachsähe, ob ich etwas darunter fände, welches bei dieser Gelegenheit mitgeteilet zu werden verdiene.

Itzt will ich anfangen, von meinen Bemerkungen Rechenschaft zu geben. Denn ich glaube doch, daß meine Neugierde nicht so ganz vergebens gewesen. Aber ich fange von etwas an, welches zur Anthologie gewissermaßen gehöret und auch nicht gehöret. —

Mitten unter den Epigrammen nämlich, die ich bis dahin noch alle in der Anthologie des Planudes gefunden hatte, aus welcher sie nicht ohne Ordnung und Wahl, sondern gänzlich nach der Folge der Bücher und Kapitel, ich dürfte wohl sagen, mit Geschmack ausgezogen sind, — mitten unter ihnen stieß ich auf eines

*) Bibliotheca Marq. Gudii, Kilonii 1706.

von den Stücken, welche sich nicht in den sieben Büchern, in welche Planudes seine Sammlung geteilet, sondern in dem Anhange derselben finden, mit welchem Aldus Manutius die Anthologie zu vermehren angefangen. Nämlich auf ΠΑΥΛΟΥ ΣΙΛΕΝΤΙΑΡΙΟΥ εἰς τὰ ἐν Πυθίοις θερμὰ, ἡμιάμβια δίμετρα καταληκτικά.

Nun ist nicht unbekannt, daß dieses Gedicht des Paulus Silentiarius auf die Pythischen Bäder ganz sonderbare Schicksale gehabt hat. Dieses, sage ich, ist nicht unbekannt, die Sache überhaupt genommen. In seinem völligen Zusammenhange aber dürften es auch wohl Gelehrte nicht wissen, die mit der griechischen Litteratur sonst noch so bekannt sind; indem es sehr schwer ist, alle dazu erforderliche Hilfsmittel bei der Hand zu haben. Und nur weil ich glaube, daß ich gegenwärtig deren mehrere vor mir habe, als vielleicht noch jemand gehabt, halte ich es der Mühe wert, eine umständliche Nachricht davon zu erteilen.

Aldus, wie gesagt, war es, der hinter eine von seinen Ausgaben der Anthologie das Gedicht des Paulus Silentiarius zuerst drucken ließ. In welcher derselben zuerst, kann ich mit Gewißheit nicht angeben. Clericus sagt, in der von 1519;*) allein von diesem Jahre gibt es keine. Ich würde geneigt sein, zu glauben, daß es nicht eher als in der von 1521 geschehen sei; weil auf dem Titel derselben ausdrücklich gemeldet wird, daß dieses griechische Florilegium nun erst castigatius, multisque adauctum adjectis epigrammatibus erscheine. Doch ein anderweitiger Umstand (und zwar dieser, daß 1519 das Gedicht des Paulus dem Aldus bereits anderswo nachgedruckt worden) beweiset, daß es sich wenigstens schon in seiner Ausgabe der Anthologie von 1517 müsse befunden haben, wo es nicht gar bereits in der ersten von 1503 erschienen war. Dem sei indes, wie ihm wolle, die Hauptsache kömmt auf die Art und Weise an, wie es Aldus zuerst drucken lassen; und diese ist zuverlässig so gewesen, wie ich sie in der Ausgabe von 1521 vor mir sehe. Da nämlich die Zeilen desselben das Anakreontische Silbenmaß haben und folglich nur sehr kurz sind, so ließ er es zu Ersparung des Raumes in gespaltenen Kolumnen, zwei Zeilen neben einander, abdrucken, und zwar solchergestalt, daß in der ersten Spalte alle ungerade, in der andern Spalte hingegen alle gerade Zeilen zu stehen kamen und man daher nicht Spalte nach Spalte, sondern beide Spalten quer durch, in jeder eine Zeile um die andere, lesen sollte und mußte.

So natürlich nun dieses war, besonders da keine Linie die Spalten trennte, so ganz wenig Griechisch man auch nur wissen durfte, um sich in der Ordnung nicht zu irren: so allgemein war dennoch der Anstoß, den man in allen andern Druckereien, welche die Anthologie nach dem Aldus lieferten, daran nahm. Die Erben des Philipp Junta waren die ersten, die in ihrer Aus-

*) Biblioth. choisie, Tom. VII. p. 207.

gabe von 1519 den lächerlichsten Fehler begingen, der nur immer daraus entstehen konnte. Denn da sie sich einbildeten, daß man eine ganze Spalte nach der andern lesen müsse, und wirklich lasen, dabei aber nicht genau eben so viele Zeilen auf eine Seite brachten, als bei dem Aldus waren, so kann man sich leicht vorstellen, welcher vortreffliche Wirrwarr in dem Ganzen daraus entstehen mußte. Ohngefähr eben derselbe entstand, als hierauf Badius in seiner Anthologie von 1531 in dem nämlichen Wahne das Gedicht auf ungespaltenen Seiten, es sei nun nach einer Aldinischen oder der Juntaschen Ausgabe, abdrucken ließ. Ja, endlich ging es in der Druckerei des Henricus Stephanus selbst nicht besser, dessen Ausgabe der Anthologie von 1566 in diesem Punkte zu keinem geringern Schandflecke versehen war.

Daß er gleichwohl, dieser Schandfleck, an allen den drei gedachten Ausgaben eine geraume Zeit ungerüget blieb, kam wohl vornehmlich daher, daß das Gedicht selbst, als die Geburt eines spätern Griechen, von den Gelehrten wenig gelesen ward, und die es noch etwa lasen, ohne Zweifel am liebsten eine Aldinische Ausgabe zur Hand nahmen, deren vierte 1551 erschienen war. Dieses muß wenigstens der Fall des Claudius Ancantherus gewesen sein, welcher 1586 zu Venedig Pauli Silentiarii Hemiambia dimetra catalectica, in Thermas Pythias, latine facta Epico carmine drucken ließ. Denn ob er schon den griechischen Text nicht beigefüget, so erhellet doch aus seiner Uebersetzung, daß er den richtigen, welches damals noch der einzige Aldinische war, vor sich gehabt, indem er es wohl hätte sollen bleiben lassen, in einem von den versetzten überall den wahren Zusammenhang zu finden. Ja, diese versetzten Texte müssen ihm gänzlich unbekannt gewesen sein, weil er ihrer weder in der Vorrede noch in den Anmerkungen, die er seiner Uebersetzung beigefügt, gedenket, welches er wohl sonst schwerlich zu Anpreisung seiner Arbeit dürfte unterlassen haben.

Nur erst 1591 bezeigte Bonaventura Vulcanius, daß er auf das Uebel, wenigstens bei dem Stephanus, gestoßen, und half ihm ab. Er ließ nämlich das ganze Gedicht, nachdem er es in Ordnung gebracht, aufs neue drucken und eignete es dem Stephanus selbst zu, der ihn eben mit seiner Musa Principum monitrice beschenkt hatte. Mitto tibi ἀντίδωρον, schrieb er seinem Freunde, Pauli Silentiarii carmen, quod in Anthologia Epigrammatum Graecorum pessime ab aliquo typographiae tuae ἐπισκόπῳ habitum (neque enim adeo crassum ἁμάρτημα in religiosam tuam diligentiam cadere potest), a me restitutum, et brevibus aliquot notis Emanuelis, nisi fallor, Chrysolorae illustratum, tuo nomine inscripsi. Aus diesen Worten erhellet zweierlei. Vors erste, daß Vulcanius nicht gewußt, daß auch noch andere Ausgaben in gleicher Verdammnis sich befinden. Zweitens, daß er auch wohl kaum die Quelle des Uebels gekannt; weil er

sonst sich allein die wiederhergestellte Ordnung schwerlich dürfte zugeschrieben haben.

Einige Jahre darauf trat Fr. Morell in die Fußtapfen des Vulcanius. Ob wissentlich oder nur zufälligerweise, kann ich nicht sagen, weil ich seine Arbeit bloß aus dem Maittaire und Fabricius kenne. *Fredericus Morellus*, sagt der letztere, ordini genuino restitutum poëma edidit separatim, eodemque carminis genere reddidit. Paris. 1598. 8. folio, ut solet, fugitivo.*) Die Bibliothek hat verschiedene von solchen flüchtigen Blättern des Morell, aber dieses gerade nicht.

Und nun, wird man sagen, war denn auch wohl der Nachlässigkeit unwissender Korrektoren genugsam abgeholfen und allen weitern Irrungen sattsam vorgebauet. So sollte man freilich denken. Doch wie manches arbeiteten die Gelehrten damals schlechterdings vergebens, als ihnen noch eine Gemächlichkeit abging, deren Wohlthat itziger Zeit wegen einiger zufälligen schlimmen Folgen von vielen schon wieder verkannt wird.

Denn als die Wechelschen Erben 1600 ihre Ausgabe der Anthologie, die brauchbarste unstreitig, die wir noch bis itzt haben, veranstalten ließen, so war es für den Gelehrten, der sie besorgte, gerade, als ob niemals ein Vulcanius und Morellus in der Welt gewesen wären, wenigstens als ob sie nie in dem Felde gearbeitet hätten, das er sich neu anzubauen gebrauchen ließ. Er gab das Gedicht des Paulus Silentiarius vollkommen in der Unordnung wieder abzudrucken, wie er es bei dem Stephanus gefunden hatte, ohne sich im geringsten zu bekümmern, ob es einen Verstand gäbe oder nicht. — Doch um was bekümmert sich ein Herausgeber, der dem Buchhändler seine Dienste vermietet, ohne sich zu nennen? Weit befremdender ist das, was nun folgt.

Nach funfzig Jahren ohngefähr war das, was Vulcanius und Morellus für das Gedicht des Paulus Silentiarius gethan hatten, so völlig vergessen, war, was Morellus insbesondere dafür gethan hatte, selbst in Frankreich so völlig vergessen, daß zwei der größten französischen Gelehrten das nämliche Gedicht noch für ein wahres Rätsel ansahen, dessen Auflösung der eine nur eben zu erraten wagte. Bochart und Huet waren diese Männer, deren letzter die Sache sogar für wert hielt, sie, als keine von den geringsten seiner litterarischen Thaten, der eignen Lebensbeschreibung einzuverleiben.

Ich muß die ganze Stelle aus seinem Commentario de rebus ad se pertinentibus anführen.**) Per illud tempus, das ist, gegen 1654, schedulam misit ad me Bochartus, qua rogabat, si mihi esset ad manum Anthologiae exemplar aliquod, in

*) Bibl. Gr., Libr. III. c. 28. p. 723.
**) Libr. III. p. 144.

quo reperiretur carmen Pauli Silentiarii de Thermis Pythicis, id ad se mitterem, deque illo carmine quid sentirem, ac praesertim quid esse putarem Περσικὴν πιττάκην, cujus illic fit mentio: se quidem pro πιττάκη, quae vox ignorabilis esset, legendum censere πακτηκή. Mihi certe visa est primo conspectu maxima inesse carmini huic rerum omnium perturbatio; neque ullum inde excipi posse sensum speravi. Nec aliter censuit Bochartus; cui tamen re attentius deinde explorata significavi deprehendisse me, exceptos fuisse carminis hujus versiculos ex veteri codice, in quo propter brevitatem ita essent descripti, ut in singulis pagellis binas constituerent columnas; sed eo ordine, ut inter legendum primo prioris columnae versui primus alterius columnae versus esset subnectendus; secundo prioris secundus alterius; et sic porro in consequentibus; at aliter factum ab incauto et imperito Librario, qui nulla habita sensuum ratione, totam priorem descripsit columnam, et totam deinde alteram, atque idem peccatum esse in sequentibus pagellis; unde enata esset ista versuum et sensuum confusio, quae facile sanari posset, si restituto legitimo ordine suas sedes singula repeterent: in vocabulo autem πιττάκη nihil mutandum; nomen quippe id esse regionis Psittacenes, quae et Pittace, et Sittace et Psittace dicebatur. Eben dieses, wenn ich nicht irre, oder doch ungefähr eben dieses wiederholte Huetius in seinen Anmerkungen über die Anthologie, die ich gegenwärtig nicht nachsehen kann. Und was soll man dazu sagen? Ich komme auf meine obige Anmerkung zurück: wären zu der Zeit des Vulcanius und Morellus schon gelehrte Anzeigen und Tagebücher im Gebrauche gewesen, so wären ihre Sachen, so klein sie waren, ohnstreitig bekannter geworden und länger bekannt geblieben. So aber wurden sie gedruckt und kamen aus den Läden, um in den Bibliotheken vergraben zu werden; und niemand konnte sie anders als durch den eignen Gebrauch kennen lernen. Dergleichen kann itziger Zeit schwerlich mehr auch dem mittelmäßigsten Gelehrten begegnen, was hier einem Bochart und Huet begegnete.

Ja, eben dieses muß vorher auch dem Grotius begegnet sein. Auch Grotius muß sich in das verschobene Gedicht nicht zu finden gewußt haben; auch ihm muß die Arbeit des Vulcanius und Morellus nie zu Gesichte gekommen sein; denn er hatte in seinem Exemplare der Anthologie das mißgehandelte Gedicht nicht allein unübersetzt gelassen, sondern gar es gänzlich durchstrichen.

Dieses lerne ich vom Clericus, der 1705 vorhatte, die Anthologie mit der Uebersetzung des Grotius drucken zu lassen, und eben so wenig das Verdienst des Vulcanius und Morellus um das Gedicht des Paulus Silentiarius kannte. Denn er war gänzlich der Meinung, daß man die Entdeckung von Versetzung

desselben in des Stephanus und andern Ausgaben lediglich dem Huetius zu verdanken habe.*)

Daß dieses nicht sei, hat nun freilich schon Fabricius angemerkt, dessen unbegreiflichem Fleiße weder die zwei ältern eigentlichen Wiederhersteller**) noch die noch ältere Metaphrasis, wie er sie bloß nennet,***) entgangen waren. Sie waren ihm nicht entgangen, sage ich, nach ihren Titeln nicht; ob sie ihm aber selbst vorgekommen, daran muß ich mit Grunde zweifeln. Doch nehme ich den Morellus aus, von dem ich nicht urteilen kann, weil ich ihn selbst nicht gesehen. Von den andern beiden sind seine Nachrichten nicht so genau, als er sie sonst wohl zu erteilen pflegt, so oft er mit seinen eigenen Augen sehen können.

Von dem einen sagt er nämlich: de Pauli Carmine *in Thermas Pythias* jam addere liceat, quod idem prodiit Venetiis cum Metaphrasi latina *Claudii Acantheri* a. 1586. Der Mann heißt nicht Acantherus, sondern Ancantherus, ein sonst überall sehr unbekannter Mann, von dem ich weiter nichts zu sagen weiß, als daß er zu Padua gelebt, ein Medicus gewesen und mit unserm Paulus Melissus gute Freundschaft gehalten; wie ich aus einigen von den Gedichten sehe, die er seinem Werke beigefügt. Auch dürfte man aus dem bloßen Worte Metaphrasis nicht so leicht abnehmen, daß es eine poetische Uebersetzung in Hexametern ist, so getreu und wörtlich, als eine dergleichen Uebersetzung ohngefähr sein kann. Sie besteht indes doch nur aus 170 Zeilen, da das Original deren 190 hat, die aber freilich weit kürzer sind. Endlich sollte man aus den Worten des Fabricius schließen, daß Ancantherus auch den griechischen Text mit abdrucken lassen. Doch dieses ist nicht geschehen; wohl aber hat er nicht ganz unnütze Anmerkungen, die mehrenteils die Sachen und nur einigemal die Worte betreffen, hinzugethan und dann außer schon erwähnten Gedichten noch eine Dissertation de Thermis.

Von dem andern, dem Vulcanius, sagt Fabricius gleichfalls nicht ganz richtig: Silentiarii Poemation nitori suo restitutum Graece subjecit Gregorii Cyprii encomio maris Lugd. Bat. 1591. 8. Es ist zwar wahr, daß beide diese Stücke hinter einander stehen; aber das erste ist kein Anhang von dem zweiten, sondern beide sind Anhänge von einem dritten, nämlich von dem Aristoteles de Mundo, wie ihn Vulcanius im gedachten Jahre in der Plantinschen Offizin drucken lassen.

Wenn nun aus diesem allen mehr als zur Genüge erhellet, daß die Hilfsmittel, deren ein neuer Herausgeber der Anthologie zu dem Gedichte des Paulus Silentiarius bedürfte, sehr selten und sehr zerstreuet sind, in unserer Bibliothek aber, wie

---

*) Bibl. chois., T. VII. p. 209.
**) Bibl. Gr., Lib. III. cap. 28. p. 723.
***) Ibid., Lib. V. cap. 5, seu Vol. VI. p. 280.

gesagt, mehrere vielleicht davon vorrätig als sonst irgendwo: so sollte ich meinen, daß es schon daher nicht überflüssig sein dürfte, wenn ich mit Zuziehung derselben aus dem eingangs gedachten Manuskripte das ganze Gedicht hier wieder abdrucken ließe, mit Anhängung der noch nie gedruckten Scholien, die sich dabei befinden, von was für einem Werte diese nun auch immer sein mögen.

Ich habe aber noch eine andere Ursache hierzu, welche unsere Bibliothek oder die Gudischen Manuskripte, die man gegenwärtig in unserer Bibliothek sucht, besonders angehet. Nämlich diese, daß Fabricius an dem obgedachten Orte, wo er den Ancantherus nachholet, auch noch diesen Zusatz macht: quod in Codice MS. Mediceo scamn. LV. num. 7. *cujus apographum fuit inter libros Gudianos*, inscriptio carminis auctorem innuit non Paulum qui imperitante Justiniano vixit, sed alterum longe juniorem Paulum Silentiarium clarum temporibus Constantini Porphyrogeniti. Ich will von dieser Meinung, den Verfasser betreffend, am Ende reden und hier nur so viel anzeigen, daß sich besagte Abschrift unter unsern Gudischen Manuskripten nicht findet, auch nicht einmal in dem gedruckten Verzeichnisse derselben aufgeführet ist. Ein Abgang, der einem Gelehrten in Deutschland, welcher auf die Nachweisung des Fabricius gerechnet hätte, nicht angenehm zu vernehmen sein dürfte! Und diesen allenfalls deswegen schadlos zu halten, sei es mir um so viel mehr erlaubt, meinem Einfalle zu folgen.

Ich denke auch, daß es so ziemlich eine volle Schadloshaltung sein soll. Denn allem Ansehen nach ist unser Manuskript wenigstens eben so gut als das zu Florenz, von welchem die Abschrift des Gudius genommen war und welches wir nun aus dem Bandinius näher kennen, in dessen Catalogo Codicum Graecorum Bibliothecae Laurentianae, Tom. II. p. 256 es noch unter eben der vom Fabricius bemerkten Nummer vorkömmt. Es heißt daselbst Codex Graecus chartaceus Ms. in 4. min. Saec. XV. charactere ut plurimum minuto et evanido. Hiergegen nun unser Manuskript gehalten, so ist es von dem nämlichen Formate, aber von durchaus gleicher, nicht allzu kleiner, leserlichen Schrift. Auch ist es zuverlässig älter; denn es ist aus dem vierzehnten Jahrhunderte, wie solches nicht allein der Augenschein glauben läßt, sondern auch die Jahrzahl 1364 bezeugt, die eine neuere Hand auf den Schnitt geschrieben und die sich irgendwo in dem Codex selbst finden muß, wo ich sie aber noch nicht entdecken können. Etwas Besonders ist hierbei noch dieses, daß in dem Florentinischen Manuskripte sich unser Gedicht gleichfalls, nicht allein unter Epigrammen aus der Anthologie des Planudes, sondern auch in Gesellschaft eben derselben Stellen des Antoninus findet, in deren ich es hier erblicke. Verschiedne von diesen Stellen hält Bandinius noch für unediert, wenigstens hat er sie in seiner Ausgabe des Antoninus nicht gefunden. Ich verspare die genauere Anzeige

hiervon auf ein andermal und merke von unserm Gedichte nur noch weiter an, daß auch die Scholien desselben, welche das Florentinische Manuskript hat, aus dem Anfange zu urteilen, den Bandinius davon anführt, die nämlichen sind, welche in unserm vorkommen. Sie sind, ein paar Stellen ausgenommen, von ganz und gar keinem Belange. Da sie indes auch noch in zwei bis drei andern Florentinischen Handschriften anzutreffen,*) woraus man auf ihre Wichtigkeit schließen könnte, so würde man mir es vielleicht verdenken, wenn ich sie vernachlässigen wollte. Dergleichen Dinge muß man manchmal mit drucken lassen, um zu zeigen, daß sie ohne Schaden hätten ungedruckt bleiben können.

Es folgen nun also erst das Gedicht, hierauf die Scholien und dann einige Anmerkungen, die sich größtenteils auf die angenommenen Lesarten des Textes beziehen werden.

ΠΑΥΛΟΥ ΣΙΛΕΝΤΙΑΡΙΟΥ

εἰς τὰ ἐν πυθίοις

θερμὰ

ἡμιάμβια δίμετρα καταληκτικά.

ΒΟΥΛΕΙ μαθεῖν, ἄνθρωπε,
Θερμῶν ἄτεχνον ῥεῦμα,
Πῶς καὶ πόθεν νοσοῦσι
Φανὲν πρόκειται πᾶσιν
Ἀνάργυρον δώρημα,
Καὶ προσφιλὲς γάννυσμα;
Ἔγωγε τοῦτο δείξω,
Ἐγὼ φέρων διδάξω,
Ὅσον σοφοὶ νοοῦσιν,
Ὅσον φύσις παιδεύει,
Καὶ πεῖρα συνδικάζει.
Πρόσχες· φράσων γὰρ ἥκω.
Ἔνερθε γῆς σήραγγας
Εἶναι στενὰς νοοῦσιν,
Ὕδωρ ἐκεῖθεν ἔνθεν
Ἀντιτρέχον πιλεῖσθαι,
Πιλούμενον δὲ, θέρμην
Οὐ τὴν τυχοῦσαν πάσχειν.
Ἄλλοι λέγουσι τοῦτο·
Μέταλλά που θειώδη
Γῆς ἐν μυχοῖς ὑπάρχειν.
Τὸ γειτονοῦν οὖν νᾶμα,
Θέρμης τυχὸν βιαίας

---

*) Welche Bandinius, T. II. p. 390, p. 464 und T. III. p. 110 anführt.

Κάτω μένειν οὐκ ἴσχον,
Ἄνω τρέχει τῷ πλήθει.
Ποῖον δέχῃ; τὸ πρῶτον;
Ἀλλ' οὐ δέδεγμαι τοῦτο.
Τῷ δευτέρῳ σύμφημι.
Ὀδμὴ γάρ ἐστιν, οἶδας,
Μυδῶσα, δυςπνοοῦσα,
Τρανόν τε μαρτυροῦσα.
Οὕτως προῆλθε πᾶσι
Τὸ θερμόβλυστον ῥεῖθρον,
Ἱπποκράτης ἄψυχος,
Τέχνης ἄνευ Γαληνός.
Πίστις δὲ τούτου, νῆσος
Τὸ πῦρ ἄνω φυσῶσα,
Πολλῷ βρέμον σὺν ἤχῳ,
Πολλῇ τε σὺν κινήσει.
Οἶδεν φέρειν τοιαῦτα
Τιτανία Μηδίας,
Καὶ περσικὴ Πιττάκη
Καὶ Λυδία, πλουτοῦσα
Μεταλλόχρυσον γαῖαν.
Ἡρακλέων στηλῶν δὲ
Πόῤῥω, πέφυκε πλεῖστα.
Ἐν δ' αὖ γε Πιθηκούσαις
Καὶ Λιπάρᾳ τῇ νήσῳ,
Ἀφεγγὲς ἐστιν ἆσθμα,
Ὅ νυκτί περ παμφαῖνον,
Πέμπει λίθους θειώδεις,
Πολυψόφους, βροντώδεις,
Ὄψει τὸ πᾶν δηλοῦντας.
Ἔστι δὲ μικρὰ ταῦτα
Πρὸς ἄλλα κρείττω μείζω.
Πηγὴ τελεῖ γὰρ λήθην·
Ἄλλη μέθην ποιεῖ δὲ·
Ἄλλη δ' ἔλαιον βλύζει·
Ἄλλη γάλα προτείνει.
Καί που τροχάζει νᾶμα,
Πτηνῶν ἄκος νοσούντων.
Καί που ποθοῦσιν οἶνον,
Μίσητρόν ἐστιν ὕδωρ.
Καί που μέσον θαλάσσης
Πίδαξ ἀναῤῥοιβδεῖται.
Καὶ χασμάτων ἐκπνεῖται
Προλεκτικόν που πνεῦμα.
Ἄσφαλτον ἄλλη γῆ δὲ,
Πῶς ἐξάγει· τί τοῦτο;
Ὦ θαυμάτων τὸ θαῦμα.

Πηγὴ ψόγῳ θολοῦται,
Αἰνουμένη δὲ λάμπει.
Ἄλλοι λέγουσιν ἄλλην,
Κρυπτοὺς δόλους ἐλέγχειν.
Ἄλλην καθαρτικὴν δὲ
Χυμῶν μόνων θρυλλοῦσιν.
Ἄλλην δέμας κρατύνειν
Χαῦνον διϊστεροῦσιν.
Ὕδωρ πικρὸν τελεῖ δὲ
Φῶς ἡλίου καυσῶδες,
Ὃ νὺξ γλυκαίνειν οἶδεν
Εἰς ἡδύληπτον ἕλξιν.
Ὄλβος δὲ πηγῆς ἐστὶ,
Φύσιν κάτω τὴν κούφην,
Ὁλκὴν δὲ τὴν βαρεῖαν
Ἄνω φέρων τὴν ἄχνην.
Ἄλλος δὲ ῥοῦς μικρός σοι,
Ὃς σωμάτων τὰς θλάσεις,
Ὀστῶν τε τὰς κατάξεις
Σφίγγει, τρέφει, πιαίνει.
Θέλεις προσοίσω πλείω;
Ἔστιν λέγουσι νᾶμα,
Ὅπερ βαλὼν εἰς ἄγγος,
Εἰ νυξὶν αἰθριάζοις,
Κρυσταλλόπηκτον εὕροις.
Ἔστιν λέγουσιν ἄλλο,
Ἐξ οὗ πιεῖν προκύψας,
Δῦνον βλέπει σε φεῦγον
Γῆς μητρὸς ὡς ἐν κόλποις.
Ἔστιν δὲ ῥοῦς, ὦ θαῦμα,
Ὃς εἰ δεδέξεταί τι,
Λίθον τελεῖ τὸ πρᾶγμα,
Ἐν ἡμέραις οὐ πλείσταις.
Ἄλλην λέγουσι κρήνην,
Βραχὺ βρύουσαν ὕδωρ,
Ἥτις παρόντος ὄχλου
Πλείω δίδωσι ῥεῖθρα.
Ἄλλην δέ που πιστοῦνται,
Ἣ χείματος παρόντος
Ἀνικμός ἐστι πᾶσα,
Προχεῖ θέρους δὲ νᾶμα·
Ἄλλην ἀκούεις πάντως
Ὕδωρ φέρειν νιτρῶδες,
Ὡς ῥυμμάτων μὴ δεῖσθαι
Λελουμένους ἐκεῖθι.
Θερμὰ προχεῖ δὲ λίμνη,
Ὡς μὴ πίνεσθαι ζώοις·

Ὄζει γὰρ ὥς τι πῦον,
Ἢ σῆψις ἄλλης ὕλης.
Ἐκεῖ λέγουσιν εἶναι
Πολλὰς φυτῶν αἰγείρους
Ἤλεκτρον ἐξαγούσας,
Τὸ χρυσόμορφον εἶδος.
Τίκτει δὲ τοῦτο πρῶτον,
Ὡς δάκρυον γλοιῶδες,
Ἔπειτα δὲ πετροῦται.
Ὢ τοῦ ξένου μετάλλου.
Δεῦρο φράσω καὶ τἆλλα.
Φέρει τόπος τις λίμνην
Μικρὰν, λίαν κυκλώδη,
Πρὸς ἣν θέλων λουθῆναι,
Πεπλησμένην εὑρήσεις,
Ἕως δὲ πεντήκοντα
Λελουμένους καθαίρει.
Εἰ δ' αὖ τις αὐτῇ πλείους
Ἄνδρας φέρει λουθῆναι,
Ἔξω τρέχουσα ῥίπτει
Τοὺς ἀκρίτως τρυφῶντας.
Πέτρας καπνὸς δ' ἐξέρπει,
Κρύπτον ἔσω τὸ καῖον,
Ὅπερ σαφῶς ἀνάψεις
Ἔλαιον εἴπερ στάξεις.
Ἄλλη δέ τις βραχεῖα
Πῦρ ἐξέθαλψε πέτρα,
Εἰς ἣν ἔλαιον ῥαίνων
Πάντως σβέσεις τὸ φαῖνον.
Δέλτοι φέρουσιν ἄλλην,
Ὥρᾳ θέρους βαθείᾳ,
Πῦρ ἐξ ὀπῆς ἀνίσχειν·
Χειμῶνος ὕδωρ ῥεῖν δέ.
Λίθους ἔχει δὲ ῥεῖθρον
Ἅπτοντας αἰεὶ δᾷδας,
Οὓς ῥιπίδι ψυχάζων,
Τὸν φλογμὸν ἐκπραΰνεις,
Εἰ δ' αἷμα ῥαίνων σπείσεις,
Τὸ πῦρ πλέον τυφοῦται.
Ἄλλης ὀπῆς ὠθεῖται,
Ὕδωρ τε καὶ πῦρ μίγδην,
Καὶ τὴν φίλεχθρον μίξιν
Τετρακτύος πιστοῦται.
Οὕτω φύσεις ἀπείρους
Ὁ δεσπότης ἁπάντων
Κτίζων, ἄγων, ἰθύνων,
Κιρνῶν, πλέκων, ὡς οἶδε,

Πρὸς θαῦμα καὶ λατρείαν
Φύσεις σαφῶς ἐγείρει.
Τοῦτον κάλει θεόν σου,
Τοῦτον φρεσὶ φαντάζου,
Μηδὲν τυπῶν πρὸς εἶδος,
Εἰ μὴ θέλεις γε πταίειν.
Ἄγνωστόν ἐστι πνεῦμα,
Ἄῤῥητόν ἐστι πρᾶγμα,
Ἄληκτόν ἐστι θαῦμα,
Ἀναρχοφωτόμυστον.
Ἀῤῥητολεπτόπνευστον,
Κόσμους φέρον καὶ βίους,
Ἐν πανσόφῳ χωρίῳ,
Ἐν ἐνδίκῳ προνοίᾳ.
Οὕτως τὰ μὲν κατεῖδον,
Τὰ δ' αὖ βίβλοι βοῶσιν,
Τὰ δ' αὖ ξυνῆξε πεῖρα.
Καὶ πίστις ἐστὶ πάντως
Τὰ δῆλα τῶν ἀδήλων,
Τὰ μικρὰ τῶν μεγίστων.
Τούτων σκοπῶν τὸ θαῦμα,
Οἶδα πλέον ποθήσεις,
Τὴν τρισσόφωτον φαῦσιν·
Ποθῶν δὲ, καὶ ζητήσεις·
Ζητῶν δὲ, καὶ θεώσεις
Μετουσίᾳ τὸ κρεῖττον.

ΣΧΟΛΙΑ.

2. Ἄτεχνον τὸ μὴ μετὰ τέχνης καὶ ἐνεργείας τινὸς γινόμενον καθ' ὃ λέγεται ἐνταῦθα· ᾧ ἐναντίον τὸ τεχνητόν. ἄτεχνον καὶ ὃ εἰργάσατο μέν τις, οὐ μὴν ἐντέχνως· ᾧ ἐναντίον τὸ ἔντεχνον. ἄτεχνος καὶ ὁ μὴ εἰδὼς τέχνην, ἢ ὁ εἰδὼς μὲν, οὐ μὴν καλῶς· ᾧ ἐναντίον ὁ τεχνικός· καὶ ἄτεχνος ζωὴ παρὰ τῷ θεολόγῳ Γρηγορίῳ ἡ χωρὶς τεχνῶν συνισταμένη.

12. Τὸ πρόσχες διὰ δύο σσ ὤφειλε γράφεσθαι. ἐπεὶ δὲ κακόφωνον ἐγίνετο οὕτως, ἀποβάλλει τὸ ἓν σ. καὶ τὸ πρόσχημα διὰ ταῦτα ἀποβάλλει τὸ σ, ἀπὸ τῆς προς προθέσεως καὶ τοῦ σχῆμα συντιθέμενον, καὶ ὅσα τοιαῦτα.

13. Ὁ παρὰ τοῖς κοινοῖς κάτωθεν, τοῦτο παρὰ τοῖς ποιηταῖς ἔνερθεν· δηλοῖ γὰρ κίνησιν ἀπὸ τῶν κάτω· ὡς ἐν τῷ, ὁ δ' ἀντιγέγωνεν ἔνερθεν, ἤγουν κάτω· ἐνταῦθα δὲ ἀντὶ τοῦ κάτω κεῖται καὶ ὑπὸ τὴν ἐπιφάνειαν.

49. Ἄσθμα ἡ ἀναπνοή· ἀὴρ οὗτος ὃν ἀναπνέομεν· ἄνεμος ἀήτης ποιητικῶς· καὶ αὖρα, ἀὴρ κινηθείς. διαφέρουσι δὲ ἀλλήλων,

τῷ τὴν μὲν αὖραν ἐπὶ τῶν ἐξ ὑγροῦ ἐκπνοῶν τάττεσθαι· τὸν δὲ ἄνεμον, ἐπὶ τῶν ἐν ἀέρι πνευμάτων· τὰ πνεύματα δὲ καὶ τοὺς ἀήτας ἐπὶ παντὸς ἀέρος κινηθέντος.

50. Νυκτὶ παμφαῖνον, ἤγουν κατὰ τὴν νύκτα· παμφαῖνον δὲ, ἤγουν λάμπον. Τὸ παν δὲ ἐν αὐτῷ ἐπίτασιν δηλοῖ τῆς λαμπρότητος.

63. Μίσητρον τὸ μῖσος ἐμποιοῦν· φίλτρον δὲ τὸ φιλίαν ἐμποιοῦν. κατὰ ταῦτα λέγεται καὶ θέλγητρον τὸ ἐμποιοῦν τέρψιν· καὶ φόβητρον τὸ ἐμποιοῦν φόβον καὶ ἕτερα.

76. Χυμοὶ τὰ ἐν τοῖς ζώοις στοιχεῖα· ἤγουν τὸ αἷμα, τὸ φλέγμα καὶ τὰ λοιπά· ἀφ' οὗ εὔχυμος τροφὴ ἡ εἰς καθαροὺς χυμοὺς μεταβαλλομένη, καὶ κακόχυμος τὸ ἐναντίον· καὶ χύσις, ἀφ' οὗ ἔκχυσις, σύγχυσις, πρόχυσις, καὶ ὑπέρχυσις, ψιλά. Χοῖρος δὲ καὶ χοιρίδιον, καὶ χοιὰκ ὁ δεκέμβριος παρ' αἰγυπτίοις, καὶ χοιράδες πέτραι περὶ τὸν ἑλλήσποντον, ἃς ἐμυθεύοντο συνέρχεσθαι ἀλλήλαις καὶ εἴργειν τὰς ναῦς εἰσιέναι εἰς τὸν εὔξεινον πόντον, δίφθογγα.

76. Θρυλλοῦσιν ἀντὶ τοῦ ᾄδουσιν, ἤγουν φημίζουσι· τὸ γὰρ ᾄδειν ἐνίοτε μὲν τὸ ψάλλειν δηλοῖ· ἐνίοτε δὲ τὸ φημίζειν· οὐδέποτε δὲ τὸ ἁπλῶς λέγειν.

81. 125. Γλυκὺς καὶ ὅσα ἀπ' αὐτοῦ, γλυκίων, γλυκύτερος, γλυκύτατος· γλυκαίνω καὶ γλυκασμός· γλυκέρα ἑταῖρά τις· γλυκέριος, ὄνομα κύριον, ψιλά. γλοιῶδες δὲ ἐπὶ τῶν παχέων ὑγρῶν καὶ κολλητικῶν, δίφθογγα.

85. Ὁλκὴ ὁ σταθμός· ἀπὸ τοῦ σταθμοῦ δὲ βαρύσταθμον τὸ βαρεῖαν ὁλκὴν ἔχον.

90. Σφίγγω· σφὶγξ ἐπὶ θηλυκοῦ· ἦν δὲ αὕτη κατὰ τὸν τῶν ἑλλήνων μῦθον, τερατῶδες ζῶον ἀνθρωπόμορφον. σφιττὸς δῆμος ἐν ἀθήναις· καὶ σφίσιν ἀντὶ τοῦ αὐτοῖς ἢ αὐταῖς, ἐπὶ τῆς πρωτοτύπου ἀντωνυμίας, ἴ. Σφὴξ δὲ ἐπὶ ἀρσενικοῦ ζωΰφιόν τι μελίττῃ ἐμφερές· καὶ σφηκία ἡ συνθήκη τοῦ μέλιττος τῶν σφηκῶν· καὶ σφηκῶ τὸ δεσμεύω· καὶ σφηκία καὶ σφηκώδης, ὁ τὰ ἐπὶ τὴν ὀσφὺν λεπτός· καὶ σφῆσι ταῖς ἰδίαις: ἡ εὐθεῖα ἡ σφὴ καὶ σφὴν σφηνός· καὶ ἐσφηνωμένον δέρμα τὸ πεπυκνωμένον· καὶ σφηκίσκος τὸ εἰς ὀξὺ ἐξεσμένον ξύλον, η. Σφεῖς δὲ ἀντὶ τοῦ αὐτοὶ ἐπὶ τῆς εὐθείας τῶν πληθυντικῶν τῆς πρωτοτύπου ἀντωνυμίας, καὶ σφείων ἐπὶ γενικῆς ποιητικῶς ἀντὶ τοῦ σφῶν, ἀπὸ τοῦ σφέων κατὰ πλεονασμὸν τοῦ ι, δίφθογγον.

95. Κρύσταλλος τὸ πεπηγμένον ὕδωρ ὑπὸ ψύχους· κρύος τὸ ψῦχος· κρυμὸς τὸ αὐτό· κρυερὸς ὁ ψυχρός· κρύπτω, κρυπτὸν τὸ κεκρυμμένον, κρυφίως, κρύφα ἀντὶ τοῦ κρυφίως, καὶ κρύβδην τὸ αὐτὸ, ψιλά. κροῖσος δὲ κύριον, ὃς ἦν βασιλεὺς τῶν λυδῶν, δίφθογγον.

65. 114. Ῥύσις ἡ χύσις· καὶ ῥύαξ ῥύακος, τὸ κοινῶς ῥυάκιον· καὶ ῥυμὸς ὁ τοῦ ἀρότρου ὃς καὶ ἱστοβοεὺς λέγεται, καὶ ὁ τῆς ἁμάξης, ἤγουν τὸ ἐπὶ τὸν ζυγὸν τεῖνον· καὶ ῥυτῆρες αἱ ἡνίαι, ἤγουν ἱμάντες τοῦ χαλινοῦ· καὶ ῥύομαι τὸ λυτροῦμαι, ἀφ' οὗ ῥύσιον τὸ λυτήριον. καὶ ῥύσσα τὰ μὴ τεταμένον ἔχοντα τὸ δέρμα καὶ λεῖον, ἀλλὰ τραχὺ καὶ ἀπολελυμένον δι' ἔνδειαν σαρκῶν, ὡς πτύχας

ποιεῖν, οἷον τὸ τῶν γεγηρακότων καὶ τῶν μεμαρασμένων καρπῶν· καὶ ῥύγχος ἐπὶ κυνὸς ὅπερ ἐπὶ τῶν ὀρνέων ῥάμφος, ἤγουν τὸ ἄκρον τῆς ῥινὸς τοῦ κυνός· καὶ ῥύπτω τὸ καθαίρω, ἀφ' οὗ ῥύμματα τὰ καθάρματα· καὶ ῥύμη ὁ στενωπός· καὶ ῥυπόω ῥυπῶ, καὶ ῥυπὸς καὶ ἐῤῥυπωμένα ἱμάτια, καὶ ἕτερα διὰ τοῦ ῡ ψιλοῦ γραφ. ῥοιὰ δὲ ὁ καρπὸς τῆς κοινῶς ῥοϊδέας, ἧς τὸ δένδρον ῥόα· καὶ ῥοῖζος ὁ ἦχος τοῦ πυρός, καὶ ῥοιζηδὸν τὸ μετὰ ῥοίζου· καὶ ῥοιβδεῖν καὶ ἀναῤῥοιβδεῖν τὸ μετὰ ἤχου ἀναπέμπειν τι, διφθόγγως.

120. Ἑκάβη, ἑκάτη δαιμόνιόν τι, ἕκτωρ, ἐκεῖ, ἑκὼν, ἑκυρὸς ὁ πενθερὸς, ἕκηλος ὁ ἥσυχος, καὶ ἑκὰς ἀντὶ τοῦ μακρὰν, ἀφ' οὗ τὸ ἀνέκαθεν ἀντὶ τοῦ ἄνωθεν, καὶ ἑκηβόλος ἀπόλλων ὁ τοξικὸς καὶ μακρόθεν πέμπων τὰ βέλη, καὶ ἑκάεργος, καὶ ἑκατηβόλος ὁ αὐτὸς καὶ ἑκατηβελέτης, καὶ ἑκάτερος, καὶ ἕκαστος, καὶ ἑκασταχοῦ ἐπίῤῥημα ἀντὶ τοῦ ἐν ἑκάστῳ μέρει, καὶ ἑκατὸν καὶ ἔκτρωμα τὸ ἀμβλωθὲν βρέφος, καὶ ἐκμαγεῖον ἐπὶ τῶν κηρῶν τῶν τυπουμένων τῷ δακτυλίῳ, καὶ ἀποματτομένων τὸν ἐν αὐτῷ χαρακτῆρα, καὶ ἀπὸ τούτου ἐπὶ πάντων φυλαττόντων ἀπαράλλακτον εἰκόνα τοῦ ἀρχετύπου, καὶ ἐκμάσσω τὸ ἀποσπογγίζω, ψιλά. Αἶκνον δὲ τὸ δεῖπνον, καὶ αἰκάλλω τὸ θέλγω καὶ ἀπατῶ, ἀφ' οὗ αἰκάλη ἡ ἀπάτη, καὶ αἴκα ἀντὶ τοῦ ἐὰν δωρικῶς, ἀπὸ τοῦ ει συνδέσμου καὶ τοῦ κεν, οὗτοι γὰρ τρέπουσι τὸ ε εἰς αι, δίφθογγα.

121. Αἴγειρος· καὶ αἰγεὺς ἥρως παρ' ἀθηναίοις· καὶ αἰγεῖον ἡρῶον αὐτοῦ ἐν ἀθήναις· καὶ αἰγηῒς ἀπὸ τούτου φυλὴ ἐν ἀθήναις, ὅθεν οἱ φυλέται αἰγεῖδαι· καὶ αἰγανέα τὸ ἀκόντιον· καὶ αἶγες· καὶ αἰγὶς, αἰγίδος, τὸ δέρμα τῆς ἀμαλθείας, ὃ φασὶ σείων ὁ ζεὺς φοβερὸς ἐγίνετο· καὶ αἰγιαλία δῆμος ἐν ἀθήναις ὅθεν ὁ δημότης αἰγιαλεὺς, δίφθογγα. Ἐγὼ δὲ ἀντωνυμία καὶ ἐγείρω· καὶ ἐγγύη καὶ ἐγγυῶμαι, ἀφ' οὗ φερέγγυος ὁ ἀξιόχρεως, καὶ ὑπέγγυον τὸ ὑπόχρεων, ψιλά.

127. Τὸ ω̄ μετὰ κλητικῆς, οὐδέποτε ὀξύνεται· εἰ γὰρ καὶ ἔκπληξιν ὁ λόγος ἔχει καὶ θαῦμα· οἷον ὦ ἡράκλεις, ὦ θαῦμα θαυμάτων· οὐ μόνον γὰρ τὸ ω̄ ἐν τούτοις ἐμφαίνει τὴν ἔκπλήξιν καὶ τὸ θαῦμα, ἀλλὰ μετὰ τῶν κλητικῶν· ὅτε δὲ ἐπάγεται γενικῇ, ἐξ ἀνάγκης ὀξύνεται· τότε γὰρ πάντως ἢ σχετλιαστικόν ἐστιν· οἷον ὢ τῆς ἐμῆς ἀθλιότητος· ἢ θαυμαστικὸν, οἷον ὢ τοῦ ξένου μετάλλου, διὸ καὶ τὴν γενικὴν ἔχει ἐπαγομένην.

149. Τὸ ἀνίσχειν ἐπὶ τῆς ἀνατολῆς λέγεται τοῦ ἡλίου, καὶ ἐπὶ τῆς ἀναβλαστήσεως τῶν βοτανῶν, καὶ ἀπὸ τούτου καὶ ἐπ' ἄλλων. ἀνέχω δὲ τὰς χεῖρας ἐπὶ εὐχῆς καὶ ἀνέχω τὸ βαστάζω.

Anmerkungen.

Da ich in dem Texte des Gedichts vornehmlich unserm Manuskripte, aber doch nicht in allen und jeden Stücken gefolgt bin, so muß ich hier anzeigen, wie und warum ich entweder dabei geblieben

oder davon abgegangen. Zugleich wird dieses der Ort sein, wo ich die Glossen einschieben kann, welche Vulcanius aus seinem Manuskripte mitgeteilet und die er, wie wir gesehen, von dem Chrysoloras zu sein vermutete. Sie sind zu dem Verständnisse des Gedichts mehr wert als die ganzen vorstehenden Scholien. Von den Noten des Ancantherus will ich nur das mitnehmen, was er zur Erklärung des Wortverstandes etwa besonders aus seinem Manuskripte beigebracht hat. Wo er sich in die Sache einläßt und entweder die wunderbaren Eigenschaften der von dem Dichter angeführten Quellen und Gewässer zu erklären sucht oder die ähnlichen Nachrichten anderer Schriftsteller anführet, will ich ihm nicht folgen. Doch kann ich in Ansehung des letztern Punkts nicht unangemerkt lassen, daß ihm gerade diejenige Schrift, aus welcher Paulus Silentiarius das Meiste entlehnet, nicht beigefallen. Ich meine den Aristoteles περὶ θαυμασίων ἀκουσμάτων, ob er schon auf andere Werke des Aristoteles sich häufig beziehet. Ich werde einige Stellen daraus beibringen müssen.

Z. 5. Ἀνάργυρον] Aldus lieset αὐτάργυρον, und Vulcanius ἀντάργυρον, Stephanus aber wie unser Manuskript ἀνάργυρον, und dieses ist das erste Merkmal, woraus erhellet, daß Stephanus einem andern Texte gefolgt ist als dem Aldinischen, aus welchem die Versetzung des Gedichts entstanden, und diese Versetzung also in seiner Druckerei vielmehr vorgefunden als gemacht worden. Daß ἀνάργυρον den besten Sinn hier gibt, ist klar. Auch fand es Ancantherus in seinem Manuskripte. In manuscripto, cujus copiam mihi fecit Sodalitas canonicorum Lateranensium D. Joannis cognomento Viridarii, optime de me meisque studiis promerita, legitur, ἀνάργυρον δώρημα: quod est, gratuitum munus, et hanc lectionem ut veram sum amplexus et secutus. In simili re Claudianus idem concepit ubi de Aponensibus aquis: *praesens numen, inempta salus.*

Z. 6. γάννυσμα] Aldus, Stephanus, Vulcanius schreiben alle γάνυσμα. Mit einem doppelten ν aber schreibet es unser Manuskript, und so wird das Verbum γάννυσθαι auch beim Pollux geschrieben, welchem indes das Wort selbst gleichsam zum Trotze gemacht zu sein scheinet. Denn wenn ich ihn recht verstehe, so sagt er ausdrücklich, daß von γάννυσθαι sowie von einigen andern Zeitwörtern dieser Bedeutung kein Substantivum statthabe: θάλλειν, τέρπεσθαι, ἀπολαύειν, γεγηθέναι, τούτου δὲ τὸ πρᾶγμα οὐκ ἔστιν, ὥςπερ οὐδὲ τοῦ γάννυσθαι. (Lib. III. §. 97.)

Z. 7. Ἔγωγε] Vulcanius hat bloß ἐγὼ durch einen Druckfehler.

Z. 19, 20 und 21 fehlen in unserm Manuskripte gänzlich. Ich habe sie aus den gedruckten Texten hinzugefügt, weil sie schlechterdings notwendig sind, wie aus der 26sten Zeile erhellet, wo der Dichter zweier Meinungen gedenket, deren letztere er seines Teils vorziehe. Warum aber gerade drei Zeilen in unserm Manu-

skripte fehlen, ist dieses die Ursache, weil das ganze Gedicht in drei querüber zu lesenden Kolumnen geschrieben ist.

Z. 26. Ποῖον δέχῃ;] Der Deutlichkeit wegen mache ich auch hier ein Fragezeichen, ob es schon weder die gedruckten Ausgaben noch das Manuskript für nötig geachtet.

Z. 33. θερμόβλυστον] So lesen Aldus, Vulcanius und das Manuskript. Stephanus aber lieset θερμόβλυστρον. Und dieses nicht sowohl, meine ich, durch einen bloßen Schreibfehler oder Druckfehler als vielmehr durch die fehlerhafte Einschiebung des ρ, welche die gemeine Aussprache in mehr solchen Wörtern machte und die Phrynichus in παλαιστρικός, anstatt παλαιστικός, tadelt.

Z. 34. ἄψυχος] τὸ θερμὸν λέγει Ἱπποκράτης ἄψυχος. Vulc.

Z. 35. Τέχνης ἄνευ] καὶ Γαληνὸς χωρὶς τέχνης· ἐπεὶ ἄψυχον ὂν καὶ ἄτεχνον ἰάσεις ποιεῖ, ὥςπερ ὁ Ἱπποκράτης. Vulcan.

Z. ebend. νῆσος] Ancantherus verstehet unter dieser Insel vornehmlich und eigentlich Sizilien.

Z. 40. Οἶδεν] τουτέστι, εἴωθε. Vulc. Für das darauf folgende φέρειν lieset das Manuskript fälschlich φέρει.

Z. 41. Τιτανία Μηδίάς] So lesen mit unserm Manuskripte Aldus, Ancantherus und Vulcanius. Nur daß der letztere in seiner Handschrift die Lesart Μηδείας an den Rand geschrieben fand, welcher auch Stephanus, aber aus einer andern Quelle, gefolgt ist. Jenes ist unstreitig das Rechte; denn Medea hat hier nichts zu thun, ob ich schon weiß, daß Kolchis, das Vaterland der Medea, bei dem Flaccus (Lib. V. v. 464) Titania tellus genennet wird, und auch bei dem Apollonius (Lib. IV. v. 131) der Name Τιτηνὶς vorkömmt, den man im Fall der Not hierherziehen könnte, wenn es schlechterdings Μηδείας heißen müßte. Aber unser Dichter meinet Medien, wie aus der Stelle des Aristoteles klar ist, die ich in der folgenden Anmerkung anführen muß. Τιτανία wird auch gewiß eben der Ort sein sollen, welchen Aristoteles Ἀτιτανία nennet und der an den apolloniatischen Grenzen lag. Die Gegend Apolloniatis aber rechnet Ptolemäus zu Assyrien; und weder bei ihm noch sonst bei einem alten Erdbeschreiber kömmt dieses Τιτανία oder Ἀτιτανία vor, von welchem Aristoteles meldet, daß in dasiger Gegend ein Felsen sei, dessen verborgenes Feuer ausbreche, sobald man Oel darauf schütte. Φασὶ δὲ καὶ περὶ Ἀτιτανίαν, πρὸς τοῖς ὁρίοις τῆς Ἀπολλωνιάτιδος εἶναί τινα πέτραν, ἐξ ἧς τὸ μὲν ἀνιὸν πῦρ οὐ φανερόν ἐστιν· ἐπειδὰν δὲ ἔλαιον ἐπιχυθῇ ἐπ' αὐτὴν, ἐκφλογοῦται. Der lateinische Uebersetzer des Buches des Aristoteles περὶ θαυ. ἀκουσ., woraus diese Stelle ist, hat für gut befunden, πρὸς τοῖς ὁρίοις hier durch juxta colles Apolloniatidis zu übersetzen. Uebrigens könnte es leicht sein, daß unsers Silentiarius Τιτανία richtiger wäre als des Aristoteles Ἀτιτανία, indem der Ort vielleicht von den Titanen seinen Namen bekommen, deren Wohnungen man unter dergleichen feuerreichen Gegenden zu sein geglaubt.

Z. 42. περσικὴ Πιττάκη] Dieses ist die Stelle, über welche Bochart insbesondere den Huetius zu Rate zog. Huetius hatte Recht, daß sie nicht geändert zu werden braucht und daß Πιττάκη hier nichts anders ist als die Gegend Σιττακηνὴ oder Ψιττακινὴ, welche Ptolemäus gleichfalls noch zu Assyrien rechnet, andere aber zu Persien. Der Beweis hiervon ist der Ort des Aristoteles, welchen Paulus ausgeschrieben: Ἔστι δὲ καὶ ἐν Μηδίᾳ καὶ ἐν Ψιττακινῇ τῆς Περσίδος πυρὰ καιόμενα, τὰ μὲν ἐν Μηδίᾳ, ὀλίγον, τὰ δὲ ἐν Ψιττακινῇ, πολὺ, καὶ καθαρὸν τῇ φλογί.

Z. 43. Λυδία] Auch dieses sagt der Dichter nach dem Aristoteles: Λέγεται δὲ καὶ περὶ Λυδίαν ἀναφέρεσθαι πῦρ πάμπληθες, καὶ καίεσθαι ἐφ' ἡμέρας ἑπτά. Aber ich bin sehr geneigt, zu glauben, daß es dem ohngeachtet falsch ist und daß für Λυδίαν bei dem Aristoteles Λυκίαν gelesen werden müsse. Denn in Lydien findet man, so viel ich weiß, keiner feuerspeienden Berge gedacht, wohl aber in Lycien, wo der Berg Chimära und das Hephästion bekannt ist.

Z. 45. Μεταλλόχρυσον] id est μέταλλον χρυσοῦν ἔχουσαν. Vulc. In der Aldinischen Ausgabe befindet sich nach πλουτοῦσα ein Komma, welches den Verstand sehr verdirbt. Es muß πλουτ. vermittelst des unterverstandenen κατὰ mit dem folgenden μεταλλ. γαι. verbunden werden: „reich an goldhaltiger Erde".

Z. 45. Ἡρακλέων κ. τ. λ.] Ebenfalls nach dem Aristoteles: Λέγεται δὲ καὶ τὰ ἔξω στηλῶν Ἡρακλείων καίεσθαι, τὰ μὲν, διὰ παντὸς· τὰ δὲ, νύκτωρ μόνον, ὡς Ἄννωνος περίπλους ἱστορεῖ. Namentlich erzählt Hanno jenes von der Gegend der Thymiamaten und dieses von dem Berge Theon Ochema. Daß wegen dieser nämlichen Citation des Hanno Dodwell dem Aristoteles den Traktat περὶ θαυμ. ἀκουσ., wo nicht gänzlich, doch zum Teile abspricht, ist bekannt.

Z. 47. Πιθηκούσαις] Aristoteles setzt diese Insel mit Lipara nicht völlig in gleichen Fall, wie hier geschieht. Denn er gibt ihr keine wirklich ausbrechende Flamme.

Z. 48. Λιπάρᾳ] wie der Insel Lipara. Καὶ τὸ ἐν τῇ Λιπάρᾳ, sagt er in Fortsetzung der nächst vorhergehenden Stelle, οὐ μὴν ἡμέρας, ἀλλὰ νυκτὸς μόνον. Εἶναι δὲ καὶ ἐν Πιθηκούσαις φασὶ πυρῶδες μὲν καὶ θερμὸν ἐκτόπως, οὐ μὴν καιόμενον.

Z. 48. Ἀφεγγὲς ἄσθμα] σκοτεινὸν ἀναφύσημα. Vulc. Ἆσθμα heißet hier nicht die Luft, welche ausgestoßen wird, nicht die Ausstoßung derselben, sondern der Schlund, wodurch sie ausgestoßen wird. Und sonach, glaube ich, hätte es der Scholiast auch lieber durch ἀναφύσησις als durch ἀναφύσημα erklären sollen. Denn auch ἀναφύσημα heißt nicht die Kluft, aus welcher der unterirdische Wind bricht, sondern dieser Wind selbst. Ἀναφύσημα δὲ γῆς, πνεῦμα ἄνω φερόμενον κατὰ τὴν ἐκ βύθου τινὸς ἢ ῥήγματος ἀνάδοσιν, sagt Aristoteles περὶ κόσμου. Oder wie es Apulejus ausdrücket: Anaphysemata Graeci vocant eos spiritus, qui de

fundo vel hiatibus terrae explosi, ad superna maris solent devenire.

Z. 51. θειώδεις] id est, θείου μετέχοντας. Vulc.

Z. 52. Πολυψόφους, βροντώδεις] id est, πολυήχους βροντὰς ἀφιέντας. Vulc.

Z. 56. τελεῖ λήθην] ποιεῖ ἀπώλειαν μνήμης. Vulc.

Z. 57. μέθην] Wenn es sein müßte, so ließe sich dieses μέθην nicht übel in μνήμην verwandeln und mit geringer Versetzung der ganze Vers lesen: Ἄλλη δὲ ποιεῖ μνήμην. Wenigstens dürfte man auf das vorhergehende λήθην eher μνήμην als μέθην erwarten; besonders wenn man sich der Stelle des Plinius erinnerte: In Boeotia duo sunt fontes, quorum alter memoriam, alter oblivionem affert, inde nominibus inventis. (Lib. XXX. c. 2.) Doch auch μέθην hat alles Recht, hier zu stehen, indem ebenfalls Plinius sowie Mehrere berauschender Quellen gedenken.

Z. 60. που] που τοπικόν. τροχάζει] τρέχει. Vulc.

Z. 61. Πτηνῶν ἄκος] γραφ. πτηνὸν ἄκος, hoc est, ταχεῖα θεραπεία. Vulc. Doch diese Lesart ist nichts, ob sie gleich auch unser Manuskript hat, indem sowohl der Vers als der Verstand πτηνῶν, das ist ὀρνέων, erfordern. Der Dichter dachte vielleicht an jenes ὕδατος συστρεμμάτιον in Sizilien, εἰς ὃ τὰ πεπνιγμένα τῶν ὀρνέων καὶ τῶν λοιπῶν ζώων, ὅταν ἀποβαφῇ, πάλιν ἀναβιοῖ, wie Aristoteles sagt.

Z. 63. Μίσητρον] id est μίσος ἐμποιοῦν. Vulc. Eben diese Erklärung gibt auch unser Scholiast und bestätiget sie aus der Analogie; welche Stelle ohne Zweifel noch das Beste in ihm ist. Denn allen von ihm angeführten ähnlichen Worten ungeachtet, dürfte mancher Gelehrte das μίσητρον doch mißverstanden haben. Wenigstens sehe ich, daß dieses Grutern widerfahren, welcher in seinem Exemplare der Anthologie für μίσητρον an den Rand geschrieben hatte μισγητὸν, es sei nun aus dem Heidelbergischen Manuskripte, welches er verglich, oder aus bloßer Vermutung. Ich habe seine sämtlichen Randglossen aus der gütigen Mitteilung des Herrn Reiske. Was Gruter sonst noch unserm Gedichte beigeschrieben, ist eben so unstatthaft; ohne Zweifel, weil er es bei dem Stephanus, dessen Ausgabe er brauchte, in der Versetzung nicht verstand und also auf gutes Glück nur raten mußte.

Z. 64. μέσον θαλάσσης] malim μέσης, Vulc. Dieses, dünkt mich, ist noch etwas mehr gesagt, als Ancantherus zu verstehen scheint, wenn er es nur von süßen Quellen nahe an dem Meere nimmt, dergleichen er die zu Venedig anführt. Venetiis nemo nescit ad aestuaria in littore S. Nicolai esse puteum aquae dulcis, unde nautae profecturi commeatum parant. Den eigentlichern Sinn drückt Plinius aus: Vaporant (aquae calidae) et in mari ipso, quae Licinii Crassi fuere: mediosque inter fluctus existit aliquid valetudini salutare. (Lib. XXX. c. 2.)

Z. 65. Πίδαξ ἀναῤῥοιβδεῖται] τουτέστι, πηγὴ σὺν ἤχῳ ἀνέρχε-

ται. Vulc. In unserm Manuskripte ist πιδαξ ein Properispomenon; und so hätte ich es nur immer mögen drucken lassen, da das ι der ersten Silbe von Natur lang ist.

Z. 67. Προλεκτικόν] id est προφητικόν. Vulc.

Z. 71. ψόγῳ θολοῦται] θολοῦται lieset unser Manuskript; und so las auch das Manuskript des Ancantherus: in optimo Codice calamo exarato scriptum fuit θολοῦται, non δολοῦται, quae macula haesit hactenus in omnibus impressis. Auch sogar Vulcanius ließ noch δολοῦται drucken, ob er schon in seinem Manuskripte die Lesart ψόφῳ θολοῦται fand. Ψόφῳ ist falsch; es muß ψόγῳ heißen, wie aus dem entgegengesetzten αἰνουμένη des folgenden Verses zu schließen. Aber θολοῦται ist recht, wie aus der nämlichen Entgegensetzung des λάμπει erhellet. Indes dürfte freilich wohl das ganze Wunder nicht anders stattgefunden haben, als wenn der ψόγος mit ψόφῳ geschehen. Und so läge in der falschen Lesart wenigstens die Erklärung des Wunders.

Z. 72. Αἰνουμένη] τουτέστι, ἐπαινουμένη. Vulc.

Z. 75. καθαρτικήν] id est καθάρσεων ποιητικήν. Vulc.

Z. 77. 78. Diese zwei Zeilen hat unser Manuskript mehr als alle gedruckte Ausgaben. Nur Vulcanius fand sie ebenfalls in seinem Manuskripte und teilte sie daraus nicht in dem Texte, sondern unter den Scholien mit. Ich habe mir kein Bedenken gemacht, sie in jenen aufzunehmen. Ancantherus muß sie in seinem Manuskripte nicht gefunden haben, weil in seiner Uebersetzung keine Spur davon erscheinet, auch er ihrer in den Anmerkungen nicht gedenkt. (Es ist hier noch eben Zeit, einen Druckerfehler in meinem eigenen Texte zu korrigieren, διϊστεροῦσιν muß heißen διϊστοροῦσιν.)

Z. 77. κρατύνειν] ἰσχυρὸν ποιεῖν. Vulc.

Z. 78. Χαῦνον] παραλελυμένον· ἤτοι ἐκλελυμένον, ἐναντίον τῷ συνεστηκότι καὶ συνεσφιγμένῳ. Vulc. Aber Vulcanius accentuiert falsch χαυνόν.

Z. 83—86. Den Sinn dieser Zeilen hat man leicht weg. Der Dichter will nämlich sagen, daß es eine Quelle gebe, in welcher alle leichte Körper zu Boden fallen und alle schwere obenauf schwimmen. Allein wie τὴν κούφην, wenn es zu τὴν ἄχνην gehören soll, so weit davon getrennet worden, oder was τὴν ἄχνην, wenn τὴν κούφην zu φύσιν gehören soll, hintennach für sich allein sagen könne, das kann ich auf keine Weise absehen. Wenn es der Vers erlaubte, würde ich ἄχνην an die Stelle des φύσιν und φύσιν an die Stelle des ἄχνην setzen, so daß τὴν φύσιν so viel wäre als κατὰ τὴν φύσιν; das ist, „eine Quelle, die ihrer Natur nach" u. s. w. Doch da φύσιν da nicht wohl stehen kann, wo ich es hinsetzen wollte, so denke ich, ist der Sache nicht anders zu helfen, als wenn man unter φύσιν τὴν κούφην jeden leichten Körper verstehet, τὴν ἄχνην aber in ὡς ἄχνην verwandelt und es mit ὁλκὴν τὴν βαρεῖαν, mit den schweren Körpern verbindet, die in diesem Wunderbrunnen wie Spreu obenauf schwimmen. — Was den Brunnen selbst anbelangt,

der besagte doppelte Eigenschaften zugleich habe, so dürfte er wohl nirgends als in der Einbildung des Dichters zu finden gewesen sein, indem alle die alten Schriftsteller, bei welchen er vorkommen könnte und die sich doch auch kein Gewissen machen, ein unglaubliches Ding mehr hinzuschreiben, davon schweigen. Eine Quelle oder sonst ein Wasser, das entweder die eine oder die andere Eigenschaft allein hat, ist etwas anders, und Ancantherus hat sehr weislich gethan, daß er sich in seinen Erklärungen auch nur hierauf eingelassen und sich stillschweigend stellt, als ob der Dichter auch nicht im geringsten mehr sagen wollen.

Z. 84. κούφην] Unser Manuskript lieset κρύφην, ohne allen Verstand.

Z. 85. ὁλκήν] ὁλκή, ὁ σταθμός. Vulc.

Z. 87. μικρός σοι] ἐστὶ δηλονότι. Vulc.

Z. 94. Εἰ νοξίν] Vulcanius lieset in seinem Texte vollkommen eben so. Aber in den Scholien lieset er ἐν νυξὶν und erkläret es durch ἐν ἀσκέπτῳ τόπῳ. Ich verstehe dieses nicht und glaube, daß es nicht ἐν ἀσκέπτῳ, sondern ἀσκέπῳ τόπῳ, nicht an einem ungesehenen Orte, sondern an einem unbedeckten Orte heißen und also das αἰθριάζοις erklären sollen.

Z. ebend. αἰθριάζοις] Unser Manuskript lieset falsch αἰθριάλοις.

Z. 97. προκύψας] ἡ πρὸς ἐνταῦθα τὴν εἰς τὸ ἔμπροσθεν ὁρμὴν δηλοῖ. Vulc.

Z. 98. Δῦνον βλέπει σε] So lesen die gedruckten Ausgaben alle und auch unser Manuskript, deswegen ich nichts ändern wollen. Indes ist gewiß, daß βλέπει nicht statthaben kann. In dem Gruterschen Exemplare war dafür an den Rand geschrieben λείπει. Doch ich meine, daß es einer so starken Aenderung nicht einmal bedarf und daß aller Anstoß gehoben ist, wenn man nur βλέπεις anstatt βλέπει lieset. Der Dichter will nämlich sagen: wenn du dich nach ihm niederbückest, δῦνον βλέπεις, so siehest du, daß es sich zurückgezogen, σε φεῦγον γῆς μητρὸς ὡς ἐν κόλποις, und dich gleichsam in den Schoß der Mutter Erde fliehet. Es war natürlich, daß auch Ancantherus hier anstieß. Aber er suchte sich auf eine andere Art zu helfen, die ich mit seinen eigenen Worten anführen will, um dem Leser die Wahl zu lassen. Codex graecus impressus corruptus, ubi σε scriptum est, quod sententiam perspicue corrumpit: meo periculo legatur ἓ id est illum, aut se; ut sit sensus: ex quo fonte quisquis pronus biberit aspiciat se ab illo sub terras fugiente deseri.

Z. 104. Ἄλλην λέγουσι, κ. τ. λ.] Diese Quelle war in Sizilien auf dem Wege nach Syracus. Es sind fast die Worte des Aristoteles: ἐπὶ τῆς ὁδοῦ τῆς εἰς Συρακούσας κρήνη ἐστὶν ἐν λειμῶνι οὔτε μεγάλη, οὔτε ὕδωρ ἔχουσα πολύ· συναπαντήσαντος δὲ εἰς τὸν τόπον ὄχλου πολλοῦ, παρέσχεν ὕδωρ ἄφθονον.

Z. 108. πιστοῦνται] βεβαιοῦνται. Vulc. Aristoteles sagt das Nämliche von allen Brunnen zu Mythepolis an dem Ascanischen

See. Περὶ τὴν Ἀσκανίαν λίμνην Μυθήπολίς ἐστι, κώμη ἀπέχουσα Κίου ὡς σταδίους ἑκατὸν εἴκοσι· ἐν ᾗ τοῦ χειμῶνος ἀναξηραίνεται πάντα τὰ φρέατα, ὥςτε μὴ ἐνδέχεσθαι βάψαι τὸ ἀγγεῖον· τοῦ δὲ θέρους πληροῦται ἕως τοῦ στόματος. Diese Stelle des Aristoteles ist in der lateinischen Ueberseßung in der Ausgabe des du Val ganz übergangen worden. Auch hätte Mythepolis, ob es schon nur ein Flecken, doch in Ansehung seiner ziemlich bestimmten Lage und angeführten physischen Merkwürdigkeit wegen im Cellarius eine Stelle verdient.

Z. 109. χείματος] χειμῶνος. Vulc.

Z. 112. Ἄλλην ἀκούεις κ. τ. λ.] Das Nämliche vollkommen mit den nämlichen Worten sagt Aristoteles von dem Ascanischen See. Ἐν τῇ Ἀσκανίᾳ λίμνῃ οὕτω νιτρῶδές ἐστι τὸ ὕδωρ, ὥςτε τὰ ἱμάτια οὐδενὸς ἑτέρου ῥύμματος προσδεῖσθαι.

Z. 117. πίνεσθαι] Unser Manuskript liest πιαίνεσθαι, aber wider das Metrum, wenn es auch schon noch einen Sinn hätte. Die Nachricht selbst von diesem warmen und stinkenden See ist abermals aus dem Aristoteles. Er soll an dem Eridanus gelegen haben, an dessen Ausflusse die elektrischen Inseln von den Griechen zu sein vermeinet wurden. Wenn aber der ganze See nicht mehr Grund hat als diese elektrischen Inseln in dieser Gegend, so verlohnt es sich nicht der Mühe, sich noch auf dem Erdboden nach ihm umzusehen. Ἔτι δὲ λίμνη ἔοικε πλησίον τοῦ ποταμοῦ, ὕδωρ ἔχουσα θερμόν· ὀσμὴ δ' ἀπ' αὐτῆς βαρεῖα, καὶ χαλεπὸν ἀποπνεῖ· καὶ οὔτε ζῷον οὐδὲν πίνει ἐξ αὐτῆς οὔτε ὄρνεον ὑπερίπταται, ἀλλὰ πίπτει καὶ ἀποθνήσκει.

Z. 120. Ἐκεῖ] daselbst, nämlich um besagten See; also nicht einmal auf den Inseln selbst waren die Bäume, welche das Elektrum fallen ließen. Und eben so war es auch dem Aristoteles gesagt worden: εἶναι δ' ἐν αὐτῇ αἰγείρους πολλάς, ἐξ ὧν ἐκπίπτει τὸ καλούμενον ἤλεκτρον. Οἱ δὲ λέγουσιν ὅμοιον εἶναι κόμμι, διὰ τὸ ἀποσκληρύνεσθαι ὡςανεὶ λίθον.

Z. 121. φυτῶν] Was dieses Wort hier sagen soll, und was φυτῶν αἰγείρους mehr oder anders bedeuten kann als das bloße αἰγείρους, bekenne ich nicht einzusehen.

Z. 127. Ὦ τοῦ ξένου μετάλλου] „O des sonderbaren Metalles!" Dieses macht einen so guten natürlichen Sinn, daß ich gar nicht begreifen kann, warum in dem Gruterischen Exemplare für ὦ τοῦ beigeschrieben worden ὠχροῦ. Daß das Beiwort blaß dem Bernsteine zukömmt, macht es nicht aus. Vielmehr werde ich dadurch in meiner obigen Vermutung, was es überhaupt mit diesen Randglossen für eine Bewandtnis gehabt, bestärkt.

Z. 129. Φέρει τόπος κ. τ. λ.] Auch von hier bis zu Z. 138 ist der beste Kommentar die Stelle des Aristoteles: Φησὶν εἶναι ὁ Πολύκριτος ὁ τὰ Σικελικὰ γεγραφὼς ἐν ἔπεσιν, ἔν τινι τόπῳ τῆς μεσογείου, λίμνιόν τι ἔχον ὅσον ἀσπίδος τὸ περίμετρον· τοῦτο δ' ἔχειν ὕδωρ διαυγὲς μέν, μικρῷ δὲ θολερώτερον. Εἰς τοῦτ' οὖν ἐὰν

τις εἰςβῇ, λούσασθαι χρείαν ἔχων, αὔξεσθαι εἰς εὖρος· ἐὰν δὲ καὶ δεύτερος, μᾶλλον πλατύνεσθαι· τὸ δὲ πέρας ἕως εἰς πεντήκοντα ἀνδρῶν ὑποδοχὴν μεῖζον γενόμενον διευρύνεσθαι. Ἐπειδὰν δὲ τοῦτον τὸν ἀριθμὸν λάβῃ, ἐκ βάθους πάλιν ἀνοιδοῦν ἐκβάλλειν μετέωρα τὰ σώματα τῶν λουομένων ἔξω ἐπὶ τὸ ἔδαφος.

Z. 132. Πεπλησμένην] γεγεμισμένην. Vulc.

Z. 138. ἀκρίτως] ἀδιακρίτως. Vulc.

Z. 140. Κρύπτον ἔσω τὸ καῖον] Dieses ist genau die Lesart unsers Manuskripts, aber schwerlich die wahre. Aldus lieset, mit Verstümmelung des Verses, Κρύπτων τὸ καῖον. Eben so hat auch Vulcanius abdrucken lassen, der jedoch in den Scholien hinzufügt: γρ. κρυπτὸν ἔχων τὸ καῖον, τουτέστι, τὴν καυστικὴν δύναμιν. Und diese Lesart des Vulcanius hat auch Stephanus; zwar nicht aus dem Vulcanius, sondern entweder aus der Ausgabe des Badius oder der Juntaschen. Doch da ἔχων sich nicht anders als auf καπνὸς beziehen könnte, welches mir nicht so recht schicklich scheinet, so habe ich dafür unser ἔσω vorgezogen. Wenn indes diese Beziehung doch statthaben könnte und sich von dem Rauche allerdings sagen ließe, daß er das Feuer verberge, ob es schon eigentlich der Fels ist, der es verbirgt, so könnte eben so gut das ohnedem in das Metrum passendere κρύπτων beibehalten und der ganze Vers gelesen werden: Κρύπτων ἔσω τὸ καῖον.

Z. 141. σαφῶς] id est φανερῶς. Vulc.

Z. 142. Ἔλαιον εἴπερ στάξεις] So lesen die gedruckten Ausgaben alle, und so lieset auch unser Manuskript, nur daß dieses anstatt στάξεις, στάζεις hat; welches wegen des vorhergehenden ἀνάψεις nicht so gut ist. Sonst bringt Vulcanius in den Scholien aus einer alten Abschrift (ich weiß nicht, ob aus der selbst, die er vor sich hatte, oder aus einer andern, die in der seinigen nur angeführt wurde) eine Lesart bei, die wegen ihrer Leichtigkeit den Vorzug verdienen würde, wenn das Metrum sie nicht verweigerte. Γραφ. ἐκ παλαιοῦ ἀντιγράφου· ἔλαιον ὑπερστάξας.

Z. 144. ἐξέθαλψε] ἀνῆψε. Vulc.

Z. 146. Πάντως] ἐκ παντός. Vulc.

Z. 147. Δέλτοι] βίβλοι. Vulc.

Z. ebend. ἄλλην] πέτραν. Vulc.

Z. 152. Ἅπτοντας αἰεὶ δᾷδας] Diese Zeile ist weder ganz so, wie sie unser Manuskript lieset, noch ganz so, wie sie die gedruckten Ausgaben lesen. Ich habe aus beiden eine dritte Lesart zusammengesetzt, die mich die nächste zu sein bedünkte. Aldus hat: ἅπτοντας αἰείδαμας, Vulcanius ἅπτοντες αἰείδαμας, aber das zweite Wort ist kein Wort. Dieser bringt also in den Scholien als eine Lesart seines Manuskripts dafür bei: ὡςεὶ δᾷδας, und diese Lesart fand sich vor ihm auch schon von dem Stephanus, und wie mir daher wahrscheinlich, auch von andern Angaben angenommen. Daß es mit dem δᾷδας darin seine Richtigkeit hat, ist wohl unstreitig. Nur möchte ich für ὡςεὶ dem ungeachtet lieber

lesen αἰεί, wenn es auch nur wäre, um von der alten Lesart, die auch unser Manuskript hat, noch so viel als möglich zu retten. Dem Sinne nach dürfte beides nicht weit aus einander sein.

Z. 153. ῥιπίδι] Ῥιπὶς, τὸ πλατὺ πλέγμα, ὃ στρεφόμενον κινεῖ τὸν ἀέρα. Vulc.

Z. 156. τυφοῦται] τουτέστι, ἀγριοῦται. Vulc.

Z. 157. Ἄλλης ὀπῆς] ἀπὸ ἄλλης ὀπῆς. Vulc.

Z. 158. μίγδην] ist die Lesart unsers Manuskripts, wofür die gedruckten Ausgaben alle σμίγδην lesen. Nur Vulcanius setzt in den Scholien dabei: ἴσως, μίγδην. Als ob es so ganz etwas Ungewöhnliches wäre.

Z. 160. Τετρακτύος πιστοῦται] τουτέστι, τὴν τῶν τεττάρων στοιχείων μίξιν βεβαιοῖ. Vulc.

Z. 164. Κιρνῶν] Aldus lieset κρινῶν und Vulcanius κρίνων, beide falsch. Was vollends der muß gedacht haben, der in dem Gruterschen Exemplare κυρνῶν ἢ κρηνῶν dafür an den Rand geschrieben, kann ich nicht begreifen. Κιρνῶν, vermischend, welches unser Manuskript und Stephanus haben, ist das Wahre und kann sich hier insbesondere auf die Quelle beziehen, in der gleichsam Feuer und Wasser vermischt waren.

Z. 166. ἐγείρει] διανιστᾶ. Vulc.

Z. 167. κάλει] ὀνόμαζε. Vulc.

Z. 168. φαντάζου] λογίζου. Vulc.

Z. 174. Ἀναρχοφωτόμυστον] τουτέστι, ἄναρχον φῶς γινωσκόμενον. Vulc. Und zwar ein heimliches, unzugängliches Licht, um auch das μύστον auszudrücken.

Z. 175. Ἀρρητολεπτόπνευστον] τουτέστιν, ἀρρήτως καὶ λεπτῶς ἐκπνεόμενον. Vulc.

Z. 176. Κόσμους] τοὺς ἀνθρώπους δοκεῖ λέγειν κόσμους, τοὺς πληροῦντας τὸν κόσμον. Vulc.

Z. ebend. φέρον] διεξάγον. Vulc.

Z. 177. Ἐν πανσόφῳ χωρίῳ] ἐν τῷ κόσμῳ. Vulc.

Z. 178. ἐνδίκῳ] δικαίᾳ. Vulc.

Z. 182. πίστις] πίστωσις, βεβαίωσις. Vulc.

Z. 187. τρισσόφωτον φαῦσιν] τουτέστιν τὴν ἁγίαν τριάδα. Vulc.

Z. 188. θεώσεις] Unser Manuskript lieset nicht so gut θεάσεις.

Z. 190. Μετουσίᾳ] μεταλήψει. Vulc. Ohnstreitig sind beide Worte in dem kirchlichen Sinne hier zu nehmen und die μετάληψις εὐχαριστίας zu verstehen, wovon Beispiele beim Suicerus.

Z. ebend. τὸ κρεῖττον] ἤτοι, τὴν ψυχήν. Vulc. Eben so wie die untern Seelenkräfte oder der Körper τὸ χεῖρον τῶν παρ' ἡμῖν bei den alten Philosophen heißen.

Scholien. Ueber den Wert derselben habe ich mich bereits erkläret. Sie sind völlig so abgedruckt, wie ich sie gefunden, einige offenbare Schreibfehler ausgenommen. So hieß es z. E. in der Scholie zur 63sten Zeile: θέλγητρον τὸ ἐμποιοῦν τρέψιν, anstatt τέρψιν. Was mir sonst zweifelhaft war (z. E. das σφηκία ἢ συν-

θήκη τοῦ μέλιττος τῶν σφηκῶν, bei der 90sten Zeile, wo ohnstreitig das τοῦ μέλιττος, welches nicht einmal recht geschrieben ist, ganz ausgestrichen werden müßte), habe ich gelassen, wie es war. Was ich nicht verstehe, verstehen andere. Selbst auf Treue und Glauben der bloßen Wörterbücher habe ich nichts ändern wollen. Sonst hätte ich bei der 120sten Zeile das αἶκνον τὸ δεῖπνον vielleicht noch am ersten in αἶκλον verändern können und dürfen. So unbedeutend nun aber auch der ganze Wust ist, so habe ich doch gefunden, daß er dem ohngeachtet mit zu den Quellen gehört hat, die Phavorinus zu seinem Lexiko gebraucht. Denn die ganze Anmerkung von ὤ und ὦ findet sich von Wort zu Wort bereits bei diesem. Daß aber nicht beide hier einen dritten ausgeschrieben haben, ist daher klar, weil Phavorinus das ähnliche Exempel, ὤ τοῦ ξένου μετάλλου, welches aus unserm Gedichte genommen ist, anführet. Die Anmerkung selbst ist sonst fein genug und wird nicht immer so beobachtet, wie sie sollte. Selbst Vulkanius hat in beiden Fällen nur immer ὦ drucken lassen.

Ich komme nunmehr auf den Punkt, dessen ich oben erwähnet und der den eigentlichen Verfasser des Gedichts betrifft. Da aber der Vorwurf, den er sich darin gewählt, vielleicht einiges Licht auf ihn werfen dürfte, so wird es nicht undienlich sein, erst von diesem zu handeln.

Also: auf die Pythischen Bäder, εἰς τὰ ἐν Πυθίοις θερμά. Das ist: auf die Bäder in der Gegend, welche Πύθια hieß. — Wo war diese Gegend? In welchem Lande, in welchem Teil der Welt lagen folglich diese Bäder? Man wird sich vergebens in den neuern Schriftstellern von der alten Geographie darnach umsehen. Der fleißigste und vollständigste derselben, Cellarius, weiß von keiner Gegend Pythia, von keinen darnach benannten Bädern. Es wäre also zu verwundern, wenn im Strabo, Ptolemäus, Stephanus und den übrigen alten Erdbeschreibern etwas von ihnen vorkäme. Eben so wenig findet sich von ihnen die geringste Spur in den neueren Kompilationen von mineralischen Wassern und Bädern, dergleichen das sonst sehr weitläuftige Werk des Andr. Baccius De Thermis ist. Dem ohngeachtet sollte man aber freilich wohl von den Herausgebern des Gedichts, wenn auch nicht von denen, die es nur beiläufig in den verschiednen Ausgaben der Anthologie abdrucken lassen, doch wenigstens von denen, die es geflissentlich besonders bekannt gemacht haben, erwarten, daß sie einen so wichtigen Umstand nicht ganz mit Stillschweigen übergehen würden. Wie es nun Morellus gehalten, kann ich aus mehrberührter Ursache nicht wissen. Vulcanius wenigstens sagt keine Silbe davon; und so ist es noch der einzige Ancantherus, der sich darüber auslassen zu müssen geglaubt. Er sagt nämlich gleich zu Anfange seiner Anmerkungen: Titulus hujus poëmatii, *Thermae Pythiae*, ut quae essent in urbe Pytho Apollini sacra, ut refert Stephanus in Epitome de urbibus.

Aber so wissen wir es ja auf einmal, was wir wissen wollen, und noch dazu aus eben dem Stephanus, von dem ich vorher sagte, daß er keiner Pythischen Bäder gedenke. Doch Ancantherus hat sich die Sache ein wenig zu leicht gemacht, indem er bei der ersten der besten Stadt stehen geblieben, von der sich die Benennung ableiten läßt. Zudem ist es nicht wahr, daß Stephanus das sagt, was er ihn sagen läßt. Stephanus sagt bloß, daß die Stadt Pytho, das ist mit dem bekanntern Namen die Stadt Delphi, dem Apollo heilig sei; von Bädern aber in oder um diesem Pytho sagt er nichts. Folglich ist auch das ganze Vorgeben des Ancantherus auf nichts gegründet.

Es bleibt dabei, daß weder Stephanus noch vor dem Stephanus sonst ein alter Erdbeschreiber der Pythischen Bäder erwähnet, und das Natürlichste, was hieraus zu schließen, dürfte wohl dieses sein, daß diese Bäder erst nach ihnen bekannt geworden und man daher sich allenfalls bei den spätern Schriftstellern der Byzantinischen Geschichte des nähern erkundigen müsse. Und so ist es auch. Procopius ist derjenige, der uns in seinem Buche, worin er die Gebäude erzählet, welche der Kaiser Justinianus durch sein ganzes Reich teils neu errichten, teils wieder herstellen lassen, eine so ziemlich hinlängliche Nachricht von unsern Bädern erteilet. Denn dieser Kaiser war es eben, der sie durch seinen Bau noch berühmter machte, als sie wegen ihrer natürlichen Kräfte seit einiger Zeit bereits waren. Hier ist die ganze Stelle: Πηγαὶ δὲ θερμῶν φύσει ἐν Βιθυνοῖς ὑδάτων ἀναβλυστάνουσιν ἐν χώρῳ, ὅνπερ ἐπονομάζουσι Πύθια. Ταύτας ἔχουσιν παρὰ ψυχὴν ἄλλοι τε πολλοὶ καὶ διαφερόντως Βυζάντιοι, ἄλλως τε ὅσοις νοσώδεσι συμβαίνει εἶναι. Ἔνθα δὴ πολυτέλειαν ἐπιδέδεικται βασιλεῖ πρέπουσαν. Βασίλειά τε γὰρ ᾠκοδομήσατο οὐ πρότερον ὄντα, καὶ λουτρῶνα ἐν δημοσίῳ τῶν ἐκεῖ φυομένων θερμῶν ὑδάτων πεποίηται. Πηγὰς δὲ ποτίμων ὑδάτων ὡς ἑκάστῳ ἀποβλυζούσας ἐς τόνδε τὸν χῶρον ὀχεταγωγίᾳ διακομίσας, τὸν πρότερον ἐνταῦθα ἐπιχωριάζοντα περιεῖλεν αὐχμόν. Ἀλλὰ καὶ τοῦ ἀρχαγγέλου τὸ τέμενος, καὶ τὸ τῶν νοσούντων ἀναπαυστήριον, μείζω τε καὶ καταπολὺ ἐπιφανέστερον κατεστήσατο.*) In Asien also, nicht in Europa lagen unsere Bäder; in Bithynien, nicht in Phocis lag Pythia, eine Gegend, nicht eine Stadt. Diese Bäder wurden von den Byzantinern häufig besucht, der Gesundheit und des bloßen Vergnügens wegen. Sie hatten bereits die notwendigsten Gebäude, ein Krankenhaus und einen Tempel, als Justinianus diese nicht allein erweitern und verschönern, sondern auch für sich einen eigenen prächtigen Palast daselbst erbauen ließ. Novum palatium condidit, sagt der lateinische Uebersetzer Maltretus nicht so recht wohl. Denn „einen neuen Palast bauen" gibt zu verstehen, daß schon ein Palast da gewesen, welches aber Procopius ausdrücklich verneinet: βασίλεια

*) Lib. V. cap. 3. p. 98. Edit. *Maltret.*

οὐ πρότερον ὄντα. Justinianus war der erste Kaiser, der, um auf längere Zeit die Vorzüge des Ortes genießen zu können, seinen eigenen Palast daselbst hatte. Außer diesem ließ er auch ein öffentliches Badehaus bauen und trinkbares Wasser aus der Ferne herbeileiten, an welchem die Gegend zeither großen Mangel gehabt hatte.

Und nun, da wir diese Verdienste des Justinianus um diese Bäder kennen, was folget daraus wahrscheinlicherweise in Ansehung des Verfassers unsers Gedichts? Alle Handschriften nennen ihn Paulus Silentiarius. Man kannte aber bereits einen Mann dieses Namens und dieses Titels, der ebenfalls ein Dichter war, aus verschiedenen in der Anthologie von ihm aufbehaltenen Stücken. Warum also ohne Not die Wesen vermehren? Warum soll nicht eben der Paulus Silentiarius, der die Epigramme in der Anthologie gemacht hat, auch unser Gedicht gemacht haben? Von diesem aber ist ausgemacht, daß er erster Geheimschreiber bei dem Kaiser Justinianus gewesen, und was ist in unserm Gedichte, warum es nicht ein Geheimschreiber des nämlichen Kaisers könnte gemacht haben? So schloß man und ließ sich um den eigentlichen Vorwurf dieses Gedichts unbekümmert. Und nun, da wir den genauer kennen, da wir wissen, daß er Bäder betrifft, welche eben der Kaiser so sehr verschönert hatte, bei welchem jener Paulus die Stelle eines Silentiarius bekleidete, sollten wir anders schließen? sollten wir nicht um so viel mehr ein Gedicht auf diese Bäder eben demselben Paulus beilegen? Hiezu kömmt noch, daß er einen andern Bau seines Kaisers ebenfalls besungen, nämlich der St. Sophienkirche in der Hauptstadt, welche Justinianus nach dem Tode seiner Gemahlin Theodora vollenden ließ. Wenn Paulus dieses einer Kirche gethan, warum hätte er es nicht auch Bädern thun können, die gewissermaßen das Werk seines Kaisers noch mehr waren als jene?

Ich frage, warum nicht? Oder was ist denn nun der mächtige Grund, der uns bewegen soll, den Verfasser unsers Gedichts für einen ganz andern und weit jüngern Paulus Silentiarius zu halten als für den, der unter dem Justinianus gelebt und sich durch so ähnliche Arbeiten bekannt gemacht hat? Kein andrer als dieser, weil in einer Handschrift der herzoglichen Bibliothek zu Florenz sich dieses unser Gedicht an den Kaiser Constantinus Porphyrogennetus gerichtet findet, der mehr als vierhundert Jahre nach dem Justinianus regierte. Πρὸς τὸν βασιλέα κύριον Κωνσταντῖνον τὸν Πορφυρογέννητον heißt es da nicht allein in der Aufschrift, sondern eine Anrede an diesen Kaiser ist sogar dem Gedichte selbst eingeschaltet, indem die drei ersten Zeilen, welche sonst überall bloß heißen:

Βούλει μαθεῖν, ἄνθρωπε,
Θερμῶν ἄτεχνον ῥεῦμα,

alldort so lauten:

Βούλει μαθεῖν, Αὔγουστε
Κωνσταντῖνε κράτιστε,
Θερμῶν ἄτεχνον ῥεῦμα.

Dieses berichtet, wie wir gesehen, Fabricius aus der Abschrift, welche Gudius von jenem Florentinischen Manuskripte genommen hatte; dieses bestärkt Bandini, wo er in dem angezogenen Werke dieses Manuskript selbst beschreibt.

Aber ich kann es schwer begreifen, wie dieser letztre, was jener nur bloß historisch beibringt, für eine ganz ausgemachte Sache hat annehmen können. Citat hoc jambicum carmen, schreibt er, ex nostro Codice *Fabricius B. G. Vol. VI. p. 280,* ubi recte admonet, Paulum hunc nostrum longe diversum esse ab alio Paulo, qui Justiniani Imperatoris Silentiariorum, sive Secretariorum primicerius fuit. Wie gesagt, das gibt Fabricius nicht für seine Meinung, er erzählt bloß, daß es in der Florentinischen Handschrift vorgegeben werde. Freilich wundert mich, daß, wenn Fabricius jemals das Gedicht selbst gelesen, er sich entbrechen können, diesem Vorgeben nicht geradezu zu widersprechen. Es ist so ungegründet oder gründet sich höchstens auf eine so augenscheinliche Verfälschung als nur immer ein nichtiges Vorgeben von der Welt. Der Beweise hiervon sind mehrere, als eine solche Kleinigkeit bedarf. Denn vors erste: der Zusatz, worauf es hier ankömmt, findet sich sonst nirgends als in diesem einzigen Manuskripte. Er findet sich nicht in den drei übrigen Manuskripten, welche in eben der Bibliothek von dem nämlichen Gedichte aufbehalten werden; er hat sich in keinem von den Manuskripten gefunden, welche Aldus, Ancantherus, Stephanus, Vulcanius, Morellus, alle die ungenannten Herausgeber der Anthologie, gebraucht haben; er findet sich eben so wenig in unserm Manuskripte. Was kann nun ein einziges gegen so viele? Denn vors zweite: jener Zusatz, jene Anrede an den Kaiser Constantinus sind in allen diesen Manuskripten nicht bloß weggelassen, sondern sie haben anstatt jener Anrede etwas, welches nur allein da stehen kann. Der Ton, auf den das ganze Gedicht gestimmt ist, ist gegen die Anrede an einen Kaiser. „Du willst lernen, großmächtiger Kaiser — Nun, so gib acht — So meinest du? aber so meine ich. — Thu also das — Unterlaß also jenes.“ — Wer hat jemals mit einem Kaiser so gesprochen? Und mit was für einem Kaiser hätte der Dichter so gesprochen? Gerade mit dem gelehrtesten von allen griechischen Kaisern. Gegen ihn, gegen den Kaiser Constantinus Porphyrogenetus hätte ein unbekannter Versmann sich mit solchen Armseligkeiten ein solches Ansehen geben dürfen? Kaum waren sie noch gut genug, dem ersten dem besten guten Freunde vorgeleiert zu werden, den man so unwissend annehmen kann, als man will. Ἄνθρωπε also, sicherlich ἄνθρωπε war die Anrede und nicht Αὔγουστε Κωνσταντῖνε κράτιστε. Denn vors dritte: wie deutlich

verrät nicht auch schon das bloße Κωνσταντῖνε die Interpolation des unwissenden Abschreibers? So viel Freiheiten sich nämlich auch Paulus in Ansehung der Prosodie durch das ganze Gedicht erlaubt hat, so ist ihm doch nirgends ein so barbarischer Vers entfahren als dieser Κωνσταντῖνε κράτιστε. Die dritte Silbe ist bei ihm nie lang, wie sie es doch hier sein würde, und er wußte es zu gut, daß mit dieser keine Licenz gelte, wenn seine Jamben wirklich noch Jamben bleiben sollten. Er ist also offenbar eingeschoben, dieser Vers, und zu einer Zeit eingeschoben, als man die sogenannten politischen Verse machte und die Silben nicht mehr maß, sondern bloß zählte. Dieser einzige Vers mag aus den Zeiten des Constantinus Porphyrogennetus sein, aber das übrige ist es gewiß nicht. Soll ich noch ein viertes hinzusetzen? So wenig oder so nichts auch in dem ganzen Gedichte vorkömmt, was eine offenbare Beziehung auf die Zeit hätte, in welcher es geschrieben worden, so finde ich doch ein paar Zeilen, welche wenigstens anzeigen, daß es nach dem achten Jahrhunderte wohl nicht geschrieben worden. Der Dichter kömmt endlich auf Gott, der alle die angeführten Wunder in der physikalischen Welt schaffe, und sagt:

Τοῦτον κάλει θεόν σου,
Τοῦτον φρεσὶ φαντάζου,
Μηδὲν τυπῶν πρὸς εἶδος,
Εἰ μὴ θέλεις γε πταίειν.

„Mache dir ja nicht irgend ein sinnliches Bild von ihm, wenn du nicht straucheln willst!“ Ich meine, dieses dürfte schwerlich nach 787 geschrieben sein, als auf der Kirchenversammlung zu Nicäa die Verehrung der Bilder auf immer in der griechischen Kirche eingeführt wurde. Weit eher dürfte es hingegen auf die Zeiten des Justinianus passen, als zu welchen sich der Bilderdienst allmählich einzuschleichen anfing, aber noch bei vielen viel Widerspruch fand.

Indes möchte ich auf den letztern Grund auch nicht zu sehr trauen, indem, so viel ich weiß, es bei den Griechen doch noch immer unerlaubt blieb, das eigentliche göttliche Wesen auf irgend eine Weise bildlich vorzustellen, und bei dem Dichter doch wohl nur von diesem die Rede ist. Genug, daß die übrigen Gründe hinlänglich stark sind, den einmal bekannten Paulus Silentiarius in dem Besitze unsers Gedichts zu erhalten, ohne daß wir nötig haben, uns einen zweiten dieses Namens aufdringen zu lassen. Wahr ist es, daß die Epigrammen, welche in der Anthologie von ihm vorkommen, ein wenig aus andern Augen sehen; doch da diese fast lauter verliebte Kleinigkeiten sind, so entsprang die ganze Verschiedenheit, die man zwischen ihnen und den ihm streitig gemachten Jamben bemerken könnte, wohl notwendig aus der Verschiedenheit des Inhalts. Ob er sich in dem Gedichte auf die Kirche der hl. Sophie, besonders in den demselben vorgeschickten Jamben ähnlicher ist, kann ich nicht sagen, weil die einzige Ausgabe dieses

Gedichts (vom Du Fresne, hinter dem Cinnamus) in unserer Bibliothek mangelt und ich es sonst nie gelesen habe.

Nach allen diesen Erörterungen fiel mir noch bei, den Pythischen Bädern in den neuern Zeiten nachzuspüren. Daß sie noch spät nach dem Justinianus von den Kaisern besucht worden, sehe ich aus den Nachrichten, welche Constantinus Porphyrogennetus seinem Sohne Romanus wegen der kaiserlichen Jacht (wenn ich anders δρομώνιον so übersetzen darf) erteilet.*) Er sagt ihm, daß Leo der Weise, welcher 886 zur Regierung kam, sich zuerst einer solchen Jacht bedienet, wenn er eine von seinen weitern Reisen thun wollen: οἷον εἰς Νικομήδειαν, εἰς τὸν Ὄλυμπον, εἰς τὰ Πύθια. Wenn wir nun annehmen dürfen, daß Constantinus diese Orte nach ihrer weiteren und weitesten Entfernung von Konstantinopel angegeben, so folget daraus, daß die Gegend Pythia von dort aus jenseit des Olympus gelegen. Hierherum suchte ich also unsere Bäder bei den neuesten und besten Reisebeschreibern, welche Natolien durchzogen. Beim Pococke und andern, wo ich sie am liebsten gefunden hätte, fand ich sie nicht. Pococke hat zwar den Olympus besucht und gedenket sehr schöner warmen Bäder, die an dem Fuße desselben gegen Bursa zu liegen.**) Doch dieses sind die Θερμὰ τῆς Προύσης, die warmen Bäder zu Prusa, welche an der angezogenen Stelle des Constantinus ausdrücklich von den Pythischen Bädern unterschieden werden. Um den Olympus herum ist Pococke nicht gekommen, wohl aber Paul Lucas. So berüchtigt dieser nun sonst wegen seiner Leichtgläubigkeit ist, so ziemlich kann man ihm doch trauen, wenn es auf das Terrain ankömmt. Was er also von den warmen Bädern bei Eskicher sagt, welchen Ort er auf seiner letzten Reise besuchte, verdienet allen Glauben.***) Und eben diese Bäder zu Eskicher, glaube ich gewiß, sind unsere Pythischen. Denn nicht allein ihre Lage trifft mit jener aus den Worten des Constantinus angegebenen völlig überein, sondern auch was Lucas sonst von ihnen sagt, ist völlig von der Beschaffenheit, daß es mich in meiner Meinung bestärkt. Eskicher, sagt er, est pleine de belles Fontaines; toutes sont d'eau chaude, et l'on n'en boiroit point d'autre, si l'on n'avoit soin d'en faire refroidir. Was heißt das anders, als daß sonst kein trinkbares Wasser in dasiger Gegend zu finden? Ein Fehler, den nach dem Procopius, wie wir gesehen, auch Pythia vor dem Justinianus hatte, und der notwendig wieder eintreten müssen, wenn man die Wasserleitung verfallen lassen, durch welche dieser Kaiser ihm abhelfen ließ. Il y a aussi, fährt Lucas fort, cinq bains de ces eaux, dont un paroît assez antique; c'est un fort beau Dôme soutenu par de belles colonnes de jaspe et bâti de Marbre depuis les fonde-

---

*) Banduri Imperium Orient., T. I. p. 113.
**) Reisebes., deut. Uebers., Teil III. S. 177.
***) Voyage fait par Ordre du Roi, Tom. I p. 103. Amst. 1714.

ments. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist dieses das nämliche öffentliche Bad, welches eben dieser Kaiser, wie Procopius meldet, erbauen lassen. Die prächtigen Rudera eines sehr großen Gebäudes aber nebst einer Kirche und eines Kirchhofes, welche Lucas anderthalb französische Meilen von Eskicher sahe, sind ohne Zweifel der kaiserliche Palast selbst, der in einiger Entfernung von den Bädern gestanden, und die vom Procopius besagte Kirche zum Erztengel gewesen. Von den Inskriptionen, die Lucas auf den Grabmälern des Kirchhofs fand, hat er sogar sieben abgeschrieben und mitgeteilet. Allein man weiß schon, wie unbrauchbar die Inskriptionen des Lucas überhaupt sind; und diese sieben, wenn man sie ja noch etwas kann besagen lassen, besagen wenigstens nichts, was hier zur Sache gehört.

Vermeinte ANEKΔOTA des Antoninus
in der herzoglichen Bibliothek zu Florenz.

Ich überlege, daß einige von meinen Lesern glauben dürften, nicht zeitig genug erfahren zu können, was es mit den obgedachten Stellen des Antoninus*) für eine Bewandtnis habe, von welchen Bandini vorgibt, daß sie noch ungedruckt und in einigen Handschriften der herzoglichen Bibliothek zu Florenz zu finden wären. Die Sache läßt sich an und für sich gar wohl denken. Denn das Buch des Antoninus bestehet aus lauter einzeln, nur wenig zusammenhangenden Betrachtungen, von welchen sich in den Handschriften, aus denen die bisherigen Ausgaben besorgt worden, gar wohl einige könnten verloren haben. Wenn sich diese nun sonstwo wiederfänden, gesetzt auch nur in einem Auszuge des Ganzen, nach welchem man ihnen ihre angebornen Stellen in diesem Ganzen nicht anweisen könnte, so wären es doch noch immer so viele kostbare Perlen, die sich mehr durch ihren eignen Wert als durch die Ordnung, in welcher sie aufgereihet sind, empfehlen. — Ich will also die versprochne genauere Anzeige gleich itzt beifügen.

Herr Bandini, wie bekannt, ist Vorsteher genannter Bibliothek, die sonst den Namen der Medicea oder Laurentiana führet, und hat die griechischen Handschriften derselben in drei Folianten beschrieben, wovon der erste im Jahre 64 und der dritte im Jahre 70 ans Licht getreten. Wie viele Mühe ihm dieses Werk müsse gekostet haben, wie vielen Dank ihm die Gelehrten dafür schuldig sind, das alles versteht sich von selbst. Einem Bibliothekar insbesondere, welcher griechische Handschriften unter seinem Beschlusse hat und sie nicht bloß wie der Hund das Heu bewahren will, ist es fast unentbehrlich. Ich wenigstens für mein Teil bekenne mit Vergnügen, daß es mir die ersprießlichsten Dienste von der Welt thut. Und nur aus Erkenntlichkeit für diese Dienste will ich es hier wagen, mich dem Herrn Bandini wiederum durch eine kleine Auskunft gefällig zu machen.

Herr Bandini also fand in einer von den Handschriften, welche das Gedicht des Paulus Silentiarius enthalten, auch

*) S. 205.

Auszüge aus den zwölf Büchern des Antoninus καθ' ἑαυτόν. Eben dieselben Auszüge, nur nicht immer in der nämlichen Vollständigkeit, fand er noch in drei andern Handschriften und hielt es um so viel mehr der Mühe wert, bei Beschreibung der erstern sie nach allen vieren genau anzuzeigen, da er einige Stücke oder Paragraphen darunter zu bemerken glaubte, welche er in der gedruckten Ausgabe des Gataker, der besten, die wir von dem Antoninus haben, alles Fleißes ohngeachtet nicht auffinden können. Es ist unumgänglich, die ganze Stelle aus dem zweiten Tome seines Werks herzusetzen. — Nämlich Cod. VII. Plut. LV. enthält zum XIV. p. 265. *Marci Antonini ex libris XII, de rebus suis Excerpta Capita.* Haec cum in quatuor hujus Bibliothecae Codicibus, quoad nobis hactenus innotuit, occurrant, in aliis plura, in aliis vero pauciora; placuit heic omnium, quotquot in ipsis habentur, initia proferre, et quidem eodem ordine, quo inibi jacent, servato. Praeterea quum prae manibus haberemus hujus operis editionem Graec. Latin. Cantabrig. MDCLII. 4. non omisimus eorum singula diligenter in ipsa pervestigare, ut quaenam ex iis essent edita, quae vero secus, lectoribus innueremus. En igitur ipsorum series:

I. Inc. Ἴδιον ἀνθρώπου. Ex Libro VII. §. 22.
II. Βαβυλωνίους τε καὶ Χαλδαίους, σοφοὺς τὰ οὐράνια, κ. λ. Non invenimus in dicta edit. quod idem monitum volumus intelligi, ubi nulla editionis citatio fiat.
III. Φοβεῖταί τις μεταβολήν; Libr. VII. §. 18.
IV. Τὴν ὕαιναν τῇ τις μὲν ἄῤῥενα.
V. Ἵππος ἐῤῥιμμένος, σφηκῶν γένεσίς ἐστιν.
VI. Μὴ αἰσχύνου βοηθούμενος. Libr. VII. §. 7.
VII. Ἀτυχὴς ἐγώ, ὅτι τοῦτό μοι συνέβη;
VIII. Εἰς τοὺς ψυκτῆρας ὅταν οἱ μῦες ἐμπέσωσιν.
IX. Μυῖα ἐμπεσοῦσα εἰς ὕδωρ.
X. Κύων δὲ θαλαττία τεκοῦσα.
XI. Τὴν σηπίαν ὅταν μέλλωσιν αἱρεῖν.
XII. Ὁ ἰχθὺς ὁ κέφαλος τῶν τοῖς ἕλεσι, κ. λ.
XIII. Χελιδὼν δὲ ἄρα τῆς ὥρας τῆς ἀρίστης.
XIV. Ὁ μέροψ τὸ ὄρνεον ἔμπαλίν φασι.
XV. Ὁποῖόν τί ἐστι τὸ λεγόμενον. Lib. V. §. 7.
XVI. Ὅταν ἀλοητὸς ᾖ, καὶ στρέφονται.
XVII. Οὐδὲν οὐδενί. Lib. V. §. 17.
XVIII. Τὸ ἡγεμονικόν. Lib. V. §. 26.
XIX. Οἱ ἵπποι τὰς κάτω βλεφαρίδας.
XX. Ἡ πάρδαλις πέντε ἔχει δακτύλους.
XXI. Οἷον δὴ τὸ φαντασίαν. Lib. VI. §. 13. Desinit in verbis: τότε μάλιστα καταγοητεύει.
XXII. Ἀνάνηφε καὶ ἀνακαλοῦ σεαυτόν. Lib. VI. §. 31.
XXIII. Ἀριστοτέλης λέγει τὸν ὑπὸ ὕδρου πληγέντα.
XXIV. Σπῖνοι δὲ ἄρα σοφώτεροι.

XXV. Οἷς συγκεκλήρωσαι πράγμασι. Des.: κατὰ νοῦν τὰ ἑαυτοῦ. Lib. VI. §. 39 et 40.
XXVI. Καλεῖταί τις Διομήδεια νῆσος.
XXVII. Ὅπου ἔργον ἐπιτελεῖσθαι. Lib. VII. §. 53.
XXVIII. Συνεχῶς ἐφιστάναι. Lib. VII. §. 62.
XXIX. Πᾶσα ψυχή φησιν. Lib. VII. §. 63.
XXX. Ὁ σκάρος πόας μὲν θαλαττίας σιτεῖται.
XXXI. Πόθεν ἴσμεν, εἰ μὴ τηλαυγής. Lib. VII. §. 66.
XXXII. Οἱ θεοὶ ἀθάνατοι. Lib. VII. §. 70.
XXXIII. Γελοῖόν ἐστιν. Lib. VII. §. 71.
XXXIV. Μέμνησο, ὅτι ὥςπερ αἰσχρόν. Lib. VIII. §. 15.
XXXV. Οὐδενὶ μεμπτέον· εἰ μὲν γὰρ δύνασαι, κ. λ.
XXXVI. Τιμωροῦσιν ἀλλήλοις, ὡς ἄνθρωποι, κ. λ.
XXXVII. Εἴ ποτε εἶδες. Lib. VIII. §. 34.
XXXVIII. Μέμνησο, ὅτι ἀκαταμάχητον. Lib. VIII. §. 48.
XXXIX. Μηκέτι μόνον. Lib. VIII. §. 54.
XL. Λέγουσι τὸν θῶα τὸ ζῶον.
XLI. Ἦσαν δὲ ἄρα καὶ σωφρονεῖν ἰχθύες.
XLII. Ὁ ἥλιος κατακεχύσθαι. Lib. VIII. §. 57.
XLIII. Τῷ ἐμῷ προαιρετικῷ. Lib. VIII. §. 56.
XLIV. Ὁ κηφὴν ὁ ἐν μελίτταις γινόμενος.
XLV. Εἰσὶ δέ τινες καὶ ἐν ταῖς μελίτταις.
XLVI. Ὁ ἀδικῶν ἀσεβεῖ. Lib. IX. §. 1. Desinit autem in verbis: δῆλον ὡς ἀσεβεῖ.
XLVII. Μελιττῶν δὲ ἡλικίαν διαγνοίη.
XLVIII. Ἤτοι οὐδὲν δύνανται. Lib. IX. §. 40.
XLIX. Τέσσαρας μάλιστα. Lib. XI. §. 19.
L. Πατὴρ δὲ ἐν ἰχθύσιν ὁ γλαῦκος.
LI. Ὅταν τινὸς ἀναισχυντίᾳ. Lib. IX. §. 42.
LII. Φαντάζου πάντα. Lib. X. §. 28.
LIII. Κατὰ μέρος ἐφ' ἑκάστου. Lib. X. §. 29.
LIV. Μηδενὶ ἐξέστω εἰπεῖν. Lib. X. §. 32.
LV. Τῷ δεδηγμένῳ ὑπὸ τῶν ἀληθῶν. Lib. X. §. 34.
LVI. Τὸν ὑγιαίνοντα ὀφθαλμόν. Lib. X. §. 35.
LVII. Καταφιλοῦντα τὸ παιδίον. Des.: τὸ νῦν μὴ ὄν. Lib. XI. §. 34 et 35.
LVIII. Ὁ θεὸς πάντα τὰ ἡγεμονικά. Lib. XII. §. 2.
LIX. Οἱ ἐνιστάμενοι προϊόντι. Lib. XI. §. 9.
LX. Ὧι μὴ εἷς καὶ ὁ αὐτός ἐστι. Lib. XI. §. 21.
LXI. Πολλάκις ἐθαύμασα, πῶς ἑαυτόν, κ. λ. Lib. XII. §. 4. Desinit autem in verbis: ἢ τὴν τῶν ἄλλων.
LXII. Ἤτοι ἀνάγκη εἱμαρμένη. Des.: ἀποσβήσεται. Lib. XII. §. 14 et 15.
LXIII. Πρὸς θανάτου καταφρόνησιν. Lib. XII. §. 34.

Ex recensitis igitur sexaginta tribus capitibus, Codex VII. Plut. LV. quem modo recensemus, habet tantummodo quinquaginta integra, et duo mutila; nimirum incipiunt a primo

usque ad vigesimum inclusive. Vigesimum primum caret fine, ac trigesimum initio, unius fortasse, aut alterius folii jactura inter p. 266 et 267, qua reliqua etiam, quae vigesimum primum inter et trigesimum jacent, periere. Desinit autem in sexagesimo.

Codex XVII. Plut. LIX. et Codex XIII. Plutei LXXIV. habent tantum triginta novem, nimirum I. III. VI. VII. XV. XVII. XVIII. XXI. XXII. XXV. XXVII. XXVIII. XXIX. XXXI. XXXII. XXXIII. XXXIV. XXXV. XXXVII. XXXVIII. XXXIX. XLII. XLIII. XLVI. XLVIII. IL. et LI. cum reliquis usque ad finem.

Codex denique XLIV. Plut. LIX. praeter prima quatuor Capita, reliqua omnia exhibet, incipiens a quinto, et desinens in sexagesimo tertio. Horum vero Capitum inscriptio in primis tribus Codicibus eadem est, nimirum Μάρκου Ἀντωνίνου ἐκ τῶν καθ' ἑαυτόν. Finalis vero in primo Codice est: ὁμοῦ κεφάλαια ξ'. In secundo: τέλος τῶν φιλοσόφων τοῦ Ἀντωνίνου Μάρκου. In tertio: Τέλος. In quarto denique neque in principio, neque in fine ullum auctoris nomen.

Wer kann dieses lesen, der den Antoninus kennet, und für Begierde nicht brennen? So Manches von diesem Manne noch ungedruckt, aus dessen Munde kein Wort auf die Erde hätte fallen müssen? der vollends keine Silbe sollte geschrieben haben, die noch itzt mit Motte und Moder kämpfte? Auch sind das wahrlich nicht bloß leidige Fragmente, wie man sie aus den Anführungen eines Grammatikers zusammenstoppelt. Es müssen ansehnliche Stellen sein, wenn man sie nach denen schätzen darf, die in den gedruckten Ausgaben davon vorkommen. Ja, da sie der Zahl nach fast die Hälfte ausmachen, indem ihrer alle zusammen dreiundsechzig, der vom Bandini unnachgewiesenen aber sechsundzwanzig sind, so müssen diese sechsundzwanzig fast so viel betragen als wenigstens das kürzeste von den zwölf Büchern, woraus das ganze Werk bestehet. Nämlich: Nummer II. IV. V. VII. VIII. IX. X. XI. XII. XIII. XIV. XVI. XIX. XX. XXIII. XXIV. XXVI. XXX. XXXV. XXXVI. XL. XLI. XLIV. XLV. XLVII. und L. Lauter noch ungedruckte Paragraphen des Antoninus!

Ist es möglich? — Und Herr Bandini konnte sich begnügen lassen, uns diesen Schatz bloß anzuzeigen? Was hinderte ihn, die Welt nicht gleich in den Besitz desselben zu setzen? Er hat so manche Ἀνέκδοτα seinem Verzeichnisse einverleibet, wovon viele schwerlich eine einzige Sentenz des Antoninus wert sind, und warum denn nun nicht auch diese?

Doch ehe man sich weiter den Kopf über diese Frage zerbricht, und ehe noch gar ein ehrlicher Deutscher nach Italien schreibt und es sich Höflichkeit und Geld kosten läßt, eine Abschrift von den vortrefflichen Dingen zu erhalten, nach welchen man uns ehrlichen Transalpinern den Mund so wäßrig zu machen weiß, so will ich,

was ich schon zu verstehen gegeben, hier förmlichst anzuzeigen nicht ermangeln.

Nämlich, daß in diesem Punkte unsere Augusta der Medicea nichts nachgibt, indem sie nicht allein ebendieselben schon gedruckten, sondern auch ebendieselben noch ungedruckten Paragraphen des Antoninus in einer Handschrift besitzet, die aller Wahrscheinlichkeit nach das Original jener vier Florentinischen gewesen. Denn die Florentinischen insgesamt sind verstümmelt, und was Bandini aus ihnen allen zusammensetzen müssen, das enthält unsere eine Handschrift in der besten Vollständigkeit und Ordnung, ja vollkommen in der nämlichen Ordnung, als sich aus Zusammenhaltung jener viere ergeben. Und, wie gesagt, es ist ebendieselbe, die ich in dem Vorigen hinlänglich beschrieben und in der nach den Gemälden des Philostratus alles das unter der Aufschrift Μάρκου Ἀντωνίνου ἐκ τῶν καθ' αὑτόν folget.

Damit ich aber auch diese meine Anzeige augenscheinlich bestätige, so will ich sofort, was Bandini unterlassen, nachholen und seine Anfangsworte der noch ungedruckten Paragraphen aus unserer Handschrift ausfüllen. Ich fange also bei Nummer II an und will von da zu allen den übrigen, wenn Gott will, fortgehen, die er in der gedruckten Ausgabe des Antoninus nicht nachgewiesen hat.

II.

Βαβυλωνίους τε καὶ Χαλδαίους σοφοὺς τὰ οὐράνια ᾄδουσι οἱ συγγραφεῖς. μύρμηκες δὲ οὔτε εἰς οὐρανὸν ἀναβλέποντες, οὐδὲ τὰς τοῦ μηνὸς ἡμέρας ἐπὶ δακτύλων ἀριθμεῖν ἔχοντες, ὅμως δῶρον ἐκ φύσεως εἰλήχασι παράδοξον· τῇ γὰρ ἡμέρᾳ τοῦ μηνὸς τῇ νέᾳ, εἴσω τῆς ἑαυτῶν στέγης οἰκουροῦσι, τὴν ὀπὴν οὐχ ὑπερβαίνοντες, ἀλλὰ ἀτρεμοῦντες.

IV.

Τὴν ὕαιναν τῆτες*) μὲν ἄῤῥενα εἰ θεάσαιο, τὴν αὐτὴν εἰς νέωτα ὄψει θῆλυν· εἰ δὲ θῆλυν νῦν, μετὰ ταῦτα ἄῤῥενα· κοινωνοῦσί τε ἀφροδίτης ἑκατέρας· γαμοῦσί τε καὶ γαμοῦνται ἀνὰ ἔτος πᾶν· ἀμείβουσαι τὸ γένος· οὐκοῦν τὸν καινέα καὶ τὸν τειρεσίαν, ἀρχαίους ἀπέδειξε τὸ ζῶον τοῦτο οὐκ ὄμποις ἀλλὰ τοῖς ἔργοις αὐτοῖς.

V.

Ἵππος ἐῤῥιμμένος, σφηκῶν γένεσίς ἐστιν· ὁ μὲν γὰρ ὑποσήπεται· ἐκ δὲ τοῦ μυελοῦ ἐκπέτονται οἱ θῆρες οὗτοι· ὠκίστου ζώου πτηνὰ ἔκγονα τοῦ ἵππου οἱ σφῆκες.

VII.

Ἀτυχὴς ἐγὼ ὅτι τοῦτό μοι συνέβη; οὐμενοῦν· ἀλλ' εὐτυχὴς ἐγώ· ὅτι τοῦτό μοι συμβεβηκότος, ἄλυπος διατελῶ· οὔθ' ὑπὸ τοῦ παρόντος θραυόμενος, οὔτε τὸ ἐπιὸν φοβούμενος, συμβῆναι μὲν γὰρ

*) Für τῆτες, so viel als heuer, in diesem Jahre, hat Bandini unrichtig τῇ τις gelesen.

τὸ τοιοῦτο παντὶ ἐδύνατο, ἄλυπος δὲ οὐ πᾶς ἐπὶ τούτῳ ἂν διετέλεσε· διατὶ οὖν ἐκεῖνο μᾶλλον ἀτύχημα· ἢ τοῦτο ἐντύχημα· λέγεις δὲ ὅλως ἀτύχημα ἀνθρώπου ὃ οὐκ ἔστιν ἀπότευγμα τῆς φύσεως τοῦ ἀνθρώπου; ἀπότευγμα δὲ τῆς φύσεως τοῦ ἀνθρώπου εἶναι δοκεῖ σοι. ὃ μὴ παρὰ τὸ βούλημα τῆς φύσεως αὐτοῦ ἐστί; τὶ οὖν τὸ βούλημα μεμάθηκας· μήτι οὖν τὸ συμβεβηκὸς τοῦτο κολύεισε δίκαιον εἶναι· μεγαλόψυχον· σώφρονα· ἔμφρονα· ἀψευδῆ· αἰδήμονα· ἐλευθέριον· τἄλλα ὧνπερ ὄντων ἡ φύσις τοῦ ἀνθρώπου ἀπέχει τὰ ἴδια.

VIII.

Εἰς τοὺς ψυκτῆρας ὅταν οἱ μῦες ἐμπέσωσι ἀνανεῦσαι καὶ ἀνελθεῖν οὐ δυνάμενοι, τὰς ἀλλήλων οὐρὰς ἐνδακόντες, εἶτα ἐφέλκουσι· τὸν δεύτερον ὁ πρῶτος· καὶ ὁ δεύτερος τὸν τρίτον· οὕτω μὲν οὖν δὴ καὶ τοῖς ἀλλήλοις συμμαχεῖν καὶ ἐπικουρεῖν ἡ σοφωτάτη φύσις ἐξεπαίδευσεν.

IX.

Μυῖα ἐμπεσοῦσα εἰς ὕδωρ, καὶ γὰρ ἡ ζώων ἐστὶ θρασυτάτη· ἀλλὰ γοῦν οὔτε ἀνέχει οὔτε νηκτική ἐστι· καὶ διὰ ταῦτα ἀποπνίγεται· εἰ δὲ αὐτῆς ἐξέλοις τὸν νεκρὸν καὶ τέφραν ἐμπάσαις καὶ καταθήσεις ἐν ἡλίου αὐγῇ, ἀναβιώσεις τὴν μυῖαν.

Doch wahrlich, der Spaß ist weder des Papiers noch der Mühe wert, die er mich kostet. Hier will ich einhalten; denn ich hätte schon gleich bei der ersten Probe einhalten können. — Was wären das? Stellen des Antoninus? Ich will Nummer VII ausnehmen, was ist in allen den andern, was sie dieses Namens nur im geringsten würdig machte? Daß die Ameisen sich auf den ersten Tag eines jeden Monats verstehen, ohne die Tage an den Fingern zählen zu können; daß die Hyäne ein Jahr ums andere Männchen und Weibchen ist; daß Wespen aus dem Marke eines faulenden Pferdes emporfliegen; daß die Mäuse, wenn sie in den Kessel gefallen, einander an den Schwänzen heraushelfen; daß ertrunkene Fliegen unter Asche wieder lebendig werden: vortreffliche Siebensachen! Um die sollte sich Antoninus bekümmert haben? die sollte er gewürdiget haben, niederzuschreiben? Wer kennet seine Betrachtungen auch nur vom Hörensagen und stehet einen Augenblick an, auf das zuversichtlichste zu entscheiden, daß diese Brocken unmöglich jemals darin gestanden haben können? Ja, wer hat sich in griechischen Büchern noch so wenig umgesehen und weiß nicht sogleich, wo sie her sind? oder vermutet es wenigstens nicht sogleich, wo sie her sein könnten? Allem Ansehen nach aus dem Aelianus, Von der Natur der Tiere.

Und daher sind sie denn auch wirklich, die angeführten fünfe sowohl als die übrigen alle, die Herr Bandini sonach freilich nicht in dem Antoninus finden konnte. Hier ist die Nachweisung derselben:

II. Βαβυλωνίους τε καὶ Χαλδαίους. *Aelianus,* Lib. I. c. 22.
IV. Τὴν ὕαιναν τῆτες μὲν ἄῤῥενα. *Ael.*, Lib. I. c. 25.
V. Ἵππος ἐῤῥιμμένος σφηκῶν γεν. *Ael.,* Lib. I. c. 28.

VII. Ἀτυχὴς ἐγώ, ὅτι τοῦτό μοι συνέβη; κ. λ.
VIII. Εἰς τοὺς ψυκτῆρας ὅταν οἱ μῦες. *Ael.*, Lib. V. c. 22.
IX. Μυῖα ἐμπεσοῦσα εἰς ὕδωρ. *Ael.*, Lib. II. c. 29.
X. Κύων δὲ θαλαττία τεκοῦσα. *Ael.*, Lib. I. c. 17.
XI. Τὴν σηπίαν ὅταν μέλλωσιν αἱρεῖν. *Ael.*, Lib. I. c. 34.
XII. Ὁ ἰχθὺς ὁ κέφαλος. *Ael.*, Lib. c. 3.
XIII. Χελιδὼν δὲ ἄρα τῆς ὥρας τῆς ἀρίστης. *Ael.*, Lib. I. c. 52.
XIV. Ὁ μέροψ τὸ ὄρνεον. *Ael.*, Lib. I. c. 49.
XVI. Ὅταν ἀλοητὸς ᾖ. *Ael.*, Lib. IV. c. 25.
XIX. Οἱ ἵπποι τὰς κάτω βλεφαρίδας. *Ael.*, Lib. IV. c. 50.
XX. Ἡ πάρδαλις πέντε ἔχει δακτύλους. *Ael.*, Lib. IV. c. 49.
XXIII. Ἀριστοτέλης λέγει τὸν ὑφ' ὕδρου. *Ael.*, Lib. IV. c. 57.
XXIV. Σπῖνοι δὲ ἄρα σοφώτεροι. *Ael.*, Lib. IV. c. 60.
XXVI. Καλεῖταί τις Διομήδεια νῆσος. *Ael.*, Lib. I. c. 1.
XXX. Ὁ σκάρος πόας μὲν θαλαττίας. *Ael.*, Lib. I. c. 2.
XXXV. Οὐδενὶ μεμπτέον· εἰ μὲν γὰρ δύνασαι· κ. λ.
XXXVI. Τιμωροῦσιν ἀλλήλοις, ὡς ἄνθρωποι. *Ael.*, Lib. I. c. 4.
XL. Λέγουσι τὸν θῶα τὸ ζῶον. *Ael.*, Lib. I. c. 7. 8.
XLI. Ἦσαν δὲ ἄρα καὶ σωφρονεῖν ἰχθύες. *Ael.*, Lib. I. c. 13.
XLIV. Ὁ κηφὴν ὁ ἐν μελίτταις. *Ael.*, Lib. I. c. 9.
XLV. Εἰσὶ δέ τινες καὶ ἐν ταῖς μελίτταις. *Ael.*, Lib. I. c. 10.
XLVII. Μελιττῶν δὲ ἡλικίαν. *Ael.*, Lib. I. c. 11.
L. Πατὴρ δὲ ἐν ἰχθύσιν ὁ γλαῦκος. *Ael.*, Lib. I. c. 16.

Ich bin weit entfernt, die geringste nachteilige Anmerkung über ein so sonderbares Quidproquo eines so gelehrten Mannes zu machen. Ein Litterator, der seine Gedanken unter tausend und tausend Scharteken von Büchern und Handschriften verteilen muß, kann gar leicht für lauter Gelehrsamkeit seiner klassischen Lektüre vergessen.

Nur zwei Nummern sind in meiner Nachweisung noch ausgefallen, die, sobald ich sie in der Handschrift gelesen hatte, ich mir gleich nicht einkommen ließ, in dem Aelianus zu suchen. Nämlich Nummer VII und Nummer XXXV. Diese gehören allerdings dem Antoninus, nur schade, daß sie aber auch schon gedruckt sind, und zwar in dem Werke des Antoninus selbst. Herr Bandini hat in der Eil' nur immer die Anfangsworte der Paragraphen desselben gelesen und mehr nicht. Wenn er nur ein wenig weiter gelesen hätte, so würde er Nummer VII, welches sich anfängt: Ἀτυχὴς ἐγώ, ὅτι τοῦτό μοι συνέβη, im 49sten Paragraphen des vierten Buchs, und Nummer XXXV, Οὐδενὶ μεμπτέον, im 17ten Paragraphen des achten Buches gar wohl gefunden haben.

Ob sonst dieses ganze Mengsel von so heterogenen Auszügen aus dem Antoninus und Aelianus in unserm Manuskripte etwas zu Berichtigung des einen oder des andern beitragen könne, mag man aus der angeführten Probe schließen, in der ich mich genau an dasselbe gehalten habe, ohne das Geringste nach den gedruckten Lesarten zu ändern.

Zur griechischen Anthologie.

Das Merkwürdigste, was der (S. 199) angezeigte griechische Codex, in welchem sich Auszüge aus der Anthologie des Planudes befinden, unter diesen Auszügen hat, sind nicht bloß einige bessere Lesarten, mit welchen ich meine Leser nicht aufhalten mag, sondern verschiedne ganze, bisher noch nie gedruckte Stücke, die ich hier ohne weitere Vorrede daraus mitteilen will.

Das Wichtigste und Größte derselben ist ein arithmetisches Problem, dergleichen einige in dem 46sten Abschnitte des ersten Buchs der Anthologie vorkommen. Mehrere von dieser Art hat Bachet über den Diophantus bekannt gemacht.*) Bachet erhielt sie vom Salmasius, und dieser hatte sie aus einem Manuskripte der Heidelbergschen Bibliothek gezogen. Es sind ihrer zusammen beim Bachet XLV. Wenn er es aber von allen funfundvierzigen verstanden wissen will, daß er sie daselbst zuerst herausgebe, so ist das so richtig nicht, indem die letztern fünfe längst gedruckt waren. Das XLI., XLII., XLIII. und XLIVste nämlich sind eben die, welche an dem angezogenen Orte in der Anthologie stehen, und das XLVste hatte Aldus Manutius bereits in seinem Anhange der Anthologie mitgeteilet. Nach dem Bachet und aus dem Bachet hat Joh. Geo. Heilbronner alle fünfundvierzig wieder abdrucken lassen und sie seiner Historiae Matheseos universae beigefügt.**) Daß sie noch sonstwo erschienen wären oder sich sonst noch ein Gelehrter mit ihnen abgegeben hätte, ist mir nicht bekannt. Aber Heilbronner hätte ohne Zweifel nicht übel gethan, wenn er auch das sechsundvierzigste Epigramm dieser Art mitgenommen hätte; nämlich das bei dem Diophantus selbst, welches dem Bachet eben Gelegenheit gab, die übrigen daselbst einzuschalten. Denn so würden wir bei ihm die arithmetische Muse der Griechen ganz beisammen haben, die ich nun hier mit dem siebenundvierzigsten Stücke vermehre. Ich glaube nicht, daß

*) Diophanti Arithmet., Lib. V. p. 262. Edit. Tol. 1670. Placet hoc loco elegantissima aliquot epigrammata proferre, non injucundas quaestiones de rebus arithmeticis continentia, quae nondum edita fuerunt, quaeque pridem e codice probatissimo Palatino excerpta tradidit nobis vir eruditissimus Claudius Salmasius.

**) Lips. 1742. 4. pag. 845.

mir schon jemand damit zuvorgekommen. Wenigstens habe ich es an keiner Mühe fehlen lassen, mich überall auf das genaueste darnach zu erkundigen, so daß, wenn es dennoch geschehen wäre, es nur an einem Orte könnte geschehen sein, wo es so gut als nicht geschehen wäre. Und auch in diesem Falle würde etwas aus einer andern Handschrift wiederholt zu werden verdienen, was keinen geringern Namen als den Namen des Archimedes an der Stirne führet und gleichwohl sich so unbekannt erhalten hätte.

Denn, wie gesagt; das Problem soll, wenn es nicht von dem Archimedes selbst abgefaßt worden, doch von ihm für wert erkannt sein, daß er es an den Eratosthenes geschicket hätte, um es den Meßkünstlern zu Alexandria zur Auflösung vorzulegen. Dieses besagt die Aufschrift; und nun urteile man von dem Problem selbst.

I.

ΠΡΟΒΛΗΜΑ,

ὅπερ ᾿ΑΡΧΙΜΗΔΗΣ ἐν ἐπιγράμμασιν εὑρὼν
τοῖς ἐν ᾿Αλεξανδρείᾳ περὶ ταῦτα πραγματουμένοις ζητεῖν ἀπέστειλεν,
ἐν τῇ πρὸς ᾿ΕΡΑΤΟΣΘΕΝΗΝ τὸν ΚΥΡΗΝΑΙΟΝ ἐπιστολῇ.

Πληθὺν ἠελίοιο βοῶν, ὦ ξεῖνε, μέτρησον,
Φροντίδ᾿ ἐπιστήσας, εἰ μετέχεις σοφίης,
Πόσση ἄρ᾿ ἐν πεδίοις Σικελῆς ποτ᾿ ἐβόσκετο νήσου
Θρινακίης, τετραχῆ στίφεα δασσαμένη
Χροιὴν ἀλλάσσοντα· τὸ μὲν λευκοῖο γάλακτος,
Κυανέῳ δ᾿ ἕτερον χρώματι λαμπόμενον,
῎Αλλογε μὲν ξανθὸν, τὸ δὲ ποικίλον. ᾿Εν δὲ ἑκάστῳ
Στίφει ἔσαν ταῦροι πλήθεσι βριθόμενοι,
Συμμετρίης τοιῆςδε τετευχότες. ᾿Αργότριχας μὲν
Κυανέων ταύρων ἡμίσει ἠδὲ τρίτῳ,
Καὶ ξανθοῖς σύμπασιν ἴσους, ὦ ξεῖνε, νόησον.
Αὐτὰρ κυανέους τῷ τετράτῳ μέρεϊ
Μικτοχρόων, καὶ πέμπτῳ, ἐτι ξανθοῖσί τε πᾶσι.
Τοὺς δ᾿ ὑπολειπομένους ποικιλόχροας ἄθρει
᾿Αργεννῶν ταύρων ἕκτῳ μέρει, ἑβδομάτῳ τε,
Καὶ ξανθοῖς αὐτοὺς πᾶσιν ἰσαζομένους.
Θηλείαισι δὲ βουσὶ τάδ᾿ ἔπλετο· λευκότριχες μὲν
῏Ησαν συμπάσης κυανέης ἀγέλης
Τῷ τριτάτῳ τε μέρει καὶ τετράτῳ ἀτρεκὲς ἶσαι.
Αὐτὰρ κυάνεαι τῷ τετράτῳ τε πάλιν
Μικτοχρόων καὶ πέμπτῳ ὁμοῦ μέρει ἰσάζοντο,

Σὺν ταύροις πάσης εἰς νομὸν ἐρχομένης.
Ξανθοτρίχων ἀγέλης πέμπτῳ μέρει ἠδὲ καὶ ἕκτῳ
Ποικίλαι ἰσάριθμον πλῆθος ἔχον. Τετραχῇ
Ξανθαὶ δ' ἠριθμεῦντο μέρους τρίτου ἡμίσει ἶσαι
Ἀργεννῆς ἀγέλης ἑβδομάτῳ τε μέρει.
Ξεῖνε, σὺ δ' ἠελίοιο βόες πόσαι ἀτρεκὲς εἰπών·
Χωρὶς μὲν ταύρων ζατρεφέων ἀριθμόν,
Χωρὶς δ' αὖ θήλειαι ὅσαι κατὰ χροιὰν ἕκασται.
Οὐκ ἄϊδρίς κε λέγοι, οὐδ' ἀριθμῶν ἀδαής,
Οὐ μὴν πώγε σοφοῖς ἐν ἀριθμοῖς. ἀλλ' ἴθι φράζευ
Καὶ τάδε πάντα βοῶν ἠελίοιο πάθη.
Ἀργότριχες ταῦροι μὲν ἐπεὶ μιξαίατο πληθὺν
Κυανέοις ἵσταντ' ἔμπεδον ἰσόμετροι
Εἰς βάθος εἰς εὖρός τε· τὰ δ' αὖ περιμήκεα πάντη
Πίμπλαντο πλίνθου Θρινακίης πεδία.
Ξανθοὶ δ' αὖ τ' εἰς ἓν καὶ ποικίλοι ἀθροισθέντες
Ἵσταντ' ἀμβολάδην ἐξ ἑνὸς ἀρχόμενοι
Σχῆμα τελειοῦντες τὸ τρικράσπεδον· οὔτε προςόντων
Ἀλλοχρόων ταύρων, οὔτ' ἐπιλειπομένων·
Ταῦτα συνεξευρὼν καὶ ἐνὶ πραπίδεσσιν ἀθροίσας,
Καὶ πληθέων ἀποδούς, ὦ ξένε, πάντα μέτρα,
Ἔρχεο κυδιόων νικηφόρος· ἴσθι τε πάντως,
Κεκριμένος ταύτῃ ὄμπνιος ἐν σοφίῃ.

Ich liefere diesen Text vollkommen, wie ich ihn in dem Manuskripte finde, bis auf einige Kleinigkeiten. Ich habe nämlich die Interpunktion mehr berichtiget und einige Schreibfehler gebessert, z. E. Zeile 12, 19 und 20, wo jedesmal anstatt τετράτῳ, welches die Poeten brauchen, das gemeine τετάρτῳ stehet, welches dem Verse zuwider ist. Auch hat es die nämliche prosodische Ursache, warum ich Z. 14 für ποικιλόχρωτας gesetzt habe ποικιλόχροας. Die einzige eigentliche Veränderung, die ich mir erlaubt habe, ist mit Z. 22 geschehen, welche in dem Manuskripte heißt:

Σὺν ταύροις πάσαις εἰς νομὸν ἐρχομέναις.

Allein es ist unwidersprechlich, daß für πάσαις ἐρχομέναις der Genitivus des Singularis stehen und sich auf das folgende ἀγέλης beziehen muß.

Eine völlige Uebersetzung beizufügen, würde eine sehr undankbare Arbeit sein. Es ist genug, wenn ich für diejenigen meiner Leser, denen entweder zwar die Sprache, aber nicht das Arithmetische, oder denen zwar das Arithmetische, aber nicht die Sprache geläufig sein möchte, nur mit Wenigem sage, worauf es ankömmt. Diejenigen Leser aber, die beides vollkommen verstehen oder auch nur von beidem zusammen gerade so viel als ich (welches wahrlich nicht gar viel ist), mögen dieses Wenige zu überschlagen belieben. Ein Autor, der nur einzig für ihresgleichen schreiben wollte, das ist, nur für die gelehrtern und gelehrtesten Leser, dürfte ohnstreitig ein

sehr gutes, gründliches Buch machen, ob aber auch ein sehr brauchbares, daran zweifle ich.

Die Aufgabe wäre also diese, und betrifft sie überhaupt jene in der Mythologie bekannte armenta Solis, die in den Fluren Siziliens weideten. Dieser heiligen Herden waren nach ihren Farben viere: eine weiße, eine blaue, eine gelbe und eine scheckichte, Ochsen und Kühe unter einander. Die Ochsen standen unter sich in diesem Verhältnisse, daß die Anzahl der weißen gleich war der Hälfte und einem Dritteil der blauen nebst allen gelben zusammen; die blauen gleich einem Vierteil und einem Fünfteil der scheckichten nebst allen gelben zusammen, und die scheckichten gleich einem Sechsteil und einem Siebenteil der weißen nebst allen gelben zusammen. Die Anzahl der Kühe hingegen verhielt sich so, daß die weißen gleich waren einem Dritteil und einem Vierteil der ganzen blauen Herde (Ochsen und Kühe zusammen); die blauen gleich einem Vierteil und einem Fünfteil der ganzen scheckichten Herde; die scheckichten gleich einem Fünfteil und einem Sechsteil der ganzen gelben Herde, und die gelben gleich einem Sechsteil und einem Siebenteil der ganzen weißen Herde. Hierzu kam noch, daß die weißen Ochsen mit den blauen Ochsen zusammen ein Viereck machen konnten, das ist, daß die Summe beider eine Quadratzahl war, sowie die scheckichten Ochsen mit den gelben Ochsen zusammen ein Dreieck bilden konnten und ihre Summe sonach eine Trigonalzahl sein mußte. Und nun fragt sich: wie viel waren also der Ochsen, von jeder Farbe insbesondere? Und wie viel waren der Kühe, von jeder Farbe insbesondere? um zu wissen, wie stark jede besondere Herde und alle vier Herden zusammen waren.

Daß in den Datis nichts versehen ist und daß das Problem nicht anders verstanden werden kann noch soll, will ich mit dem alten Scholion belegen, welches sich in unserer Handschrift gleich hinter dem Epigramm befindet und folgendes ist:

ΣΧΟΛΙΟΝ.

Τὸ μὲν οὖν πρόβλημα διὰ τοῦ ποιήματος ὁ Ἀρχιμήδης ἐδήλωσε σαφῶς· ἰστέον δὲ τὸ λεγόμενον, ὅτι τέσσαρας ἀγέλας εἶναι δεῖ βοῶν· λευκοτρίχων μὲν μίαν ταύρων καὶ θηλειῶν· ὧν τὸ πλῆθος ὁμοῦ συνάγει μυριάδας διπλᾶς ιδ, καὶ ἁπλᾶς φπβ, καὶ μονάδας ,ζτξ· κυανοχρόων δ' ἄλλην ὁμοῦ ταύρων καὶ θηλειῶν, ὧν τὸ πλῆθός ἐστι μυριάδων διπλῶν ἐννέα, καὶ ἁπλῶν ,ηωλ, καὶ μονάδων ω. μιξοτρίχων δ' ἄλλην ταύρων καὶ θηλειῶν, ὧν τὸ πλῆθός ἐστι μυριάδων διπλῶν η, καὶ ἁπλῶν ,ςϠα, καὶ μονάδων υ· τῆς δὲ λοιπῆς ἀγέλης τῶν ξανθοχρόων συνάγει τὸ πλῆθος, διπλᾶς μυριάδας ζ, καὶ ἁπλᾶς ,ςψη, μονάδας δὲ ,η· ὥςτε συνάγεσθαι ὁμοῦ τὸ πλῆθος

τῶν δ ἀγελῶν μυριάδας διπλᾶς μ, καὶ ἁπλᾶς ,γριβ καὶ μονάδας ,ςφξ. Καὶ ἡ μὲν ἀγέλη τῶν λευκοτρίχων ταύρων ἔχει μυριάδας διπλᾶς η καὶ ἁπλᾶς ,βϡλα, καὶ μονάδας ,ηφξ· θηλειῶν δὲ μυριάδας διπλᾶς, ε, καὶ ἁπλᾶς ,ζχν, καὶ μονάδας ,ηω· ἡ δε ἀγέλη τῶν κυανοχρόων ταύρων ἔχει μὲν μυριάδας διπλᾶς ε, καὶ ἁπλᾶς ,θχπδ, καὶ μονάδας ,αρκ· θηλειῶν δὲ μυριάδας διπλᾶς γ· καὶ ἁπλᾶς ,θρμε καὶ μονάδας ,θχπ· ἡ δ' ἀγέλη τῶν ποικιλοτρίχων ταύρων ἔχει μὲν μυριάδας διπλᾶς ε, καὶ ἁπλᾶς ,ηωξδ, καὶ μονάδας ,δω· θηλειῶν δὲ μυριάδας διπλᾶς β, καὶ ἁπλᾶς ,ηρκς, καὶ μονάδας ,θχ· ἡ δ' ἀγέλη τῶν ξανθοχρωμάτων ταύρων ἔχει μὲν μυριάδας διπλᾶς γ, καὶ ἁπλᾶς ,γρϟε, καὶ μονάδας ϡξ· θηλειῶν δὲ μυριάδας διπλᾶς δ, καὶ ἁπλᾶς ,γφιγ, καὶ μονάδας ,ζμ. Καὶ ἔστι τὸ πλῆθος τῶν λευκοτρίχων ταύρων, ἴσον τῷ ἡμίσει καὶ τρίτῳ μέρει τοῦ πλήθους τῶν κυανοχρόων ταύρων, καὶ ἔτι ὅλῃ τῇ τῶν ξανθοχρωμάτων ἀγέλῃ· τὸ δὲ πλῆθος τῶν κυανοχρωμάτων ἴσον τῷ τετάρτῳ καὶ πέμπτῳ μέρει τῶν ποικιλοτρίχων ταύρων καὶ ὅλῳ τῷ πλήθει τῶν ξανθοχρωμάτων· τὸ δὲ πλῆθος τῶν ποικιλοτρίχων ταύρων ἴσον τῷ ἕκτῳ καὶ ἑβδόμῳ μέρει τῶν λευκοτρίχων ταύρων, καὶ ἔτι τῷ πλήθει ὅλῳ τῶν ξανθοχρωμάτων ταύρων· καὶ πάλιν τὸ πλῆθος τῶν λευκῶν θηλειῶν, ἴσον τῷ τρίτῳ καὶ τετάρτῳ μέρει ὅλης τῆς ἀγέλης τῶν κυανοχρόων· τὸ δὲ τῶν κυανοχρόων, ἴσον τῷ τετάρτῳ καὶ πέμπτῳ μέρει τῆς ὅλης ἀγέλης τῶν ποικιλοτρίχων· τὸ δὲ τῶν ποικιλοτρίχων ἴσον τῷ πέμπτῳ καὶ ἕκτῳ μέρει τῆς ὅλης τῶν ξανθῶν βοῶν· πάλιν δὲ τὸ τῶν ξανθῶν θηλειῶν πλῆθος ἦν ἴσον τῷ ἕκτῳ τε καὶ ἑβδόμῳ μέρει τῆς ὅλης ἀγέλης τῶν λευκῶν βοῶν. Καὶ ἡ μὲν ἀγέλη τῶν λευκοτρίχων ταύρων καὶ ἡ τῶν κυανοχρόων ταύρων συντεθεῖσα, ποιεῖ τετράγωνον ἀριθμόν· ἡ δ' ἀγέλη τῶν ξανθοτρίχων ταύρων μετὰ τῆς ἀγέλης τῶν ποικιλοχρόων συντεθεῖσα ποιεῖ τρίγωνον. Ὡς ἔχει τὰ τῶν ὑποκειμένων κανόνων καθ' ἕκαστον χρῶμα.

Dieses Scholion gibt nicht nur, wie gesagt, die nämlichen Verhältnisse an, sondern fügt auch die Zahlen selbst bei, die daraus gefunden werden sollen. Die Verhältnisse nämlich sind nach der itzt gewöhnlichen Bezeichnung (wenn wir die weißen Ochsen W, die blauen X, die scheckichten Y und die gelben Z, sowie die ihnen ähnlichen Kühe mit den ähnlichen kleineren Buchstaben w, x, y, z, nennen) diese:

$$W = \frac{1}{2} X + \frac{1}{3} X + Z = \frac{5}{6} X + Z$$
$$X = \frac{1}{4} Y + \frac{1}{5} Y + Z = \frac{9}{20} Y + Z$$
$$Y = \frac{1}{6} W + \frac{1}{7} W + Z = \frac{13}{42} W + Z$$
$$w = \frac{1}{3} + \frac{1}{4} X + x = \frac{7}{12} X + x$$
$$x = \frac{1}{4} + \frac{1}{5} Y + y = \frac{9}{20} Y + y$$
$$y = \frac{1}{5} + \frac{1}{6} Z + z = \frac{11}{30} Z + z$$
$$z = \frac{1}{6} + \frac{1}{7} W + w = \frac{13}{42} W + w$$
$$W + X = \square$$
$$Y + Z = \triangle$$

Wie nun hiemit der Scholiast zu Werke gegangen, um das Gesuchte zu finden, verschweigt er gänzlich. Genug, er teilt uns das Gefundene mit und bestimmt

$$\left.\begin{aligned} W &= 829318560 \\ w &= 576508800 \end{aligned}\right\} W + w = 1405827360$$
$$\left.\begin{aligned} X &= 596841120 \\ x &= 391459680 \end{aligned}\right\} X + x = 988300800$$
$$\left.\begin{aligned} Y &= 588644800 \\ y &= 281265600^{*)} \end{aligned}\right\} Y + y = 869910400$$
$$\left.\begin{aligned} Z &= 331950960 \\ z &= 435137040 \end{aligned}\right\} Z + z = 767088000$$

Folglich die Summe aller Ochsen und Kühe zusammen 1405827560. Wahrlich, eine ziemliche Herde für Sizilien. Zwar die Sonne, der sie gehörte, wird Rat gewußt haben.

Ich wundere mich weniger über ihre Menge als darüber, daß der Scholiast, oder wer es sonst gewesen ist, bei den wenigen und beschwerlichen Hilfsmitteln, welche die Alten zu dergleichen Berechnungen hatten, die verlangten Zahlen wirklich finden können. Denn gewiß ist es, daß in dem ganzen Diophantus keine Aufgabe vorkömmt, die dieser an Schwierigkeit gleich sei. Die in den übrigen Epigrammen enthaltenen aber sind wahre Kinderspiele dagegen.

Doch ehe wir uns noch mehr über die Auflösung wundern, die noch itzt auch wohl einem geübten Analysten zu schaffen machen soll: ist es denn auch die wahre Auflösung? Thun die Zahlen des Scholiasten in der That allen und jeden Forderungen des Problems ein Genüge? Die Probe ist leicht zu machen; und man muß gestehen, daß sie von vorneherein sehr wohl von statten gehet. So ist z. E. 829318560, welches W sein soll, wirklich

*) Μυριάδας διπλᾶς β, καὶ ἁπλᾶς ,ηρκς καὶ μονάδας ,θχ heißt es zwar in dem Manuskripte, welches 281269600 sein würde. Allein aus der angegebnen Summe von Y + y ist klar, daß es anstatt ,θχ heißen muß ,εχ.

$$\begin{array}{rr} \frac{1}{2}\,X = & 298420560 \\ +\ \frac{1}{3}\,X = & 198947040 \\ +\ \ Z = & 331950960 \\ \hline & 829318560. \end{array}$$

So ist gleichermaßen 576508800, welches w sein soll, wirklich

$$\begin{array}{rr} \frac{1}{3}\,X + x = & 329433600 \\ +\ \frac{1}{4}\,X + x = & 247075200 \\ \hline & 576508800. \end{array}$$

Und so passen weiter die angegebnen Werte für X, Y, Z und x. y, z vollkommen zu den Verhältnissen, welche diese haben sollen. Aber nun ist noch eines zurück und ohne Zweifel das Wichtigste, weil es wahrscheinlicherweise das ist, was die Aufgabe zu ihrer völligen Bestimmung bringt. Nämlich W + X soll eine Quadratzahl und Y + Z eine Trigonalzahl sein; dem zufolge sich nicht nur aus 829318560 + 596841120 = 1426159680, sondern auch aus 588644800 + 331950960 = 920595760, multipliziert durch 8 und mit 1 vermehrt, das ist aus 7364766081, die Quadratwurzel müßte ziehen lassen. Doch das eine läßt sich eben so wenig thun als das andere, und kurz, die ganze Auflösung des Scholiasten ist also falsch. Umsonst sagt er mit ausdrücklichen Worten: ἡ μὲν ἀγέλη τῶν λευκοτρίχων ταύρων καὶ ἡ τῶν κυανοχρόων ταύρων συντεθεῖσα ποιεῖ τετράγωνον ἀριθμόν· ἡ δ' ἀγέλη τῶν ξανθοτρίχων ταύρων μετὰ τῆς ἀγέλης τῶν ποικιλοχρόων συντεθεῖσα ποιεῖ τρίγωνον. Nach seinen Zahlen ist dieses gewiß nicht, und er muß sie entweder gar nicht probiert haben, in der Meinung, daß, da sie allen den andern Erfordernissen entsprächen, sie auch notwendig diesem Genüge thun müßten, oder hat sich auch in der Probe geirret, welches gar wohl zu denken stünde, da die Extrahierung der Wurzel in griechischen Zahlen kein leichtes Geschäft muß gewesen sein.

Was nun der Scholiast so unvollkommen geleistet (unvollkommen aber ist in der Mathematik so gut als gar nicht), wünschte ich recht sehr, besser, das ist eigentlich, leisten zu können. Doch ich habe mein Unvermögen bereits gestanden; welches mir um so weniger schwer ankommen dürfen, als es ganz das Ansehn hat, daß kein Geringerer als ein Analyst von Profession erforderlich ist, entweder die wahre Auflösung zu finden oder zu zeigen, daß eine solche Auflösung nicht möglich ist. Dieses letztere sollte ich indes kaum vermuten. Den Alten ist es zwar mehrmalen begegnet und hat ihnen wohl bei dem Mangel unserer Analysis begegnen müssen, daß ihre arithmetischen Aufgaben unbestimmt sind und sich auf mehr als eine Art beantworten lassen, oder daß sie auch wohl mehr Bestimmungen haben, als zu ihrer Auflösung nötig ist; daß sich

aber auch ganz unmögliche darunter befinden sollten, davon wüßte ich doch kein Exempel.

Ich eile zu den übrigen ungedruckten Stücken, die ich in unserm Codice gefunden habe. Es sind deren drei und ebenfalls Aufgaben. Nur aber von der allerschlechtesten Art, wenn man will. Es sind Rätsel. Ob wenigstens so gute, als sie nach ihrer Art sein können, urteile man selbst. Hier sind sie.

II.

Σκέπτεο μῦθον ἐμεῖο, ὃν ἐξ ἀφανοῦς ἀγορεύω·
Καὶ ποθέουσι δεῖξον ἐμὴν ἀψευδέα μορφήν.
Εἰ σοφίη σε φιλεῖ, καί σοι λόγος ἔπλετο μούσης·
Ξείνης εἰμὶ φύσεως ζῶον· πνείω δίχα πνοιῆς.
Δοιά μοι ὄμματ᾽ ὄπισθε παρ᾽ ἐγκεφάλῳ ἐπέασιν,
Οἷσιν ὑφ᾽ ἡγεμόνεσσιν ὁδοιπορέω τὰ πρόσθεν·
Κυανέην ἐπὶ γαστέρα βαίνω· ἧς ὑπογαστὴρ
Λευκόχροος κατακεύθεται, οἰκτή τε κλειστή τε·
Ὄμματα δ᾽ οὐ πάρος ὄψεαι οἰγόμεν᾽ οὐδὲ πορείης
Ἡμμένον, εἴως λευκὴ κοιλίη ἔνδον ἔπεστιν
Αὐτὰρ ἐπεὶ αὕτη γε κορεσσαμένη φαίνηται,
Ὀφθαλμοῖσιν ἀριπρεπὲς εἶδος ἔχουσα, τότ᾽ ἤδη
Δέρκεται ὄμματ᾽, ἐπειγομένως δὲ μνώομ᾽ ὁδοῖο·
Ἄφθεγκτον δ᾽ ἐτεόν γε πολύθροον ἐξεφαάνθη.

III.

Ἐγκύρσας νεπόδεσσιν ἀνὴρ δείλαιος ἀέλπτως,
Καὐτὸς ἐν οὐ πολλαῖς ὥραις νέπος ἐξεφαάνθη·
Καὶ φωνῆς μὲν ὅδ᾽ ἦν ἐπιδευὴς ἔλλοπι ἶσα·
Ἀγασάμην δ᾽ ἕτερον νέποδα βροτῷ εἴκελον αὐδήν·
Καὶ θαῦμ᾽ ἦεν ἀκούειν ἀφραδέεσσιν ἄπιστον.

IV.

Ἦν ὅτ᾽ ἔην βροτῷ εἴκελος ἄψεα ἠδὲ νόημα·
Καὶ νόος ἐστύγεε πᾶσαν ἀγηνορίην·
Αὐτὰρ ἔπειτ᾽ ἐδάην κενεὴν σοφίην καὶ τύφον,
Καὶ πάντ᾽ ἤμειψα χρῶτα, νόον, μέλεα.
Δάκτυλον ἐκπάγλως πόδα καὶ πόδα δάκτυλον ἴσχω.
Ὄμματά μοι πούς καὶ δάκτυλος· ἀνθερεὼν
Πούς· ξύμπαντα μέλη πούς· αὐτὰρ ὁ πούς οὔ μοι πούς·
Καὶ κεφαλὴν φορέω, δακτύλῳ ἀντίθετον.

Ich sage: man urteile selbst. Ich für mein Teil getraue mich nicht zu urteilen. Denn, leider, ich verstehe sie nicht, obschon die Worte an und für sich eben keine Schwierigkeit haben. Das erstere scheinet mir eine Schnecke sein zu sollen: aber was die andern bedeuten können, davon will mir auch nicht einmal eine Möglichkeit beifallen. Ich halte sie für ungedruckt, weil sie mir

weder in den Anthologien des Planudes und Kephalas, noch beim Athenäus, noch beim Gyraldus, noch beim Rittershus,*) noch irgendwo sonst, wo man dergleichen Kostbarkeiten zu suchen pflegt, zu Gesicht gekommen. In den Anthologien finden sich überhaupt, so viel ich mich erinnere, keine eigentliche Rätsel; man wollte denn das Epigramm auf die Niobe und andere ähnliche dahin ziehen. Nur Henr. Stephanus hat ihrer fünfe, ex vetere codice Epigrammatum, quem Lovanii habebat Jo. Clemens Anglus, descripta, seiner Ausgabe der Anthologie unter der Aufschrift Ἐπιγράμματα γριφώδη mit beigefügt. Schwerlich aber wohl sind die gegenwärtigen drei von dem nämlichen unbekannten Verfasser, von welchem sich die fünf Stephanischen herschreiben. Denn diese sind in Hexametern und Pentametern abgefaßt, unsere hingegen in lauter Hexametern. Eubulus, wie Gyraldus aus dem Athenäus sagt, hatte die Gewohnheit, ut aenigmata Hexametris scriberet, interpretationes vero Jambicis exponeret; doch nichtsdestoweniger ist Eubulus ganz gewiß an den gegenwärtigen unschuldig.

Ich wollte hierzu noch ein viertes, als bisher ungedruckt, fügen, weil es sich wirklich ebenfalls in keinem von den angezognen Büchern findet. Doch da mir die Deutung davon sogleich einleuchtete, so konnte ich nicht anders glauben, als daß ich es gleichwohl schon irgendwo möchte gelesen haben. Endlich erinnerte ich mich auch, daß es das nämliche sei, welches Huetius ehedem dem jungen Vossius auflösete, der es ebenfalls in einer Handschrift gefunden hatte. Je me trouvai, erzählt er in seinen Huetianis, un jour à Amsterdam, en compagnie de quelques gens de Lettres, du nombre desquels étoit le jeune Vossius, fils du célèbre Gérard Jean. Comme il avoit un grand usage de la littérature Grecque, et qu'il lui avoit passé par les mains beaucoup d'anciens manuscrits Grecs, il nous dit qu'il avoit découvert ce jour-là même une Epigramme Grecque, qui méritoit de nous être rapportée, et sur le sens de laquelle il désiroit nous consulter. Voici l'Epigramme.

Καλὴ Πηνελόπεια γυνὴ κλεινοῦ Ὀδυσῆος,
Ἓξ ποσὶν ἐμβεβαυῖα, τριδάκτυλος ἐξεφαάνθη.

La question étoit de savoir ce que c'est que cette Pénélope, qui marche avec six pieds, et qui n'a que trois doigts. Chacun demeura dans le silence, cherchant dans sa tête la solution du problème, sans la trouver, quoiqu'elle semble se présenter d'elle-même, et sauter aux yeux. Il faut prendre le premier vers plus matériellement qu'on ne le prend, et comme n'ayant aucune relation à la personne de l'ancienne héroïne Pénélope,

*) Hinter seiner Ausgabe des Phädrus von 1598, oder hinter des Meursius seiner, von 1610.

mais signifiant simplement ce vers hexamètre marchant à six pieds, comme tous les autres vers hexamètres, et dans le nombre de ces six pieds ayant trois dactyles. Wie gesagt, eben dieses Epigramm findet sich auch in unserm Manuskripte, nur daß der erste Vers ganz anders lautet. Nämlich:

Κούρη Ἰκαρίοιο περίφρων Πηνελόπεια.

Inzwischen ändert dieses in dem Rätsel selbst nichts. Denn auch hier hat Penelope sechs Füße und drei Finger.

* * *

Dieser Aufsatz, so weit der vorhergehende Bogen ihn faßt, war bereits abgedruckt, als zwei hiesige Gelehrte, die Herren Heusinger und Leiste, nicht vergebens einen Blick darauf warfen.

Herr Heusinger, zu dessen längst bekannten Einsichten in dem ganzen Felde der alten Litteratur und Kritik ich öfterer meine Zuflucht nehme und selten umsonst genommen habe, glaubte zu bemerken, daß Num. IV wohl ein doppeltes Epigramm sein dürfte, indem die vier letztern Zeilen eines Aufschlusses fähig wären, der auf die erstern viere nicht passe. Er entdeckte nämlich in jenen ein ähnliches grammatisches Spielwerk, als sich in dem kleinen Epigramm auf die Penelope findet, dem zufolge die Worte nicht nach ihrer Bedeutung, sondern nach ihrem metrischen Werte müssen genommen werden. Der Vers ist es also selbst, der von sich sagt: Δάκτυλον ἐκπάγλως πόδα ἴσχω, denn das Wort δάκτυλος ist nicht allein der Name eines metrischen Fußes, sondern füllet diesen Fuß auch selbst. Καὶ πόδα δάκτυλον ἴσχω: die Worte καὶ πόδα geben einen Daktylus. Ὄμματά μοι πούς καὶ δάκτυλος: das Wort ὄμματα macht einen Fuß, und zwar einen Daktylus. Ἀνθερεὼν πούς: ein Choriambus. Ξύμπαντα μέλη πούς: nicht, daß alle griechische Namen der menschlichen Glieder einen Fuß gäben, deren verschiedne nur eine Silbe haben, sondern weil ξύμπαντα μέλη einen Amoebäus machen. Αὐτὰρ ὁ ποὺς οὔ μοι πούς: eben weil die Prosodie keine einsilbichte Füße erkennet. Καὶ κεφαλὴν φορέω, δακτύλῳ ἀντίθετον: das Wort κεφαλὴ gibet einen verkehrten Daktylus, einen Anapäst. —

Herr Leiste, eben der würdige Schulmann, der sich nur noch neulich durch eine vortreffliche Angabe einer vollkommnern Luftpumpe so vielen Beifall erworben, hatte sich indes bei dem arithmetischen Problem verweilet und war meiner Meinung, daß es wenigstens in der Geschichte der Arithmetik aller Aufmerksamkeit wert sei, wenn es anders keine unmögliche Forderung enthalte, welches sich sogleich nicht übersehen lasse. Auf mein Ersuchen, mir seine nähern Gedanken darüber mitzuteilen, hatte er einige Tage darauf die Güte, mir eine Art von Berechnung zuzustellen, welche, wenn sie schon die gesuchten Zahlen nicht selbst liefert, doch derselben Möglichkeit zu Tage legt und den Weg zeigt, auf welchem sie gefunden werden können und müssen. Was sonst daraus zu

folgern sein dürfte, ich meine, ob man sonach den Alten weit mehr Vorteile und Methoden in der Arithmetik zutrauen müsse, als man bisher geglaubt, oder ob es vielmehr wahrscheinlich, daß der Aufgeber selbst nicht gewußt, was er aufgibt, besonders da er so ungeheure Zahlen in Rinder ausdrücken wollen und eine Herde auf Sizilien weiden lassen, wofür die Erde zu klein ist: das alles mögen kundige Leser beurteilen, denen ich gedachte Berechnung selbst hiermit vorzulegen die Erlaubnis habe.

Zur Auflösung des Problems Seite 237
von Herrn Chr. Leiste.

„Die Buchstaben W, X, Y, Z und w, x, y, z haben die Bedeutung, welche ihnen auf der 241sten Seite gegeben ist, und

$$W = \frac{1}{2} X + \frac{1}{3} X + Z = \frac{5}{6} X + Z$$
$$X = \frac{1}{4} Y + \frac{1}{5} Y + Z = \frac{9}{20} Y + Z$$
$$Y = \frac{1}{6} W + \frac{1}{7} W + Z = \frac{13}{42} W + Z$$

ferner
$$w = \frac{1}{3}(X + x) + \frac{1}{4}(X + x) = \frac{7}{12}(X + x)$$
$$x = \frac{1}{4}(Y + y) + \frac{1}{5}(Y + y) = \frac{9}{20}(Y + y)$$
$$y = \frac{1}{5}(Z + z) + \frac{1}{6}(Z + z) = \frac{11}{30}(Z + z)$$
$$z = \frac{1}{6}(W + w) + \frac{1}{7}(W + w) = \frac{13}{42}(W + w).$$

Man sucht aus diesen Gleichungen die Werte für W, X, Y, Z und w, x, y, z in ganzen Zahlen so zu bestimmen, daß W + X eine viereckichte und Y + Z eine dreieckichte Zahl ist.

I. Da für die vier großen Zahlen nur drei Gleichungen gegeben sind, so kann nur das Verhältnis derselben gegen einander bestimmt werden. Dies aber findet man leicht, wenn man die unbekannten Zahlen in den Gliedern, wo sie als Brüche vorkommen, die entweder zu einer andern ganzen Zahl addiert oder für sich eine ganze Zahl geben sollen, so zerlegt, daß ihr Nenner ein Faktor derselben wird. Nach dieser Regel ist

1. Das Verhältnis der Ochsen

$W = \frac{5}{6} X + Z$. Man zerlege die unbekannte Zahl X, welche hier als ein Bruch vorkommt, welcher zu der ganzen Zahl Z addiert die ganze Zahl W geben soll, in 2 Factores, davon der eine = 6 ist. Also man setze

$X = 6\ d$, so ist
$W = 5\ d + Z$
$X = \frac{9}{20} Y + Z$

$$Y = \frac{20}{9}(X - Z) = \frac{20.6}{9} d - \frac{20}{9} Z = \frac{120}{9} d - \frac{20}{9} Z;$$

ferner ist $Y = \frac{13}{42} W + Z = \frac{13.5}{42} d + \frac{13}{42} Z + Z = \frac{65}{42} d + \frac{55}{42} Z$

$$\left(\frac{120}{9} - \frac{65}{42}\right) d = \left(\frac{55}{42} + \frac{20}{9}\right) Z$$

$$Z = \frac{297}{89} d.$$

Man setze $d = 89 f$, so ist $Z = 297 f$

$$Y = \frac{20}{9} (6.89 - 297) f = \frac{20.237}{9} f = \frac{20.79}{3} f$$

$$f = 3 m$$

und $X = 20.79 m = 1580 m$
$Z = 3.11.27 m = 891 m$
$W = 5.89.3 m + 3.11.27 m = 2226 m$
$X = 6.89.3 m = 1602 m$

$W + X = (6 + 5) 89.3 m + 3.11.27 m = (89 + 27) 11.3 m$
$= 4.29.11.3 m = 3828 m.$

2. Das Verhältnis der Kühe:

$w = \frac{7}{12} X + \frac{7}{12} x = \frac{7.1602}{12} m + \frac{7}{12} x = \frac{7.267}{2} m + \frac{7}{12} x$

also $m = 2 p$, und $x = 12 \alpha$

$$w = 7.267 p + 7 \alpha$$

$x = 12 \alpha = \frac{9}{20} Y + \frac{9}{20} y = \frac{9.1580.2}{20} p + \frac{9}{20} y = 9.158 p + \frac{9}{20} y$

$$4 \alpha = 3.158 p + \frac{3}{20} y$$

$$y = \frac{20.4}{3} \alpha - 20.158 p.$$

Man setze $\alpha = 3 \beta$, so ist $y = 20.4 \beta - 20.158 p$;
ferner ist $y = \frac{11}{30} Z + \frac{11}{30} z = \frac{11.891.2}{3.5.2} p + \frac{11}{30} Z = \frac{11.297}{5} p + \frac{11}{30} z$;
wenn also $p = 5 q$, und $z = 30 \gamma$;
so ist $y = 11.297 . q + 11 \gamma = 20.4 \beta - 20.158.5 q$

$$11 \gamma = 20.4 \beta - 19067 q$$

$$\gamma = \frac{80}{11} \beta - \frac{19067}{11} q$$

$z = 30 \gamma = \frac{13}{42} W + \frac{13}{42} w = \frac{13.2226.10}{21.2} q + \frac{13.7 \, 267.5}{2 \, 7.3} q + \frac{13.7 \, 3}{2.7.3} \beta$

oder $30 \gamma = \frac{1505.13}{2} q + \frac{13}{2} \beta$

Es sei also $q = 2 r$ und $\beta = 2 \delta$,
so ist $\gamma = \frac{1503.13}{30} r + \frac{13}{30} \delta = \frac{301.13}{6} r + \frac{13}{30} \delta$;
vorher war $\gamma = \frac{80.2}{11} \delta - \frac{19067.2}{11} r$

$$\frac{80.2}{11} \delta - \frac{19067 \, 2}{11} r = \frac{301.13}{6} r + \frac{13}{30} \delta$$

$$4657 \delta = 1359235 r$$

$$\delta = \frac{1359235}{4657} r.$$

Hier muß noch $r = 4657\,u$ gesetzt werden;

folglich $q = 2\,r = 9314\,u$

$p = 5\,q = 10\,r = 46570\,u$

$m = 2\,p = 10\,q = 20\,r = 93140\,u,$

ferner $\delta = 1359235\,u$

$\beta = 2\,\delta = 2718470\,u$

$\alpha = 3\,\beta = 6\,\delta = 8155410\,u$

$x = 12\,\alpha = 36\,\beta = 72\,\delta = 97864920\,u$

also $\gamma = \frac{80}{11}\beta - \frac{19067}{11}q = 3626142\,u$

$z = 30\,\gamma = 30.3626142\,u = 108784260\,u$

$w = 7.267\,p + 7\,\alpha = 144127200\,u$

$y = 80\,\beta - 15800\,q = 70316400\,u,$

und wenn man die vorigen Werte W, X, Y, Z mit $93140\,u = m$ multipliziert, so bekommt man

$W = 2226.93140\,u = 207329640\,u$
$X = 1602.93140\,u = 149210280\,u$
$Y = 1580.93140\,u = 147161200\,u$
$Z = 891.93140\,u = 82987740\,u.$

Hier kann u unter den ganzen Zahlen alle mögliche positive Werte, unter den Brüchen aber nur diejenigen bekommen, welche gemeinschaftliche Teiler der acht gefundenen Zahlen sind. Also $u = \frac{1}{20}$; oder weil $20 = 2.10 = 4.5$, so kann anstatt u auch $\frac{1}{2}, \frac{1}{4}, \frac{1}{5}, \frac{1}{10}$ gesetzt werden, wenn dadurch anders den beiden übrigen Forderungen in dieser Aufgabe ein Genüge geschehen könnte. In allen Fällen aber kann man $u = \frac{1}{20}\,v$ setzen, und die Werte sind:

$W = 10366482\,v$
$X = 7460541\,v$

$W + X = 17826996\,v = 4.957.4657\,v$
$Y = 7358060\,v$
$Z = 4149387\,v$

$Y + Z = 11507447\,v$
$w = 7206360\,v$
$x = 4893246\,v$
$y = 3515820\,v$
$z = 5439231\,v$

Setzt man $u = 4$, so bekommt man die Zahlen, welche der Scholiast angegeben hat, und

$W = 207329640.4 = 829318560$ } weiße Herde
$w = 144127200.4 = 576508800$ }
$X = 149210280.4 = 596841120$ } blaue Herde
$x = 97864920.4 = 391459680$ }

$$\left.\begin{aligned} Y &= 147161200.4 = 588644800 \\ y &= 70316400.4 = 281265600 \end{aligned}\right\}\text{scheckichte Herde}$$

$$\left.\begin{aligned} Z &= 82987740.4 = 331950960 \\ z &= 108784260.4 = 435137040 \end{aligned}\right\}\text{fahle Herde.}$$

II. Weil W + X eine viereckichte Zahl sein soll, so muß die Summe der Zahlen von W und X sich in solche Factores zerlegen lassen, die sämtlich Quadratzahlen sind. Finden sich unter diesen einige, womit alle acht Werte dividiert werden können, so schaffet man diese durch die wirkliche Division weg, weil die Zahlen doch noch ungemein groß bleiben werden. Aus diesem Grunde können die Zahlen des Scholiasten mit 16 und die hier zuerst aus den Gleichungen gefundenen mit 4 dividiert werden.

Finden sich aber unter den Faktoren einige, daraus die Quadratwurzel in ganzen Zahlen nicht angegeben werden kann, so versuche man ebenfalls, ob alle acht Werte dadurch teilbar sind. Ist dies, so hebt man auch diese durch die wirkliche Division auf. So sind alle acht Werte noch durch 5 teilbar, und eben deshalb konnte $u = \frac{1}{20} v$ gesetzt werden.

Hiedurch bekommt man nun W + X = 4.957.4657 v, darunter 957 und 4657 noch keine Quadratzahlen sind. Sollen sie es werden, so muß man $v = 957.4657 n^2 = 4456749 n^2$ setzen, womit alle acht Werte zu multiplizieren sind.

Also geben des Scholiasten Zahlen W + X keine viereckichte Zahl, und seine Auflösung ist in Ansehung dieser Forderung falsch. Der geringste Wert von W + X, für n = 1, ist = 17826996.4456749 = 79450446596074, davon die Wurzel = 2.957.4657 = 8913498 ist. So viel Ochsen also ständen in jeder Reihe des Vierecks, darin sie gestellet werden sollen. Hat nun der Dichter die Ochsen der Sonne sich so groß gedacht als die Ochsen der Erde, so hat er, wenn sie auch dicht hinter einander gestellt werden sollten, der Länge nach nicht mehr als zwei auf die Länge einer rheinländischen Rute rechnen dürfen. 1969 solcher Ruten gehen auf eine geographische Meile. Also hat er einen Platz für sie gedenken müssen, der wenigstens 4456749 rheinländische Ruten oder 2262 geographische Meilen lang und, weil die Ochsen nach der Figur eines Vierecks gestellt werden sollen, eben so breit ist. So groß aber wird er sich doch wohl Sizilien nicht gedacht haben?

Doch man nehme diese Geschöpfe der Sonne so groß oder so klein an, als man will, soll W + X eine viereckichte Zahl sein, so ist die Zahl aller Herden, für n = 1, nicht geringer als 50389082.4456749 = 224571490814418; und sollen diese auf unserer Erde stehen, deren Oberfläche nicht 3090000 geographische Quadratmeilen eigentlich festes Land enthält, so kämen, wenn wir auch diese Zahl annähmen, dennoch über 72644495 Stück auf jede Quadratmeile und an 19 Stück auf jede Quadratrute.

III. Man kann aber n nicht = 1 setzen, wenn Y + Z eine dreieckichte Zahl sein soll. Denn fände dies statt, so wäre $Y + Z = 11507447 . 4456749 = 51285802909803 = \frac{t^2 + t}{2}$, wo t die Seitenzahl des Dreiecks ausdrückt.

Also $2 (Y + Z) + \frac{1}{4} = (8 (Y + Z) + 1) \frac{1}{4} = \frac{410286423278425}{4} = t^2 + t + \frac{1}{4}$ also $\sqrt{410286423278425} = 2t + 1$; folglich die Zahl unter dem Wurzelzeichen ein vollkommenes Quadrat. Aber dies ist es nicht. Also darf n wegen der letzten Forderung nicht = 1 sein, sondern dieser Wert muß erst gesucht werden.

Man nenne zu dem Ende 410286423278424 = 8.51285802909803 um der Kürze willen a, so ist $\sqrt{(a n^2 + 1)} = 2t + 1 = m$.

Also muß für n^2 eine solche Zahl gesucht werden, wodurch der Ausdruck $\sqrt{(an^2 + 1)}$ rational, oder $an^2 + 1$ ein vollkommenes Quadrat in ganzen Zahlen wird.

Man sieht leicht, daß der Faktor, womit a multiplizieret werden soll, wegen W + X ein Quadrat sein müsse, und zwar ein solches Quadrat, wodurch $\sqrt{(an^2 + 1)}$ eine ungrade ganze Zahl = 2 t + 1 wird. Denn wäre $\sqrt{(an^2 + 1)}$ eine gerade Zahl, so würde t keine ganze Zahl sein können, welches der Forderung entgegen ist.

Ohnstreitig sind dies zwei schwere Bedingungen, die die weitläuftigste Rechnung erfordern; indes sind sie doch möglich. Denn da a weder negativ noch für sich ein Quadrat ist, so ist es möglich, nach Pells Regel, die Herr Euler im 7. Kapitel des zweiten Abschnitts im zweiten Teil seiner vollständigen Anleitung zur Algebra ausführlich erklärt, den Ausdruck $an^2 + 1$ zu einem Quadrat in ganzen Zahlen = m^2 zu machen. Hier ist es nun zwar noch möglich, obgleich nicht wahrscheinlich, daß man für m eine gerade Zahl finden könne. Allein in diesem Fall setzt man den Ausdruck $= ax^2 + 1 = y^2$ und sucht aus den gefundenen Werten m und n nach dem vorigen sechsten Kapitel §. 86 und 88, mit Zuziehung der Gleichung $aff + 1 = g^2$ (wo f zuerst = 0 gesetzt wird) alle mögliche Werte für x und y, worunter gewiß einer sein wird, der y = m in einer ungraden Zahl angibt. Der kleinste darunter ist der verlangte, den man = 2 t + 1 = m setzt, woraus sich $t = \frac{m - 1}{2}$ sogleich ergibt."

Ergänzungen des Julius Firmicus.

Das astrologische Werk des Julius Firmicus (denn von diesem wird hier allein die Rede sein), oder wie er es selbst genennet hat, dessen Libri VIII Matheseos, sind zuerst 1497 zu Venedig bei Simon Bevilaqua im Druck erschienen, und zwar unter Besorgung des Pescennius Franciscus Niger, welcher in seiner Zueignungsschrift an den Kardinal Hippolytus von Este sagt, daß er die Handschrift, ich weiß nicht aus welchem barbarischen Lande, hergeholet habe. „Dein Stern," schreibt er, „war es, der me barbaros spoliaturum ad extremam Scytharum fecem devexit, ubi detrusus in carcerem gottica feritate Firmicus latitabat. Veni, vidi et vici, mecumque tam praeclarum comitem, tuis radiis tutus in patriam deduxi.“ Fabricius und andere verstehen dieses von Konstantinopel, ob mit Recht, kann ich nicht sagen; fast sollte mich die gottica feritas daran zweifeln lassen. Denn daß den Türken der Name Scythen noch wohl zukommen könne, will ich nicht in Abrede sein. Ob aber auch der Name Goten? Wäre es hierzu genug, daß vielleicht auch die Goten Scythen gewesen? — — Selbst habe ich diese erste Ausgabe nie gesehen. Doch weiß ich, daß sie höchst mangelhaft sein muß; wie denn auch der Titel nur sieben Bücher anstatt achte verspricht.

Denn wenige Jahre nachher (1499) stellte Aldus Manutius in seiner Sammlung alter Astronomen eine neue Ausgabe an das Licht, vor welcher er von jener ersten sagte: *Julius Maternus*, qui vagabatur prius, valde depravatus erat, ac mutilus et fere dimidius. Dem Aldus war so etwas zu glauben, was ich itziger Zeit einem Buchdrucker oder Verleger so blindlings zu glauben eben niemanden raten möchte.

Mit dieser Aldinischen Ausgabe*) behalf man sich, bis Nicolaus Prucknerus 1533 eine dritte ex officina I. Hervagii lieferte, und zwar ebenfalls in einer Sammlung astronomischer oder vielmehr astrologischer, aber neuerer und größtenteils arabischer

*) Mehr als einmal jedoch aufgelegt; wenn es anders wahr ist, daß, wie Fabricius angibt, auch ein Abdruck von 1501 vorhanden und dieser nicht vielmehr sein vermeintes Dasein einem bloßen Irrtume zu danken hat, indem man das Datum der erstern MID für 1501 anstatt für 1499 gelesen.

Schriftsteller. Pruckerus war ein Arzt und hatte vornehmlich zum Behufe der Arzneigelehrten diese Sammlung unternommen, in welcher er besonders den Firmicus nicht bloß emendatum quoad licuit, sondern gar perinde ac novum suoque restitutum nitori ans Licht zu bringen versichert. Von einer so ausdrücklichen und kräftigen Versicherung sollte man kaum glauben, daß sie ganz ohne Grund sein könne. Gleichwohl muß ich gestehen, daß, wo ich noch den Prucknerschen Text mit dem Aldinischen verglichen, ich nicht die geringste Verschiedenheit bemerkt; und man kann doch leicht glauben, daß ich die Vergleichung besonders in solchen Stellen werde vorgenommen haben, in welchen die Lesarten des Aldus offenbar einer Verbesserung bedürfen. Pruckner ließ seine Sammlung apud Hervagios 1551 zum zweitenmale drucken; und auch da, in der Zuschrift an Eduard VI., König von England, vergißt er nicht, es zu wiederholen, daß er den Firmicus verbessert habe. Jene seine erstere Auflage hatte er dem berühmten Arzte Otto Brunfels zugeschrieben.

Und das sind bis auf unsere Zeiten die Ausgaben von dem Werke des Firmicus alle, welches bei jedem andern so alten Schriftsteller kaum glaublich scheinen dürfte. Wie vielfältig ist das zweite Werk dieses nämlichen Schriftstellers, De errore profanarum religionum, neuerer Zeit nicht aufgelegt worden! Die Ursache dieser Verschiedenheit ist indes sehr leicht zu begreifen. Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts war die Eitelkeit der ganzen Astrologie so gut als entschieden. Weder die Neugierde noch die Arzneikunst wollte sich weiter damit abgeben. Ihre jüngere Schwester, die Astronomie, verjagte die ältere, die ihr das Brot erwerben müssen, der Gefahr zum Trotze, sich selbst keines verdienen zu können. Was Wunder also, da die Kunst gefallen war, daß man sich nun auch weiter nicht um die Bücher bekümmerte, welche sie lehrten, sie mochten so alt sein, als sie wollen? Die einzige Ausnahme, welche man mit dem Manilius gemacht, hat er der Poesie zu danken. Die Poesie behält immer Schönheiten, die von der Futilität des Subjekts ganz unabhängig sind.

Was aber so ganz natürlich unterblieben, eine bessere Ausgabe nämlich einer ehemals sehr geschätzten Schrift, scheinet wenigstens im Werke gewesen zu sein.

Denn unsere Bibliothek besitzet ein Exemplar der Aldinischen Ausgabe, an welches ein mir zur Zeit noch unbekannter Gelehrte des sechzehnten Jahrhunderts (wie ich aus der Hand schließe) einen ganz besondern Fleiß gewandt hat. Er hat nicht allein die Druckfehler und Interpunktion sorgfältig verbessert und alle Zweideutigkeit und Dunkelheit, die aus den bloßen gebrauchten Zeichen der Planeten öfters entstehet, durch die übergeschriebenen Casus aus dem Wege geräumet, sondern er hat auch den Text an unzähligen Stellen aus einem Manuskripte verbessert, und zwar, wie der Augenschein lehret, aus einem sehr guten Manuskripte, das noch

dazu vollständiger gewesen als die alle, nach welchen die gedruckten Ausgaben gemacht worden.

Nähere Umstände von diesem gebrauchten Manuskripte, wem es damals zugehöret und wo es sich vielleicht noch befinden möchte, weiß ich nicht anzugeben, weil nichts davon in dem konferierten Exemplare angemerkt stehet. Seldenus*) gedenkt eines Manuskripts aus der Bibliothek des Lincolnschen Kollegii zu Oxford; allein an dieses ist hier nicht zu denken, wie aus den Lesarten erhellet, die Seldenus daraus anführet und deren keine in unserer Kollation vorkömmt. Ein anderes besaß ehedem Regiomontanus zu Nürnberg, auf welches ich eher raten würde, wenn ich von diesem Regiomontanschen nicht noch eine ganz andere Vermutung hätte. Da nämlich unter den alten Mathematikern, die Regiomontanus zum Druck befördern wollte und von welchen er um 1470 das Verzeichnis drucken ließ, in diesem Verzeichnisse unsers Firmicus mit den Worten gedacht wird, Julius Firmicus quantus reperitur, welche Worte ungemein wohl auf die erste Ausgabe des Pescennius Franciscus Niger passen; da alle die Manuskripte des Regiomontanus, als er 1475 wieder nach Rom ging und kurz darauf starb, in die Hände eines Mannes zu Nürnberg kamen, welcher sehr neidisch damit war und sie, wie Doppelmayr sagt,**) zu seinem eigenen und ein'gem Gebrauche aufbehielt: sollte die eingangs angeführte Stelle des Niger, jene extrema Scytharum fex, jene gothica feritas, sich nicht vielmehr auf einen Deutschen, sich nicht vielmehr auf Nürnberg beziehen als auf Konstantinopel, als auf Griechen oder Türken? Erst nach dem Tode des neidischen Nürnbergers, es war Bernhard Walther, wurden die Regiomontanschen Manuskripte wieder zerstreut und gemeinnütziger, da denn der Firmicus dem P. Fr. Niger zu teil ward, wenn er ihn nicht noch bei Walthers Lebzeiten mit Mühe und Not erhalten hatte, als worauf leicht sein Veni, vidi et *vici* zielen könnte.

Doch dem sei, wie ihm wolle. Je weniger sogar es itzt anzugeben stehet, wo das zu unserm Exemplare genutzte Manuskript zu suchen, so viel schätzbarer und würdiger genutzt zu werden ist jenes. Und dieses ist hier meine Absicht.

Bei einzeln verbesserten Lesarten zwar, so gute und viele es deren auch gibt, will ich mich itzt nicht aufhalten, auch nicht bei wenigen einzuschaltenden Worten. Entweder kann ich diese zu einer andern Zeit ausziehen, oder es ist überhaupt genug, wenn man es sonach bloß angezeigt findet, wo dergleichen in vorkommendem Falle des Gebrauchs zu suchen. Ich will bloß die größern Stellen in Sicherheit bringen, mit welchen der unbekannte Gelehrte auf eingehefteten Blättern sein Exemplar mit einer Sorgfalt ergänzet hat, die genugsam zeigt, wie wichtig sie ihm gewesen. Und ob sie schon

---

*) De Synedr. vet. Ebraeor., Libr. II. cap. II.

**) Nachricht von den Nürnbergischen Mathematikern und Künstlern, S. 12.

samt dem ganzen Buche diese Wichtigkeit nun nicht mehr haben, auch beides die Welt gar wohl ohne angeblichen Schaden dürfte entbehren können, so sind doch gegenwärtige meine Beiträge von der Art, daß entweder so etwas oder nichts darin aufbehalten zu werden verdienet. Was die Welt einmal hat, muß sie so ganz als möglich, so ganz, als es ihr vom Anfange bestimmt worden, haben. Was einmal zur Kenntnis der Welt gebracht worden, muß sie so genau, so zuverlässig wissen können, als möglich, oder es wäre eben so gut, daß sie jenes gar nicht hätte und dieses gar nicht wüßte. Nach dieser Regel wünschte ich die einzeln Aufsätze in meinem Beitrage geschätzt zu wissen und nicht nach ihrem Nutzen, den sie gar wohl haben können, ohne daß er sofort und allen in die Augen fällt; noch weniger nach einer Unentbehrlichkeit, die sich noch bei viel wichtigern Dingen nicht findet.

Also ohne weitere Rechtfertigung zu den Stellen selbst, deren in allem drei sind, und die ich in den geringsten Kleinigkeiten vollkommen so mitteilen will, wie ich sie bei unserm Unbekannten finde, das ist, vollkommen so, wie er sie selbst in dem Manuskripte gefunden hat, aus welchem er sowohl die Rechtschreibung und Interpunktion als auch selbst die offenbarsten und am leichtesten zu verbessernden Fehler mit der gewissenhaftesten Treue beibehalten hat, die ich hinwiederum um so vielmehr beibehalte, je ungezweifelter sie von ihrer Quelle zeigen und auf die Güte derselben überhaupt schließen lassen.

I.

Die erste Stelle ist die kleinere und ergänzt und berichtiget das 26ste Kapitel des sechsten Buchs. Der ganze Absatz nämlich, welcher vor dem Schema der Nativität des Oedipus unmittelbar vorhergeht und sich anfängt: Juppiter et Venus in eadem parte vel signo u. s. w., ist falsch und muß folgendergestalt gelesen werden; wie denn auch besagtes Schema selbst nicht an diesen Ort, sondern zum Schlusse der zweiten zu ergänzenden Stelle gehöret. — — — — — —

II.

Die zweite Stelle gehöret zu dem 31sten Kapitel des nämlichen sechsten Buchs, welches catholica syderum promiscue positorum decreta enthält, und ist der Anfang desselben, auf welchen in unserm Manuskripte der in dem Gedruckten itzt befindliche Anfang, Luna si in Mercurii finibus fuerit inventa, gefolgt ist. Sie lautet so: [Wir lassen diese Stelle weg wie die vorhergehende unter I. und die folgende unter III.]

III.

Die dritte Stelle endlich enthält verschiedne ganze Kapitel, welche sich in unserm Manuskripte zwischen dem 19ten und 20sten Kapitel des siebenten Buches befunden. Sie ist die größte und beträchtlichste und lautet wie folgt: — — — — — —

Ich erinnere es nochmals, daß ich diese Stellen nur liefere, wie ich sie finde. Ich brauche nicht den Herausgeber mit ihnen zu spielen, ich bin bloß der Handlanger, der Anbringer eines Herausgebers. Was würde zwar leichter gewesen sein, als die Rechtschreibung wenigstens gleichförmig zu machen? Oder, der einzeln verstümmelten Wörter nicht zu gedenken, ein *mentem miratum vel malignum numen* in mente iratum, ein *pari caritatis vel cum loco copulatos* in pari caritatis vinculo zu verändern? Allein was hätte es geholfen, einige dergleichen Schäden zu heilen, wenn so viele andere, die ich würde haben lassen müssen, gleichwohl noch einen andern Arzt erfordert hätten?

I.

Anmerkungen über alte Schriftsteller.

A. Griechen.

Dichter.

Homer.

1. Odyssee.

V. 10. Da Homer sagt εἰπὲ καὶ ἡμῖν: „Auch uns, o Muse, sage ein Teil von allen diesen Dingen", scheint er nicht andeuten zu wollen, daß schon vor ihm oder mit ihm zugleich auch andre Dichter die Abenteuer des Ulysses besungen? (Die Odyssee gehört allerdings unter die Νόστους.)

V. 32, 33, 34. Ueber diese Verse ist die erste Unterredung beim Persona (Noctes solitariae, sive de iis, quae scientifice scripta sunt ab Homero in Odyssea, auctore Jo. Bapt. Persona. Venet. 1613. 4). Er philosophiert nach dem Maße seiner Zeit und am unrechten Orte. Denn wahrlich, Homer hat nicht daran gedacht, ob unsre Sünden Folgen unsrer Irrtümer sind oder nicht. Denn obschon ἀτασθαλία von ἄτη error mentis und θάλλω germino herkömmt, so heißt es doch eben so oft Unbesonnenheit, Bosheit als Unverstand und Thorheit.

V. 44. Die zweite Unterredung über das Wort γλαυκῶπις. Er behauptet unter andern, daß diese Farbe der Augen ein Zeichen von derjenigen Temperatur des Gehirns sei, die einen weisen und klugen Mann mache. Daher heiße die Minerva γλαυκῶπις. Er führt große Männer an, die alle dergleichen Augen gehabt, worunter auch Franc. Piccolomineus ist. Selbst der H. Thomas und Scotus hätten in ihren Gemälden dergleichen Augen.

2. Batrachomyomachie.

Das Gedicht führt in dieser Handschrift, sowie in mehreren den Titel: Μυοβατραχομαχία.

Folgendes sind diejenigen Lesarten, die mir die beträchtlichsten geschienen haben.

V. 8 heißt es: Ὡς ἔπος ἐν θνητοῖσιν ἔην, anstatt ὡς λόγος. Aber die gemeine Lesart ist die bessere.

Aber mit der gewöhnlichen Interpunktion, welcher auch Ernesti folgt, bin ich nicht zufrieden, nach welcher das Punktum nach ἔην gesetzt und folglich das ganze: Wie vordem die Rede ging, zu dem Vorhergehenden gezogen wird. Ich wollte, daß das Punktum voran stände und es hieße: Wie vordem die Rede unter den Sterblichen ging, so war der Anfang dieser. In der That hat es auch so einen weit schicklichern Sinn; denn die Rede ging nicht, daß die Mäuse die Frösche angesetzet und die Thaten der Riesen nachgeahmt. Dieses war die Handlung, die der Dichter als außer allem Zweifel gesetzt annimmt. Aber der Ursprung derselben konnte so ungezweifelt nicht sein. Ὡς heißt nicht sic, sondern ut. Wenn es sic heißt, hat es den Accent. S. Philoponus De differentia vocum graecarum.

V. 12 hat die Handschrift statt πολύφημος den Beinamen des Königs πολύφωνος. Und dieses ziehe ich auch vor, als poetischer und der Würde des Königs anständiger. Der vielstimmige Frosch ist weit schöner als der geschwätzige. Doch ist Lycii Anmerkung über diese Stelle auch nicht übel.

Aber ich habe sonst noch eine Vermutung, die von den übelsten nicht ist. Τὸν δὲ κατεῖδε λιμνοχαρὴς πολύφημος, hier sind zwei Adjektiva ohne ein Substantivum. Ist das wohl Homerisch? ist das wohl griechisch? Einige Uebersetzer machen λιμνοχαρής zum Nomen proprium. Allein was für Recht haben sie dazu? Aus dem 17ten Verse ist ja unwidersprechlich, daß der Froschheld, der hier spricht, Physignathus heißt und nicht Limnochares. Kurz also, meine Vermutung ist: es ist anstatt λιμνοχαρής zu lesen λιμνοκρατής oder λιμνοκράτωρ, der Herrscher des Pfuhls. Diese Benennung kömmt ihm zu; denn bald darauf sagt er von sich selbst V. 17.

> εἰμὶ δ' ἐγὼ βασιλεὺς Φυσίγναθος, ὃς κατὰ λιμνὴν
> τιμῶμαι.

V. 25 fehlt die Anrede φίλε, und er heißt, statt:

> τίπτε γένος τοὐμὸν ζητεῖς, φίλε δῆλον ἅπασιν

so: — — — ζητεῖς, δῆλον δ' ἐν ἅπασιν.

Das Leipziger Manuskript hat die nämliche Lesart. S. Ernesti.

V. 84. Auch diese Handschrift liest ἐβώστρει für ἐβόα.

V. 89. Für ἀμπετάσας liest sie ἐμπετάσας. Wie, wenn man hinter βάτραχος ein Punktum machte und ἀμπετάσας ὑγρὸν δέμας ὕδατι λευκῷ zu dem folgenden auf die Maus zöge? Das ἐπ' αὐτῷ V. 90 macht diese Konstruktion notwendig.

V. 110 lieset anstatt ἡ μοῖρα mors, ἡ πεῖρα dolus. Und ich ziehe dieses vor; denn er redet nur von den Uebeln, die ihn selbst betroffen, worunter der Tod noch nicht war.

V. 119 statt

ἀλλ' ἄγεθ' ὁπλισόμεσθα καὶ —
ἀλλ' ἄγετε πλησώμεθα καὶ —

Und dieses ist unendlich besser; denn das Waffnen folgt erst in der folgenden Zeile. Laßt uns uns versammeln!

Aeschylus.

Ich habe den Agamemnon des Aeschylus gelesen und folgende Anmerkungen darüber gemacht:

1) Dieses Stück sündigt sehr gröblich wider die Einheit der Dauer, indem Agamemnon fast eben so geschwind von Troja da ist, als die Einnahme dieser Stadt durch das Wachtfeuer kund gemacht werden konnte. Doch man müßte annehmen, die erste Rede des Wächters sei ein bloßer Prologus, der nicht zu dem eigentlichen Faden des Stückes gehöre, und daß sich das Stück nicht eher als mit dem Chor anfange.

2) So einförmig der Ausdruck des Aeschylus ist, und so wenig sich die Personen bei ihm durch die Art zu sprechen unterscheiden, so braucht er doch oft auch hierin kleine Unterschiede und Nuancen, durch die er die Rede einer geringern Person bezeichnet. Der Wächter z. E. braucht Sprichwörter, die sich schwerlich in einen andern Mund schicken dürften, V. 33: Τρὶς ἕξ, V. 36 βοῦς ἐπὶ γλώσσῃ.

3) Der Charakter der Klytämnestra ist darin vortrefflich gezeichnet, daß durch ihre gefälligsten Reden und durch die größten Schmeicheleien, die sie dem Agamemnon macht, ihre Falschheit durchscheinet. Das Gesuchte, das Uebertriebne, das Schwatzhafte zeigt genugsam, daß sie nicht aus dem Herzen spricht. Er läßt sie bis ins Komische fallen. Z. E. V. 900: In somniis vero a tenui culicis excitabar murmurantis metu, de te plures clades videns, quam tempus ferebat, quo dormiebam.

Euripides.

Ich habe den Jon des Euripides wieder gelesen.

1) Der junge Jon kehret mit Lorbeerzweigen die Schwellen des Tempels und verscheucht die Vögel, daß sie die aufgehängten geweihten Geschenke nicht beschädigen sollen. Eine schöne, aber eben nicht solenne Oeffnung der tragischen Bühne! Aber so ist der Geschmack des Euripides; er liebt die Aussichten in das niedre gemeine Leben und nähert seine Personen sehr gern dem Stande des größten Teils seiner Zuschauer.

Die Zeilen selbst, wie Jon die Vögel verscheucht, sind ungemein naiv und zeigen deutlich, daß der Adler, der Schwan wirklich zu sehen gewesen. Die Alten waren also keine Feinde von den Maschinen, die wir jetzt in die Oper verwiesen haben.

NB. Sonst hätte ich in diesen Zeilen noch eine kleine Veränderung vorzuschlagen. Ich glaube nämlich, daß die 169ste Zeile verrückt ist und gleich nach der 164sten gelesen werden muß. Denn die wohlstimmigen Lieder blutig machen, ist wohl sehr hart gesagt; da hingegen nach meiner Versetzung der Accusativus τὰς καλλιφθόγγους ᾠδάς von σύμμολπος regiert wird und der schöne Verstand herauskömmt, daß die Zither des Phöbus die schönstimmigen Lieder des Schwans begleite.

2) Die letzte Hälfte des 224sten und die erste des 225sten Verses scheint ganz auszustreichen zu sein.

3) Daß Euripides zur Unzeit moralisiert, ist bekannt genug, und das will ich ihm als einem Freunde des Sokrates vergeben. Aber daß er zur Unzeit malt, das verzeihe ich ihm nicht. Man sehe ein sehr merkwürdiges Exempel davon V. 1141—1165. Kreusa ist verraten, und das aufgebrachte Volk sucht sie überall, um sie zu steinigen. Ein Bedienter kömmt und meldet dieses dem Chore, welcher aus den Sklavinnen der Kreusa bestehet. Sie erschrecken und lassen sich den ganzen Verlauf der Sache erzählen. Dieses hätte so kurz als möglich geschehen sollen. Aber nichts weniger. Die Beschreibung des Zeltes, unter welchem die That geschehen, und der Tapeten, mit welchen es ausgeziert worden, nimmt an die 30 Verse ein. Verdammter Erzähler, du selbst zitterst für deine Gebieterin; die dich hören, zittern für sie und zittern zugleich für sich selbst, weil sie das ergrimmte Volk zugleich mit ihrer Gebieterin dürfte hinrichten lassen; die Zuschauer zittern: und du malst uns das Gewirke der Tapeten, den ganzen gestirnten Himmel von Seide!

Man sagt so viel von den Fehlern des Shakespeare. Man nenne mir nur e i n e n, der diesem das Gewicht halte! Von Shakespeares Fehlern getraue ich mir fast immer einen Grund angeben zu können. Er begeht sie, um die Hauptsache zu befördern und die Zuschauer desto lebhafter zu rühren. Aber dieser Fehler des Euripides läuft just wider die Hauptsache; die ganze Aktion steht auf einmal still, der Zuschauer wird wieder kalt, und seine Einbildungskraft, die ihm nichts als die Gefahr der Kreusa schildern sollte, wandert unter den Sternen.

4) Noch gibt dieses Stück zwei merkwürdige Exempel, wie vielen Unbequemlichkeiten der Chor bei den Alten unterworfen gewesen. Das erste ist dieses: Der Chor erfährt, daß seine Gebieterin in Lebensgefahr ist. Sollte er nicht sogleich sich auf alle Seiten zerstreuen und sie suchen? Das zweite ist gegen das Ende des Stücks. Minerva erscheint in Gegenwart des Chors. Sie entdeckt das Geheimnis, daß Jon nicht der Sohn des Xuthus, wofür ihn dieser hält, sondern der Kreusa und des Apollo sei. Gleichwohl soll Xuthus nichts davon erfahren, V. 1601. Zu verlangen, daß etwas geheim bleiben soll, was in Gegenwart so vieler und noch dazu Frauenspersonen eröffnet wird, heißt eine Unmöglichkeit verlangen.

5) Zeile 1171 kömmt ein schönes Exempel vom Lächerlichen vor. Ein alter Mann, der kaum gehen und einen Fuß vor den andern setzen kann, wie er Zeile 740 erscheint, übernimmt es, bei der Tafel aufzuwarten und den Gästen einzuschenken, welches sonst das Amt eines jungen rührigen Jünglings ist. Daher er auch γέλων ἔθηκε συνδείπνοις πολύν. Aber worüber die Gäste lachen, darüber würden die Zuschauer gezittert haben. Denn der Zuschauer weiß es, aus welchem grausamen Vorsatze sich der Alte diesem Amte unterzieht.

6) Die Sitten in diesem Stücke würden itzt auf vielerlei Weise anstößig sein. Eine Frau, die so kläglich αἶ αἶ αἶ (V. 765) schreiet, weil sie keine Kinder bekommen soll; ein Mann, dem ein Bankbein von seiner lieben Frau so künstlich untergeschoben wird, sollten unsern Zuschauern sehr lustig vorkommen.

Aber der Alte, der der Kreusa solche rasende Anschläge gibt, den Tempel anzuzünden und ihren Gemahl umzubringen, der sich selbst zur Ausführung der schändlichsten That gebrauchen läßt, ist eine wahre Mißgeburt des Dichters. Was war es nötig, einen Alten dazu zu nehmen? Vielleicht zwar, daß es bei den Griechen genug dergleichen Alte gab, die ehemals Sklaven gewesen und aus blinder Dankbarkeit gegen ihre Herren dergleichen Rollen zu spielen fähig waren. — Aber es sei, wie ihm wolle: es ist widerwärtig, einen Greis zu sehen, der das grausame Werkzeug einer vor Eifersucht wütenden Frau wird.

7) Die Götter und die damals angenommene Religion mißhandelt Euripides gewaltig, V. 339, 341, besonders 436 f. Ich kann mir kaum einbilden, wie das Volk dieses Raisonnement ohne den größten Unwillen hat anhören können.

Und was spielt Apollo für eine klägliche Rolle am Ende V. 1558. Er schickt die Minerva, weil er sich selbst zu kommen und den Knoten aufzulösen schämt.

Μὴ τῶν πάροιθε μέμψις εἰς μέσον μόλη.

NB. Sollten nicht dergleichen Stellen auf die Rechnung des Sokrates sein geschrieben worden?

8) Von dem Prolog dieses Stücks muß ich noch anmerken, daß das Stück ohne ihn vollkommen bestehen kann und vollkommen verständlich ist. Warum hat ihn Euripides gleichwohl für nötig erachtet? Wenn wir aus ihm nicht gelernt hätten, wer Jon eigentlich wäre? würde unsre Neugierde nicht weit besser unterhalten werden? Würden wir nicht weit stärker überrascht werden, wenn ihn Kreusa nun endlich für ihren Sohn erkennt? Recht! Aber dafür würden wir uns auch weniger entsetzt, weniger für den Jon und die Kreusa gezittert haben, wenn wir nicht gewußt hätten, daß diese in jenem ihren eignen Sohn umzubringen Gefahr laufe. Dem Euripides war es also weit wichtiger, und das mit Recht, das Herz des Zuschauers zu beschäftigen, als seine Neugierde.

Musäus.

V. 152.

Σοὶ δέ με Κύπρις ἔπεμπε, καὶ οὐ σοφὸς ἤγαγεν Ἑρμῆς.

Die Ausleger haben diese Zeile nicht verstanden: Dir führt mich nicht der weise Hermes zu; nicht die Weisheit also, sondern die blinde Liebe. Eine schöne Schmeichelei! Hermes ist aber auch der Gott des Zufalls. (Hermäa, glücklicher ungefährer Fund.) Die Stelle heißt also: Die Liebe führte mich zu dir, nicht ein glückliches Ungefähr; σοφός ist so viel als glücklich, schicklich, wie εὐλόγως Aesch., Septem c. Theb., 514. — (Agam., 691, wo von einer unsichtbaren Macht geredet wird, gehört wohl auch zu diesem Amte Merkurs; eben dahin vielleicht der Beiname καιρός Pausan., Lib. V. p. m. 413; vgl. Lib. VII. p. 579.)

Prosaiker.

Xenophons Cyropädie.

Man kann vielleicht mit Recht sagen, daß Xenophon von dem Fehler nicht völlig frei ist, den man bei den Malern Manier nennt, indem er vielen von seinen Personen den Sokratischen Dialogismus beilegt, z. E. dem jungen Cyrus, wenn er bei seinem Großvater um die Erlaubnis anhalten will, auf die Jagd zu gehn (Lib. I. c. 4. 13), desgleichen dem Kambyses (Lib. I. c. 6. 7 sq.).

*

Der Charakter des Artabazus hat mich nicht wenig befremdet, weil ich mir nichts weniger vermutete, als bei einem Alten einen Charakter anzutreffen, der vollkommen das Individuelle hat, was die Engländer Humour nennen (Lib. I. c. 4. 27; Lib. VI. c. I. 9.).

*

Der lustige, aufgeräumte Ton, in welchem sich Cyrus und seine Feldherren unterhalten, kann dienen, die fünfte Szene meines Philotas zu rechtfertigen.

*

Ist es erhabner oder delikater, was Xenophon die Gemahlin des Tigranes antworten läßt, als dieser sie fragt, was sie von der Gestalt des Cyrus halte? (Lib. III. c. 1. 41.)

*

Die Schlachtgesänge, welche Xenophon die Perser singen läßt, Lib. III. c. 3. 58.

*

Die Tapfersten, sagt X., sind die Mitleidigsten und Hilfbegierigsten. Lib. V. c. 4. 17. Die Bemerkung ist sehr richtig. Ich tröstete damit den sel. Kleist, als er 1757 in Leipzig bleiben und die Besorgung des Lazaretts übernehmen mußte.

*

Die Aegyptier, welche von der Kriegskunst weniger verstanden als alle andre Feinde des Cyrus, waren gleichwohl die einzigen, die er nicht schlagen konnte. Lib. VII. c. 1.

*

Die erste Spur von Dragonern, d. i. Reitern, die nötigen Falls zu Fuße streiten. Lib. IV. c. 3.

Lucian.

(Halcyon ed. Reitz., T. I. p. 179.)

Hier thut mir weder die Uebersetzung des Benedictus noch des Hemsterhuis Genüge. Wie, wenn man läse: δοκιμάζομεν γὰρ δὴ κατὰ δύναμιν ἀνθρωπίνην ἄγνωστον οὖσαν τὸ (für καὶ) ἄπιστον καὶ ἀόρατον? Wir schätzen das Unglaubliche und nie Gesehne nach dem menschlichen Vermögen, welches doch auch unbekannt ist.

*

(Dialogi Deorum, ib. pag. 219.)

Den Schluß dieses Gesprächs, welchen Hemsterhuis erklärt oder verbessert zu haben wünscht, würde ich so lesen: δίκην διδοὺς τῆς μεγαλαυχίας; οὐ γὰρ δεινὸν τοῦτό γε ἀπὸ τοῦ ἔρωτος. Versetzungen derart sind sehr gewöhnlich. Jupiter will ihn nicht wegen seiner Liebe, sondern wegen seiner Prahlerei strafen; denn diese ist ein Verbrechen, welches nicht von der Liebe herkömmt; ἀπό heißt hier ἐκ.

*

(Ibid. p. 246. Καὶ τὸ θέαμα ἥδιστον ἐμοὶ ἔδοξε μονονουχὶ αὐτὸ γιγνόμενον τὸ ἔργον.)

Wenn man das Wörtchen μονονουχί genauer erklärt, so wird sich ein sehr guter und richtiger Verstand ergeben, nämlich: nichts hätte mir angenehmer sein können als dieser Anblick, es wäre denn die That selbst gewesen.

Plutarch.

1) Περὶ τοῦ τὰ ἄλογα λόγῳ χρῆσθαι.

Dieser Traktat wird unter dem Titel Gryllus citiert. Das ist der Name eines von den Gefährten des Ulysses, die Circe verwandelt hat. Gryllus beweist dem Ulyß, daß die Tiere den Menschen an Tapferkeit, Mäßigkeit und Klugheit bei weitem übertreffen. Dieser Traktat ist leider nicht ganz. Es fehlt verschiednes da, wo Gryllus von der Mäßigkeit auf die Klugheit kömmt; das Ende fehlt auch, wornach ich sehr begierig gewesen wäre.

2) Περὶ πολυφιλίας.

Ἡ μὲν γὰρ περὶ ψαλμοὺς καὶ φόρμιγγας ἁρμονία — — σώμασι. Ist diese Stelle nicht offenbar wider diejenigen, welche behaupten, daß die Alten keine Harmonie gehabt haben?

3) Περὶ τύχης.

Eine schöne Stelle von den Künsten überhaupt: Καὶ μὴν αἱ

τέχναι, μικραί τινες εἶναι λέγονται φρονήσεις, μᾶλλον καὶ ἀπόῤῥοιαι καὶ προςτρίμματα ἐνδιεσπαρμένα ταῖς χρείαις περὶ τὸν βίον.

4) Περὶ ἀρετῆς καὶ κακίας.

Scheinet ein bloßes Fragment zu sein. Der Schluß ist vortrefflich.

5) Leben des Solon.

Καὶ καταλαβὼν αὐτόθι πάσας τὰς γυναῖκας etc. übersetzt Kind: er hat das Frauenzimmer weggenommen! καταλαβών weggenommen! (angetroffen).

Vom Thespis heißt es daselbst: ἀρχομένων δὲ τῶν περὶ Θέσπιν ἤδη τὴν τραγῳδίαν κινεῖν etc. Kind übersetzt: Thespis fing damals an, mit seinen Trauerspielen herumzuziehen. Aber ist es denn nicht weit vernünftiger, κινεῖν in der Bedeutung für mutare zu nehmen? κινεῖν τοὺς νόμους ist so viel als μεταβάλλειν, ändern. Und das that Thespis wirklich: er änderte die Tragödie und machte etwas ganz anderes daraus, als sie war. — Aus derselben Stelle sehen wir auch, daß Thespis sich nicht sehr an die historische Wahrheit gebunden haben muß. Denn das war eben das, was dem Solon mißfiel.

6) Apophthegmen.

Vom ältern Dionysius. Er kam einsmals in das Zimmer seines Sohnes, καὶ θεασάμενος ἐκπωμάτων χρυσῶν καὶ ἀργυρῶν πλῆθος, ἀνεβόησεν· Οὐκ ἔστιν ἐν σοὶ τύραννος· ὅς ἀφ' ὧν λαμβάνεις ἀπ' ἐμοῦ ποτηρίων τοσούτων, φίλον οὐδένα σεαυτῷ πεποίηκας. Dieses Geschichtchen ist hundertmal schöner als die Gellertsche Fabel von dem Beutel mit Golde, den der Vater nicht auf die Gasse wirft.

Agesilaus, τοῦ δὲ μιμουμένου τὴν τῆς ἀηδόνος φωνὴν ἀκοῦσαι παρακαλούμενος, Αὐτᾶς, ἔφη, ἄκουκα πολλάκις. Er schien also das Vergnügen der Nachahmung nicht kennen zu wollen. Und doch ist es ein Vergnügen von ganz andrer Art als das, welches das nachgeahmte Ding selbst gewährt.

Mimas.

(Dessen Fragmente in Gale, Opusc. Myth. mit der Uebersetzung und den Anmerkungen des Joh. Norths.)

Die letzten Worte bedürfen einer Verbesserung. Mimas redet von der Gedächtniskunst und sagt, wie man sich die Behaltung der Namen durch Bilder erleichtern könne; wenn man z. E. Chrysippus behalten wolle, solle man χρυσός und ἵππος denken. Darauf fährt er fort: τάδε μὲν περὶ τῶν ὀνομάτων· τὰ δὲ πράγματα οὕτως· περὶ ἀνδρείας, ἐπὶ τὸν Ἄρη καὶ τὸν Ἀχιλλέα· περὶ χαλκείας δὲ ἐπὶ τὸν Ἥφαιστον· περὶ δειλείας ἐπὶ τὸν Ἔπειον. Was ist das für ein Epeus, der wegen seiner Furchtsamkeit so berüchtigt wäre? Ich kenne keinen. Aber einen Epeus kenne ich wohl, der als großer Künstler bekannt ist; ihn, der jenes

Instar montis equum, divina Palladis arte
baute,
— ipse doli fabricator Epeus.

Und er baute dieses Pferd nicht allein, er war Mannes genug, sich auch selbst darein verschließen zu lassen. Ich rette seine Ehre und lese so: Περὶ χαλκείας δὲ, ἐπὶ τὸν Ἥφαιστον καὶ τὸν Ἔπειον· περὶ δειλείας ἐπὶ — — Das Folgende fehlt. Im Fache der χαλκεία stehen Vulkan und Epeus an der Spitze. Die Namen der Anführer in dem Fache der δειλεία sind verloren gegangen. Hätte es doch nur die Zeit mit den Namen aller Schurken so geschehen lassen!

Heraklitus.

(Thom. Gale, Opusc. Mythol., p. 70.)

Atlas οὗτος παραδέδοται φέρων τὸν οὐρανὸν ἐπὶ τῶν ὤμων· ὃ ἀδύνατον, ὑπὸ οὐρανοῦ καὶ αὐτὸν ὄντα. Aber muß er nicht unter dem Himmel sein, wenn er den Himmel tragen soll? Ich glaube, die Worte sind versetzt, und es muß heißen: ὑπὸ καὶ αὐτοῦ οὐρανὸν ὄντα, weil auch noch Himmel unter ihm ist. Und nun ist die Unmöglichkeit klar. Atlas kann den Himmel nicht tragen, weil der Himmel nicht allein über ihm, sondern auch unter ihm ist.

Diogenes Laërtius.

Lib. VI. Cap. I. n. 2 in vita Antisthenis.

Φησὶ δ' Ἕρμιππος ὅτι προείλετο ἐν τῇ τῶν Ἰσθμίων πανηγύρει ψέξαι τε καὶ ἐπαινέσαι Ἀθηναίους, Θηβαίους, Λακεδαιμονίους· εἶτα μέν τοι παραιτήσασθαι ἰδόντα πλείστους ἐκ τῶν πόλεων ἀφιγμένους.

Diese Stelle bedarf offenbar eine Verbesserung. — Wenn Antisthenes die Athenienser, Thebaner und Lacedämonier zugleich loben und tadeln wollen, sehe ich nicht, warum ihn die Gegenwart derjenigen, die seine Rede gerade das meiste anging, davon hätte abhalten können. Possen! Diogenes will sagen, Hermippus melde, daß Antisthenes bei den isthmischen Spielen einst die Athenienser in einer öffentlichen Rede habe tadeln und bestrafen, die Thebaner und Lacedämonier aber loben wollen; da er aber gesehen, daß von den beiden letztern allzu viele zugegen gewesen, so habe er es unterlassen, aus Beisorge ohne Zweifel, nicht sowohl für einen Sittenrichter der erstern als vielmehr für einen Schmeichler der letztern gehalten zu werden. Diese neue Auslegung gründet sich darauf, daß, wie man aus Laërtius sieht, Antisthenes mit den Atheniensern sehr unzufrieden gewesen, da sich hingegen die Lebensart der Spartaner und Thebaner zu der seinigen viel besser schickte. Sein Schüler Diogenes war der nämlichen Gesinnungen.

Ebend. n. 3. Ἐρωτώμενος διὰ τί ὀλίγους ἔχει μαθητάς; ἔφη, ὅτι ἀργυρέᾳ αὐτοὺς ἐκβάλλω ῥάβδῳ.

Dieses heißt in der lat. Uebersetzung: Interrogatus cur paucos haberet discipulos? Quod, inquit, argentea illos virga *non* ejicio. Casaubonus billigt die Negation. Ich finde auch ohne sie einen sehr guten Verstand. Ich glaube nämlich, Antisthenes hat weiter nichts damit sagen wollen, als: weil ich sie wegprügle. Daß er dieses wirklich that, erhellt aus dem Exempel des Diogenes (s. Laërtius in dessen Leben, 21). Aber warum mit einem silbernen Stecken? Sollte er wohl auf den caduceus des Merkur alludiert haben? Er war es, der zuerst den philosophischen Mantel, den Stecken und die Tasche aufbrachte (n. 7). Und so, wie Diogenes diesen Stecken mit einem Zepter vergleicht, so wollte ihn Antisthenes vielleicht im Scherze mit der Rute Merkurs vergleichen, von dem auch Horaz sagt (Lib. I. Od. 10):

— — virgaque levem coërcet
Aurea turbam —

χρυσόῤῥαπις war daher ein Beiname des Merkurs.

Ebend. n. 5. Αὐταρκῆ τὴν ἀρετὴν εἶναι πρὸς εὐδαιμονίαν, μηδενὸς προςδεομένης ὅτι μὴ Σωκρατικῆς ἰσχύος.

Ich weiß nicht, ob ὅτι μή allezeit nisi heißt. Vigerius sagt nur passim pro εἰ μή accipitur. Heißt es durchaus nisi, so wollte ich lieber anstatt ὅτι μή entweder οὐδέ oder μηδέ, ne quidem Socratis viribus. Die Tugend braucht nichts, auch nicht einmal die Stärke des Sokrates. Denn man überlege nur, ob dieses nicht von der Tugend abschrecken heiße, wenn man behaupten wolle, daß man nicht tugendhaft sein könne, ohne die Stärke des Sokrates zu besitzen. Antisthenes am wenigsten konnte dies lehren.

Demetrius Phalereus.

Περὶ Ἑρμηνείας.

Das Mspt. Gudianum hat noch einen Zusatz auf dem Titel: ὅ ἐστι περὶ φάσεως, und Φαλήρεως wird mit dem doppelten λ geschrieben. (Das Mspt. steht Fol. nu. 14.)

Suidas.

Unter Marcellinus kömmt ein Umstand von dem Philosophen Sallustius vor, aus welchem seine Lebenszeit zu bestimmen ist: ᾧ συνῆν Σαλούστιος ὁ φιλόσοφος, scil. Marcellino.

*

Ζῆσαι δὶς λέγουσι καὶ ἀναβιῶναι τὸν Ἡρακλέα καὶ Τυνδάρεων καὶ τὸν Γλαῦκον· τίνες δὲ καὶ Αἴσωπον. Das letztre geht wahrscheinlich auf einen gewissen Patäcus, der sich rühmte, τὴν Αἰσώπου ψυχὴν ἔχειν. S. Plutarch., Vita Solon.

*

Hierokles. Von dem Schüler dieses Weltweisen, dem Theosebius, kömmt ein sehr merkwürdiges Exempel vor, wie wenig auch

die heidnischen Weltweisen die grausamen Verfolgungen der Christen billigten.

*

Unter ἴδ' ἀφυῆ πῦρ kömmt das Sprichwort vor: ἅμ' ἔπος, ἅμ' ἔργον, das lat. dictum factum.

Themistius.

Petavius hat Orat. 4. p. m. 59 θορυβῆσθε falsch durch turbari animo übersetzt. Er hätte weiter nichts als tumultuari sagen sollen. Bewegungen der Zuhörer, die Einfluß auf den Vortrag des Redners haben. S. Plato, Apolog. Socr. S. eben davon Them. Orat., XXVI. p. m. 315.

*

Wenn Themistius Orat. XXIII. p. m. 295 von demjenigen Philosophen spricht, den die Bewunderung seiner Schriften von weitem zu ihm herzog, so übersetzt Petavius die Worte: ἀκουστὴς μὲν γεγονὼς τοῦ Χαλκιδέως πρεσβύτου, θεραπεύων δὲ οὐ τὴν νέαν ᾠδὴν etc., folgendergestalt: fueratque is Chalcidensis senis auditor, non novi illius sed a majoribus traditi cantus sectator, et jam diu olim ex Academia et Lyceo profecti. Ich möchte wissen, was das für ein cantus sei. Possen! Man muß offenbar für ᾠδὴν lesen ὁδόν. Themistius will nämlich sagen, daß dieser Philosoph ein Anhänger der Akademie und des Lycei nach ihrer alten ersten Lauterkeit gewesen sei, und nicht nach den Veränderungen, welche in neuern Zeiten damit vorgenommen worden.

*

In den beiden Zeilen, welche Themistius Orat. XXIV. p. m. 307 aus Sophokles' Oedipus anführt, wird παιάνων ganz unrecht vom Petavius durch clamoribus übersetzt, eben so unrecht als in den gewöhnlichen Uebersetzungen durch precibus. So fällt der Kontrast weg, den der Dichter intendierte. Es sind die eigentlichen Loblieder auf den Apollo zu verstehen, zur Versöhnung desselben als Urhebers der Pest. Preces dürfte es deswegen nicht übersetzt werden, weil es nicht erlaubt war, den Apollo in traurigen Begebenheiten anzurufen. Aesch. Agam., 368.

*

Orat. II. p. m. 27: Καὶ ἔστι Σωκράτει προοίμιον πεποιημένον ἐν τόνῳ ἑξαμέτρῳ πρὸς τὸν θεόν. Ich möchte diese Worte für ein Glossem halten, dergleichen es beim Themistio nicht wenige gibt. Ist ἐν τόνῳ ἑξαμέτρῳ wohl griechisch? ist sonst wo τόνος für metrum gebraucht? Ueberdies sagt schon Diogenes Laërtius, daß Dionysodorus diesen Lobgesang des Sokrates für untergeschoben gehalten habe.

Eustathius.

In libr. Iliad. A. 198 setzt er den Sokratischen Dämon mit Achills Minerva in eine Klasse. Das bestärkt mich in meiner Meinung von diesem Dämon.

Ebend. V. 217. Ein merkwürdiger Beiname der Sokratiker, βλεπεδαίμονες (nicht schielend, sondern Seher). Die Bemerkung hat Eustathius aus dem Pausanias, wahrscheinlich ἐν τῷ κατὰ στοιχεῖον ῥητορικῷ αὐτοῦ λεξικῷ, dessen Eust. öfter erwähnt, z. B. zu Ilias B. 103.

Il. B. 475—79. Eustathius erwähnt ein zweites rhetorisches Wörterbuch: ἐν δὲ ἑτέρῳ ῥητορικῷ λεξικῷ. Sollte dieses wohl das ungedruckte Etymologicum sein, welches sich unter den MSS. Gudianis befindet und welches man gewöhnlich dem Photius beilegt? S. die Beschreibung davon im VI. Supplementbande der Act. Erudit., p. 253. Oder vielmehr das ungedruckte Lexikon, welches Thomas Gale besessen und sich jetzt in der Bodlejanischen Bibliothek befindet?

B. Römer.

Dichter.

Lucretius.

Lucrez versteht das Kunststück des malerischen Wohlklangs in einem hohen Grade; z. B. wenn er das Zittern der Glieder ausdrückt.

Lib. 6. V. 1188: In manibus vero nervi trahier, tremere artus.

— — V. 1213. Das allmähliche Sterben:

Languebant pleraque morbo
Et moriebantur.

Virgil.

Aen. VII. 76. Die Bewegung der Zunge ahmt die Bewegung der beschriebenen Sache nach:

— — tunc fumida lumine fulvo
Involvi —

Der langsame Gang nachgeahmt 634:

aut lèves ocreas lento ducunt argento.

Ovid.

Metamorphos. I. 343.

Jam mare littus habet: planos capit alveus amnes:
Flumina subsidunt: colles exire videntur:
Surgit humus: crescunt loca decrescentibus undis,
Postque diem longam nudata cacumina sylvae
Ostendunt —

Diese Stelle ist schön und malerisch; sie würde aber noch weit malerischer sein, wenn der Dichter seine Züge auch so geordnet hätte, wie die Dinge selbst in der Natur auf einander folgen. Die Hügel müssen eher wieder hervorzukommen scheinen, als die Flüsse

in ihr Bette zurücktreten. Jenes ist das Zeichen der abnehmenden Ueberschwemmung, und in diesem ist schon keine Spur mehr davon. Dieses ist der Fehler, den Ovid fast in allen seinen Gemälden hat. Er ist reich an wahren und schönen Zügen; aber er wirft diese Züge unter einander und entkräftet sie durch sein hysteron proteron.

*

V. 361: Namque ego (crede mihi) si te modo pontus haberet,
Te sequerer conjux: et me quoque pontus haberet,

und 324: Et superasse videt de tot modo millibus unum,
Et superasse videt de tot modo millibus unam.

Die Alten und besonders Homer drückten eben dasselbe Ding mit eben denselben Worten aus. Aber Ovid macht aus dieser nachdrücklichen Simplicität öfters ein Spielwerk.

*

V. 559: — — — semper habebunt
Te coma, te citharae, te nostrae, Laure, pharetrae,

sagt Apollo. Die Schläfe und Zither desselben findet man in den alten Denkmälern mit Lorbeer umwunden. Aber auch den Köcher? Es würde gelehrt sein, wenn es ein neuer Künstler thäte, und gewiß eine besondre Wirkung thun.

*

V. 729. Ein schönes Gemälde der bittenden Jo am Ufer des Nils:

Quem (Nilum) simul ac tetigit, positis in margine ripae
Procubuit genibus, resupinoque ardua collo.
Quos potuit, solos tollens ad sidera vultus
Et gemitu et lacrymis et luctisono mugitu
Cum Jove visa queri est finemque orare malorum.

Die Gemälde der Aktion sind nicht sowohl Gemälde des Körpers als der Handlung dieses Körpers und kommen dem Dichter also sehr wohl zu. Nur ist dabei zu beobachten, daß sie nicht mehr Zeit wegnehmen, als in der Natur selbst dazu erfordert wird; welchen Fehler Richardson sehr oft begeht, wenn er die Gestus seiner Personen malt. Es müssen diese Gestus auch anhaltend sein, in welchen die Person eine Weile verharret, wenn es sich der Mühe verlohnen soll, sie zu schildern.

*

V. 738 f. Ich merke bei dieser Stelle an, daß auch selbst im Ovid, in diesem Handbuche der Maler, die Maler dasjenige, was bei dem Dichter das Malerischste ist, ungemalt lassen müssen. Dieses sind die Verwandlungen, welche der Maler nur als geschehen zeigen kann, da sie der Dichter vor unsern Augen vorgehen läßt und uns beide Gestalten zugleich, aus welcher und in welche die Verwandlung

geschieht, zeiget. Es würde ein häßlicher widriger Anblick sein, eine Figur zu sehen, die halb Vieh halb Mensch ist.

*

Lib. III. 245:

Arsurus iterum Xanthus.

Der Dichter deutet prophetischerweise an, was dem Xanthus bei der Belagerung von Troja geschehen sollte. Ciofanus macht also in seiner Anmerkung einen seltsamen Fehler, den Phaëthontischen Brand jünger zu machen, als die Belagerung von Troja. Und gleichwohl hat Burmann diese Anmerkung ohne die geringste Verbesserung wieder abdrucken lassen.

*

V. 786. Minerva entfernt sich geschwind und hilft sich mit dem Speere von der Erde auf; ein schönes Bild,

impressa tellurem repulit hasta.

Einen ähnlichen Zug hat der Dichter vom Perseus, Lib. IV. V. 710. — — pedibus tellure repulsa.

*

V. 789 kömmt ein schönes Attribut des Neides vor, von welchem ich nicht weiß, ob die Künstler davon Gebrauch gemacht haben:

— baculumque capit, quod spinea totum
Vincula cingebant — — — —

Die neuern Emblematisten geben ihm sehr ekelhaft ein Herz in die Hände, welches er zerreißt.

*

Lib. III. V. 97:

— — Quid, Agenore nate, parentum
Serpentem spectas? et tu spectabere serpens.

Glückliche Wiederholung von einerlei Worten für einerlei Sachen.

*

V. 106. Ein vortreffliches fortschreitendes Gemälde von den Kriegern, die aus den gesäeten Schlangenzähnen aufwachsen.

*

V. 303. Jupiters Blitz ist nicht immer Werkzeug der Rache; auch wäre es dem Gotte der Götter unanständig, diese Werkzeuge der Rache nie wegzulegen. Sein Blitz in der Rechten ist auch ein wohlthätiger.

Est aliud levius fulmen u. s. w.

*

V. 517. Ein gemalter Gestus:

— — — ille movens albentia tempora canis etc.

*

Lib. IV. 354.

— — — ut eburnea signis
Signa tegat claro, vel candida lilia, vitro.

Die Alten schlossen also die kleinen aus Elfenbein geschnitzten Bilder in ein gläsernes Gehäuse.

*

V. 472. Ein gemalter Gestus:

Tisiphone canos, ut erat, turbata capillos
Movit, et obstantes rejecit ab ore colubras.

*

V. 425. Das Ungeheuer, von welchem Perseus die Andromeda rettete, war nicht ganz Fisch, wie ich es öfters abgebildet gesehen habe. Nur das Hinterteil war Fisch:

— — — tenuissima cauda
Desinit in piscem.

*

V. 771. Zu merken der Anachronismus, welchen der Dichter mit dem Atlas macht.

*

V. 791. Es ist unrecht, den Kopf der Medusa mit lauter Schlangen statt der Haare zu umgeben. Die Schlangen müssen nur den Haaren untermischt sein.

Gesserit alternis immixtos crinibus angues.

*

Lib. V. 83.

Ein sehr malerischer Gestus eines Sterbenden:

Et resupinus humum moribundo vertice pulsat.

*

V. 339. Vorspiel des Instruments:

Calliope querulas praetentat pollice chordas:
Atque haec percussis subjungit carmina nervis.

*

V. 383. Gestus des Amor, der den Bogen spannt:

Oppositoque genu curvavit flexile cornu.

Senecas Tragödien.

(Einige Lesarten zweier Manuskripte, die sich auf der Rhedigerschen Bibliothek in Breslau befinden.)

Cod. XXVI. apud Kranzium.

Herc. Fur. 22. Gronovius liest aus einer bloßen Mutmaßung statt locum: torum. Nun lieset zwar dieser Codex auch locum; man sieht aber, daß dieses Wort korrigiert ist, und es scheint vorher

lectum geheißen zu haben. Lectum aber leidet der Vers nicht, und es scheint also Glosse für torum gewesen zu sein, wodurch Gronovii Vermutung gewissermaßen bestätigt wird.

Dieser Codex hat verschiedene Lücken. So fehlen z. E. im Herc. Fur. V. 123—161 incl.

Cod. XXIX.

Herc. Fur. 19.

Sed vetera querimur: una me dira ac fera,

ist die Lesart des Gronovius, da die gemeinen und auch der vorige Codex alle lesen:

Sed vetera sero querimur, una me dira ac fera.

Dieser Codex hingegen liest:

Sed vetera sero querimur, una me dira.

Da aber dira die erste Silbe lang hat, so wird besser sein, daß dira ac ausgelassen und gelesen wird, so wie Fabricius:

Sed vetera sero querimur, una me fera.

Genug, daß durch diese Lesart bestätiget wird, daß eins von beiden Epithetis überflüssig ist.

*

V. 61 lieset er anstatt pavidumque solem sehr schön: pallidumque solem.

Man sieht zwar deutlich, daß es eine neuere Korrektur ist, doch ist sie offenbar der alten Lesart vorzuziehen.

*

V. 527. Anstatt bella per omnia, welches hier keinen besondern Verstand macht, lieset der Codex weit richtiger:

— — — regna per omnia.

Auch das Folgende, wo die verschiednen Länder, in welchen Herkules seine Heldenthaten gethan, beschrieben werden, zeiget, daß regna hier unendlich vorzuziehen ist.

*

Thebais v. Phoenissae 346. Anstatt mitte violentum lieset dieser Codex: Arce violentum. Und aus dieser richtigern Lesart ist die unrichtige in den beiden andern schlechtern Mskrpten entstanden: Ante violentum. Ueberhaupt aber wird diese Rede der Antigone im gegenwärtigen Mspte weit schicklicher dem Nuntio zugeschrieben, indem es zuletzt heißt:

Auctorque placidae liberis pacis v e n i.

Veni konnte Antigone nicht sagen, welche beständig bei dem Vater gewesen war.

*

Troades V. 159. Anstatt tutis liest er und Codex XXVI tutus, welches mir in der That besser gefällt, da es mit dem

folgenden felix eine Beziehung bekömmt und nicht alle Substantive mit Epithetis behangen werden.

*

V. 50. Er bestätiget die Lesart siccus.

*

V. 142. Für alio lacrimas liest er nicht übel Ilio lacrimas.

*

Dem Codex ist eine Tragoedia Gregorii Corrarii Veneti cui Titulus Progne angebunden. Dieser Corrarius ist ohne Zweifel der, dessen Ughellinus unter den Bischöfen von Vincenz gedenkt, Tom. V. Ital. sacr., p. 1143. Notarius Pius' II., Pius in Commentar. L. II. p. m. 44. Wenn er nicht von Vincenz weiter versetzt worden, so muß er im Jahre 1465 gestorben sein, als in welchem Jahre Marcus Burbo in dem Bistume gefolgt.

*

Dem Codex XXIX ist eine Evidentia Tragoediarum beigefügt (eine kahle Erklärung der von Seneca gebrauchten Metrorum, von einem gewissen Musatus, in Gesprächsform mit einem Lovatus Paduanus vates, von welchem Fabricius, Bibl. med. aet.) und an Marsilius Patavinus (nicht, wie in dem Kranzischen Manuskript steht, Ficinus) gerichtet.

Martial.

In dem Epigramm des Martialis auf den im Fieber deklamierenden Matho wollte ich gegen das Ende eine kleine Verbesserung vorschlagen. Im Fieber deklamieren, sagt Martial, ist wahre Raserei, es wäre denn, daß man sich nicht anders in den Schweiß bringen könnte. Aber doch ist es etwas Großes, läßt er den Matho einwenden. Nein, erwidert er hierauf, in der Hitze des Fiebers schweigen können, ist etwas Großes:

Magna tamen res est, errans cum viscera febris
Exurit, res est magna tacere, Matho.

Die ersten Worte, Magna tamen res est, sind der unterbrochene Einwurf des Matho, worin ich mit allen Auslegern übereinkomme. Nur das errans kann ich nicht so gut vertragen wie sie. Nicht, als ob errans febris keiner Bedeutung fähig wäre, sondern weil dieses Beiwort hier nichts sagt. Denn das Fieber mag seine gesetzte Zeit halten oder nicht, die Kunst, in der Hitze desselben schweigen zu können, ist einmal so groß wie das andere. Besser also, man lieset:

„Magna tamen res est“ — Erras! cum viscera febris
Exurit, res est magna tacere, Matho.

*

Die Alten legten ihre Kleider, wie wir oft die Wäsche, in Kleiderpressen. II. 46,

— tua suppositis pellucent praela lacernis.

*

Die Aerzte ließen auch bei dem Fieber baden. II. 40 (wo morbus haemitritaeus so viel ist, als febris semitertiana). Wie befremdend ist das itzt!

*

Ob unsre Aerzte mehr verstehen als die alten, weiß ich nicht. Aber das weiß ich, daß sie ehrlichere Leute sind. Sie mausen nicht. Bei den Alten hingegen war ein Arzt und ein Dieb gar öfters in einer Person. S. auch Martial., Lib. 9. 97. Harduin ad Plin. 34, Sect. 3. p. m. 640 hat den wahren Witz in diesem Epigramm nicht eingesehen.

Clinicus Herodes trullam subduxerat aegro:
Deprensus dixit: Stulte quid ergo bibis.
(Dieser Herodes war ohne Zweifel ein Jude.)

Prosaiker.

Cicero.

Rhetor. ad Herenn., Lib. I.

Es ist eine feine Bemerkung des Verfassers, wenn er rät, daß man in dem Falle, wenn die Aufmerksamkeit der Zuhörer bereits ermüdet wäre, seine Rede mit der Versicherung anfangen solle: aliter ac parati fuerimus, nos esse dicturos.

*

Epist. ad Atticum, I. 10.

Frontem ferire ein Zeichen des überraschenden Unwillens. Diese Gestikulation ist nicht mehr nach unserm feinen Geschmacke. Mongault hat sich nicht einmal getrauet, sie wörtlich zu übersetzen, sondern sagt überhaupt: afin de pousser notre patience à bout. — Derselbe Gestus kömmt auch bei andern alten Schriftstellern vor.

*

Die Anmerkung, wenn und wo bei den lateinischen Nominibus propriis die Endung beizubehalten oder zu verändern, ist auch sehr wohl für die deutsche Sprache zu brauchen.

Livius.

Lib. XXX. cap. 34.

Wenn Livius daselbst die Schlacht zwischen dem Scipio und Hannibal beschreibt, so sagt er unter andern:

Igitur primo impetu extemplo movere loco hostium aciem Romani. Ala deinde et umbonibus pulsantes, in summotos gradu illato, aliquantum spatii, velut nullo resistente, incessere, urgentibus et novissimis primos, ut semel motam aciem sensere.

Alles ist hier deutlich, bis auf die Worte: Ala et umbonibus pulsantes. Was heißt hier ala? Die gewöhnliche militärische Bedeutung kann ihm hier nicht zukommen, sondern man sieht aus seiner Verbindung mit umbo, daß es nicht der Flügel der Schlachtordnung, sondern so etwas heißen müsse, das eben so wohl ein Teil des Schildes gewesen als umbo. Und was war es denn? Ich weiß nicht mehr als einen einzigen Kritikus, der seine Vermutung darüber geäußert hat, Gifanius Observat. Latinae linguae singul., p. 25. Ed. Altenb. 1762. Ala, sagt er, stehe hier pro ea parte loricae aut scuti, quae est ad humeros, ni fallor. Wie elend! Für denjenigen Teil des Schildes oder Panzers. Ein vortreffliches Oder! Schild oder Panzer, die Dinge sind ja so weit nicht aus einander. Aber wie muß sich Gifanius vorgestellt haben, daß sich die Feinde mit demjenigen Teile des Panzers, der zunächst am Halse ist, haben aus der Stelle treiben lassen? Das möchte ich wissen!

Aber zur Sache. Ich habe gesagt, ala müsse hier eben so wohl einen Teil des Schildes bedeuten als umbo. Welchen wohl? Polybius, wenn er das römische Schild beschreibt,*) sagt unter andern: Ἔχει δὲ περὶ τὴν ἴτυν ἐκ τῶν ἄνωθεν καὶ κάτωθεν μερῶν σιδηροῦν σιάλωμα, δι' οὗ τάς τε καταφορὰς τῶν μαχαιρῶν ἀσφαλίζεται καὶ τὰς πρὸς τὴν γῆν ἐξερείσεις.

Es ist die Rede von dem scuto, d. i. von dem länglichen Schilde. Der oberste und unterste schmale Rand desselben war mit Eisen beschlagen, damit es weder durch die Hiebe so leicht gespalten, noch durch das Niedersetzen auf die Erde abgenutzt werden konnte. Und wie, wenn diese beschlagenen schmalen Ränder bei den Römern ala geheißen hätten? Sie waren allerdings gleichsam die ala des Schildes. Und durch diese Annehmung kann die Stelle des Livius auch sehr deutlich erklärt werden. Sie erhoben die Schilde nämlich so horizontal, daß der unterste eiserne Teil derselben gegen den Feind kam, den sie solchergestalt aus der Stelle trieben.

Ja, noch weiter. Dieser eiserne Beschlag hieß bei den Griechen σιάλωμα. Könnte nicht gar das lateinische ala daraus entstanden sein? Wenigstens eben so gut als aus ὀμφαλός umbo. Denn daß es, wie Lipsius sagt, von ἄμβων herkomme, werde ich ihm alsdann glauben, wenn man mir eine Stelle zeigt, in welcher ἄμβων gerade dies bedeutet.

Ich habe überhaupt die Vermutung, daß umbo nur bei dem clypeo stattgefunden, bei den scutis aber nicht. Gewissermaßen scheint es auch, daß es in Ansehung der Figur nicht anders gewesen sein kann. Wäre dieses, so wäre noch deutlicher, warum Livius ala et umbonibus gesagt hat: nämlich die Soldaten, welche clypeum hatten, stießen umbonibus, die, welche scutum hatten, ala.

*) Bei dem Lipsius De militia Romana, Dial. II. p. m. 107.

Seneca.

Quaestiones Naturales.

Ist denn noch von niemanden angemerkt worden, daß die Bücher 1 und 2 versetzt sind? Das zweite muß schlechterdings das erste sein, als in dessen erstem Kapitel er die Haupteinteilung der ganzen Naturlehre macht. Es wäre ganz närrisch, erst von den feurigen und gefärbten Luftphänomenen zu handeln (wie in dem bisher für das erste angenommenen Buche geschieht), ehe jene Einteilung vorausgeschickt worden, unter welcher besagte Phänomene selbst begriffen sind, in den Worten: quaecunque aër facit patiturque.

Praef. Quaest. Natur. [13.]

Tunc contemnit domicilii prioris angustias. Fontenelle, Huygens, Lambert, Schmid, und wie sie alle heißen, welche uns jene ingentia spatia, in quorum possessionem animus admittitur, beschreiben, müßten die beste Lektüre auf dem Sterbebette sein. Tunc contemnit etc.

Lib. I. cap. 1.

Stramenta (oder nach Rubenius ramenta) sulphure adspersa ignem ex intervallo trahunt. Ich zweifle, ob diese Erscheinung sich so schlechtweg nachmachen läßt. Denn der Schwefel schwitzt zwar in einiger Entfernung vom Feuer; aber daß er sich entzünden sollte, wüßte ich nicht.

Ebend.

Stella eine feurige Lufterscheinung, wie allenfalls der Stern der Weisen aus dem Morgenlande könnte gewesen sein, wenn der Weg nicht ein wenig zu weit wäre.

Lib. I. cap. 3.

Daß linea auch die in einander laufende Grenze zweier Farben bedeuten kann, das sehe ich nunmehr aus einer Stelle des Seneca, wo von dem Regenbogen die Rede ist: Videmus in eo aliquid flammei, aliquid lutei, aliquid caerulei, et alia in picturae modum subtilibus lineis ducta. Eine solche Grenze hieß auch commissura. Es verlohnt sich der Mühe, die ganze Stelle mit unserm guten Manuskripte zu vergleichen.

Ebend.

Bei den Alten muß der Fall nicht ungewöhnlich gewesen sein, daß sich Leute selbst sahen; aber sie erklärten ihn aus einer Krankheit der Augen. Quidam, sagt Seneca, hoc genere valetudinis laborant, ut ipsi sibi videantur occurrere, ut ubique imaginem suam cernant. Das Raisonnement aber, wie er diese Krankheit erklärt, will sich mit unsrer Optik nicht mehr reimen, und man müßte ihm eine ganz andre Wendung zu geben suchen, wenn man von dieser Krankheit selbst richtige und sichere Erfahrungen hätte und sie aus dem Sehen selbst erklären wollte.

Ebend. cap. 5.

Was Seneca hier vom Tyrischen Purpur sagt, erinnere ich mich nicht sonstwo gelesen zu haben, und es gilt, glaube ich, von unsrer heutigen Purpurfarbe auch nicht. Purpuram Tyriam, quo melior saturiorque est, eo oportet altius teneas, ut fulgorem suum ostendat.

Lib. II. cap. 2.

Ein merkwürdiges Beispiel, wie sehr sich die guten Skribenten der Alten vor den Kunstwörtern der Schule gehütet haben, woraus man zugleich sieht, daß ein großer Teil der lateinischen philosophischen Terminologie ohne Zweifel verloren gegangen und Wolf manches barbarische Wort nicht hätte machen dürfen, wenn wir die Schulhefte der alten Philosophen übrig hätten. Ergo concedas oportet, ex his quoque quae sensum quidem effugiunt, ceterum ratione prenduntur, esse in quibusdam unitatem corporum. Vide quomodo auribus tuis parcam. Expedire me poteram, si philosophorum lingua uti voluissem, ut dicerem unita corpora etc.

Plinius.

Historia Naturalis.

Lib. XXXIV. Sect. 5.

Bos aereus inde captus in foro Boario est Romae.

Diese Stelle ist mir verdächtig: inde captus müßte heißen, daß dieser eherne Ochse aus der Insel Aegina nach Rom gebracht worden. Aber wer würde in diesem Verstande captus sagen? Ich glaube also, es soll heißen inde dicto, und Plinius will anzeigen, daß der ganze Markt von diesem ehernen Ochsen den Namen bekommen und es also kein Viehmarkt gewesen. Bei dem Stosch ist eine Gemme, worauf ein liegender Ochse; vielleicht daß es eine Nachbildung von diesem Ochsen auf dem foro boario war.

Lib. XXXIV. Sect 6

lese ich eine Ableitung des Worts candelabri, von der ich nicht finde, daß sie ein einziger gehörig verstanden hat. Ipsum nomen candelabri a candelarum lumine impositum apparet. Ich vermute mit der größten Wahrscheinlichkeit, daß er durch lumine anzeigen wolle, daß das ganze Wort von candela und dem griechischen ἁβρός zusammengesetzt sei, welches, wie bekannt, so viel als glänzend bedeutet.

Lib. XXXV. Sect. 2. Not. 25.

Es kann kein abgeschmackterer Fehler sein, als den Harduin begeht, wenn er ein Werk des Atticus zu einem Werke des Cicero macht, welches den Titel Atticus geführt habe.

Ebend. Sect. 35.

Ich wollte anstatt vulgatis lieber lesen vulgatarum und es auf das vorhergehende statuarum beziehen, in dem Verstande nämlich, daß man auch sogar diejenigen Bildsäulen nicht verschont, welche von Dichtern besungen worden.

Lib. XXXVII. Sect. 2.

Vom Steine des Polykrates. Sardonychem eam gemmam fuisse constat: ostenduntque Romae, si credimus, Concordiae delubro, cornu aureo Augusti dono inclusam, et novissimum prope locum tot praelatis obtinentem. Der Uebersetzer hat aus dieser Stelle Unsinn gemacht. Unter dem Horn ist das Attribut der Concordia gemeint, welches, wie man sieht, von Golde und mit Edelsteinen besetzt war, unter welchen jener Sardonyx den letzten Platz einnahm.

Ibid. Sect. 6.

Plinius hat Exempel angeführt, wie weit der Luxus der Römer in den Perlen gegangen, und fährt fort:

Quin imo etiam jus videmur perdidisse corripiendi gemmata potoria et varia supellectilis genera, annulos transeuntes. Quae enim non luxuria innocentior existimari possit?

Zu dem Worte annulos macht Harduin die Umschreibung: Quando de annulis silemus. Quae enim non luxuria prae illa innocentior videatur? Er nimmt es also so, als ob Plinius die Ueppigkeit mit den Ringen für die größte gehalten hätte. Ganz falsch! Plinius will sagen: Nach diesem eben gedachten Mißbrauche der Perlen scheinen wir gar kein Recht mehr zu haben, uns über die Trinkgeschirre und andern Hausrat aus Edelsteinen zu beschweren, geschweige über die Ringe. Denn welche andere Ueppigkeit ist nicht weit unschuldiger? (als jene mit den Perlen.)

Ibid. Sect. 7.

T. Petronius Consularis moriturus, invidia Neronis Principis, ut mensam ejus exheredaret, trullam murrhinam trecentis talentis emptam fregit. Harduin erklärt exheredaret durch heredi auferret, wem? wessen? Man sieht, Harduin hat den Zusammenhang nicht gefaßt. Die Rede ist von der Tafel des Nero. Um diese, wie der witzelnde Plinius sagt, zu enterben, zerbrach Petron die Schale; er wollte nicht, daß Nero auf seiner Tafel damit prahlen sollte.

Lib. XXXV. c. 6.

Hier ist die Stelle, die bei Papias unter Colores so vorkömmt: Colores nascuntur aut fiunt. Nascuntur ut Synopis, rubrica, paritonium, melinum, frecia etc. Wenn Dufresne dies gewußt hätte, so würde er sich nicht den Kopf zerbrochen haben, was frecia sein soll. Beim Plinius stehet statt dessen Eretria. Plinius sagt:

terrae suae nomen habet, und fügt hinzu, daß sich Parrhasius und Nicomachus ihrer bedient. Welcher Farbe sie aber gewesen, läßt sich aus ihm nicht schließen.

Lib. XXXVII. c. 3.

Ismeniam choraulem multis fulgentibusque uti solitum, comitante fabula vanitatem ejus, indicato in Cypro sex aureis denariis smaragdo — jussisse numerari, et cum duo relati essent, imminuto pretio, male hercules curatum dixisse: multum enim detractum gemmae dignitati. Harduin suppliert bei duo: smaragdi. Aber man sieht, relati muß auf etwas gehen, was Ismenias wiederbekam; und das waren zwei Denare. Wie hätte denn der Verkäufer sogleich zwei Smaragde für einen geben können? Auch war es ja ein geschnittener Smaragd. — Also der Unterhändler hatte dem Ismenias zu wohlfeil gekauft, et cum duo denarii relati essent, ist er ärgerlich, weil ihn der Stein wegen seiner Wohlfeilheit nun schlechter dünkt.

Ueber eine alte Ausgabe der Distichorum Catonis.

Sie ist in klein Quart auf drei Ternionen, ohne Titel. Zum Schlusse stehet bloß Finit moralissimus Cato 94. Wahrscheinlicherweise ist diese Zahl für das Jahr anzunehmen; und darauf folgen noch drei Seiten lateinischer Sittensprüche, unter der Aufschrift: Medii versus pro juvenibus confecti. Im Texte fällt mir eine Lesart in die Augen, die ich mir merken will. Es findet sich nämlich unter den vorläufigen kurzen Regeln auch eine, welche nach des Opitz Ausgabe die 6. ist und Foro pare heißt. Opitz übersetzt sie: Richte dich nach dem Markte. Er glaubt nämlich mit Scaliger, daß es eben das heiße, was bei dem Terenz, Phorm., I. 2. 29 uti foro bedeutet. Aber warum hätte sich nicht Cato eben so ausgedrückt, wenn er eben das hätte sagen wollen, da uti foro, wie Donatus anmerkt, schon einmal ein sehr gewöhnlicher proverbialischer Ausdruck war? Fast möchte ich es also lieber mit meiner alten Ausgabe halten, welche Foro te para! lieset. Der Sinn ist klar und gut. Seneca der Redner drückt sich eben so aus: foro et honoribus se parant. Prooem. Lib. II. Controv. Wollte man einwenden, Cato könne hier nicht die Zubereitung, Rechtshändel zu führen, verstehen, weil erst die 34. Regel Literas disce heiße, so weiß man ja, daß alle Regeln in keiner Ordnung stehen und eben so stark verworfen als interpoliert sind. Die letztre findet sich in der alten Ausgabe gar nicht.

II.

Vermischte Anmerkungen.

Polyphemus.

Die genaueren Philologen unterscheiden nur zwei Polypheme, den Cyklopen und den Argonauten. Allein auch unter den Argonauten waren zwei dieses Namens, welche weder mit einander, noch mit dem Cyklopen verwechselt werden müssen. Der eine war der Polyphemus Elatides aus Larissa in Thessalien.*) Der zweite war der Sohn des Neptunus und der Europe, der Tochter des Tityrus aus Tänarus, der von solcher Geschwindigkeit war, daß er auf den Wellen des Meeres einherlaufen konnte und kaum die Fußsohlen befeuchtete.**) Der erste war es, welcher von den Argonauten in Mysien zurückgelassen wurde. Und von dem andern muß es verstanden werden, was Valerius Flaccus sagt, daß er zwar mit den übrigen wieder zurückgekommen, aber eben seinen toten Vater auf dem Scheiterhaufen gefunden habe.

Et tibi Palladia pinu, Polypheme, revecto
Ante urbem ardentis restat deprendere patris
Reliquias: multum famulis pia justa moratis
Si venias.***)

Myrmidonier.

Myrmidonia, Myrmidonier, ein Beiname der Insel Aegina und ihrer Einwohner, wovon sowohl die wahre als fabelhafte Ursache bei dem Strabo nachzusehen.†) Als Peleus aus Aegina

---

*) Siehe Apollon. Rhod. Argon., I. 40—44. (Vgl. Iliad., I. 263.)

**) Auch dieses sagt Apollonius und unterscheidet also diese Polypheme umständlich. I. 178—184. Natalis Comes hält diesen P. für den Cyklopen; aber weder die Beschreibung, die Homer und Theokrit von dem Cyklopen machen, paßt auf diesen Tänarischen Polyphem, noch die Beschreibung, die Apollonius von diesem gibt, auf jenen. Der Homerische P. hatte die Gabe gewiß nicht, daß er auf den Wellen des Meeres laufen konnte; sonst dürfte ihm Ulysses wohl nicht so leicht entkommen sein. Die Redensart: auf den Wellen des Meers einherlaufen, ist ein poetisches Bild der äußersten Schnelligkeit. Virgil hat sich dessen ebenfalls bedient, von der Camilla, Aen. VII. 805. Er und Apollonius hatten den Homer vor Augen, der von den Füllen des Erichthonius so sagt, Iliad. Y. 226—29. Man lerne indessen auch hier, wie unglücklich öfters der beste Nachahmer ist. Homers Füllen waren Kinder des Boreas, und Apollonius' Polyphem war ein Sohn Neptuns. Allein wer war Virgils Camilla? Volsca de gente, eine gemeine Sterbliche; und so wird das Wunderbare der Griechen bei dem Römer zu Lügen.

***) Argonaut., I. 456. Burmann hätte daher seine ganze Note über diese Stelle ersparen können und nicht so viel gezwungene Auslegungen und Verbesserungen machen dürfen, wenn er nur dieses doppelten Polyphems unter den Argonauten eingedenk gewesen wäre. Er würde keine Schwierigkeit gefunden haben, das von dem zweiten Polyphem gelten zu lassen, was auf den ersten freilich nicht passen will.

†) Geogr., VIII. p. m. 430.

flüchtig werden mußte, wandte er sich mit seinen Gefährten nach Thessalien; sie ließen sich in Phthia nieder, und von ihnen bekamen die Phthier den Namen Myrmidonier, unter welchem diese als ein Teil der Truppen des Achilles bei dem Homer vorkommen.*) Die Dacier hat sich in ihrer Uebersetzung dieses Dichters nur ein einziges Mal diesen Namen beizubehalten getrauet, nämlich da, wo Agamemnon von dem Achilles und seinen Völkern in dem Tone der Verachtung spricht, aus Ursache, weil im Französischen Myrmidon ein lächerliches Spottwort ist, das einen kleinen unansehnlichen Menschen bedeutet.**) Man kann ihr Verfahren nicht mißbilligen. Aber man wird wissen wollen, woher dieses französische Myrmidon komme. Ist es wirklich das nämliche Wort, mit welchem Homer die tapfern Unterthanen seines größten Helden benannte? Wie hat es denn bei den Franzosen eine so verächtliche Bedeutung bekommen können? Man wird umsonst den Menage und andre hierüber zu Rate ziehen. — Ich sage: das französische Myrmidon kömmt nicht von dem griechischen Beinamen der Aegineten her, sondern es sollte eigentlich Myrmillon heißen. Myrmillones aber wurden bei den Römern diejenigen Fechter genannt, die sich einer Art von gallischer Rüstung bedienten und daher auch anfangs den Namen Gallier führten.***) Nun muß man wissen, wie sich die Myrmillones bei ihrem Fechten anstellten. Sie setzten sich in eine sehr niedrige Lage, um ihrem Gegner den Stoß von unten auf beizubringen. Man sehe die klassischen Stellen beim Lipsius†) nebst der Abbildung, die er davon machen lassen. Wenn denn aber durch eine niedrige Lage der größte Körper in einen Zwerg zusammengezogen wird, was hat leichter geschehen können, als daß man davon den Namen Myrmillon auf jede zwergichte Figur von einem gewissen lächerlichen unternehmenden Wesen angewendet hat, daß dieser Spottname unter den Landsleuten der Myrmillonen am längsten geblieben und endlich aus Myrmillon Myrmidon gemacht worden?††)

---

*) Z. B. Iliad. B. v. 684.

**) Nämlich Iliad. A. v. 180.

***) Festus in v. Retiario: — in quorum galeis piscis effigies inerat. Von diesem Fische ist auch der Name gekommen. Μορμύρος ἰχθὺς θαλάσσιος. Hesych.

†) Saturnal. Ser., Lib. II. c. 10. Ich kann zwar nicht bergen, daß die vornehmsten dieser Stellen dem Lipsius können streitig gemacht werden, z. B. Tacitus, Annal., III. c. 43; Auson., praef. Cent. nupt., p. 376 (in usum Delph.); vgl. die Ausgabe des Floridus. Doch hat Lipsius Recht, wie aus andern Stellen, besonders dem ἐπιβαίνειν beim Artemidorus erhellt.

††) Diese Verwechselungen des l und d sind den Franzosen wie den Spaniern und Italienern in den Wörtern, die sie von dem Lateinischen und Griechischen geborgt haben, ganz gewöhnlich. S. Les principes de l'art des Etymologies, vor dem Wörterbuche des Menage. Aus diesem Grunde wollte schon Turnebus, Advers., II. c. 4, den Namen der Myrmillonen von den Myrmidoniern ableiten. Man sieht wohl, daß ich mich des nämlichen Grundes, aber zu einer andern Sache bediene.

Romulus und Rimicius.

Mit jener Entdeckung hatte ich mich wieder ganz in das Feld der Aesopischen Fabel verirret. Es war eine Zeit, da ich keinen Dichter mit mehrerm Fleiße studierte als den Phäder. Und damals, wie oft wünschte ich mich in die Bibliothek zu Wolfenbüttel! Denn nur allzu oft stieß ich in den Noten des Gudius über meinen Autor auf Dinge, die ich mir dort und nur dort aufklären zu können versprach.

Es ist bekannt, daß diese Noten des Gudius über den Phäder nicht von ihm selbst, sondern verschiedne Jahre nach seinem Tode von dem ältern Peter Burmann herausgegeben worden.*) Und es ist eben so bekannt, daß der größte Teil der hinterlassenen, eignen und fremden Handschriften des Gudius in unsre Bibliothek gekommen. Nun wußte ich zwar, daß die Papiere, aus welchen Burmann seine Ausgabe besorgt, sich nicht mit darunter befinden könnten, als welche längst zuvor von den Erben des Gudius an Gräven überlassen worden. Allein Gudius bezog sich in den Noten selbst noch auf so manches, das meine Neugierde reizte, besonders auf verschiedne alte Codices, die er selbst zu Rate gezogen, selbst in Händen gehabt hatte. Und von diesen durfte ich vermuten, in Wolfenbüttel einiges wiederzufinden, das, wenn es Burmann gleichfalls vor sich gehabt hätte, er gewiß näher angezeigt und in manchen Fällen mehr genutzet haben würde.

Alles dieses, wie gesagt, fiel mir itzt wieder ein, und ich sahe, daß ich zu Erfüllung meines alten Wunsches nichts brauchte, als die Hand auszustrecken und mir gewisse Ideen wieder klar und deutlich zu machen, die ich mich nur eben noch gehabt zu haben erinnern konnte.

Und warum nicht? Ich fing an und suchte, und das erste, worauf mich unsre Catalogi wiesen, war die eigenhändige Abschrift des Gudius von dem Codice Divionensi, auf den er sich verschiedentlich in seinen Noten beruft. Ich ergriff ihn mit Vergnügen, aber schwerlich hätte ich mir in dem ersten Augenblicke auch wohl nur träumen lassen, welchen besondern Aufschluß er mir in einer Sache gewähren würde, über die sich mit und ohne Verschulden der

---

*) Nämlich zuerst 1698. Gudius starb 1689.

fleißigsten und scharfsichtigsten Gelehrten die äußerste Dunkelheit und Verwirrung seit vielen Jahren verbreitet hatten.

Diese Sache verhält sich so. — Als Isaak Nevelet 1610 die alten Fabeldichter unter dem Titel Mythologia Aesopica alle insgesamt herausgab, bezog er sich zu Wiederherstellung der echten Lesart des Phädrus auf einen gewissen Rimicius, welcher die Fabeln desselben in Prosa aufgelöset habe. Und dieser prosaische verstümmelte Phädrus war bereits längst gedruckt, ehe der wirkliche vom Pithöus 1596 an das Licht gezogen wurde. Nevelet hatte eine alte Ulmer Ausgabe davon vor sich, die ihm Gruter aus der Heidelbergischen Bibliothek geliehen hatte. Gleich bei der zweiten Fabel des ersten Buchs gedenkt er derselben: Sic enim *Rimicius* quidam qui Phaedri fabulas soluta oratione reddidit, servatis ut plurimum verbis, hac eadem de re loquens ait — Rimicii hujus exemplar mihi e Palatina Bibliotheca suppeditavit V. A. *Janus Gruterus*, Ulmae olim impressum. Fabulas Aesopi, Avieni et Anonymi nostri fabulatoris latina germanicaque oratione exposuit. Id monendum hoc loco duxi, quod aliquoties hujus Rimicii facturus sum mentionem. Zu gutem Glücke mußte ich eben diese Ulmer Ausgabe auch in unsrer Bibliothek antreffen, und sie ist es, ohne die mir doch wohl die Abschrift des Codicis Divionensis so viel als nichts genutzt hätte. Ich mußte beide Stücke zugleich vor Augen haben, wenn ich die Wahrheit erkennen sollte.

Doch nur erst weiter. — Auf diese Quelle kritischer Verbesserungen des Phädrus, so verdorben sie auch sein mochte, hatte sich Gudius von dem Nevelet nicht umsonst verweisen lassen. Ich kann aus seinen Anmerkungen, wie sie Burmann herausgegeben, zwar nicht sehen, ob er die nämliche Ulmer Ausgabe dieses sogenannten Rimicius vor sich gehabt. Aber ein Manuskript von eben diesem Rimicius führt er an und nennt es sein eigen.*) Neveletius ex Rimicii cujusdam sterquilinio gemmulam, ut putat, eruit, *vestibus*. — In MS. nostro Rimiccii est *sedibus*. Eben dieses Manuskript ist es ohne Zweifel, welches er an einem andern Orte**) Sciassianum Rimicii codicem nennet. Ich bekenne meine Unwissenheit, warum Sciassianum. Mir fällt weder ein Ort noch ein Gelehrter ein, nach welchem es diese Benennung führen könnte. Und was läge daran, wenn es weiter nichts wäre? Allein, was dem Gudius noch immer Rimicius, höchstens Remiccius heißt, das nennt er weiterhin Romulius. Ja, damit wir nicht zweifeln können, daß er ein und eben dasselbe Werk meine, so sagt er ausdrücklich:***) Romulius sive, ut Neveletio vocatur, Rimiccius. Und hier hebt die Verwirrung an.

*) Ad Fab. 3. Lib. I.
**) Ad Fab. 30. Lib. 1.
***) Ad Fab. 15. Lib. III.

Sie war auch schon ziemlich auf das Aeußerste gekommen, als Joh. Fr. Nilant 1709 alte Fabeln herausgab, in welchen er ebenfalls mißgehandelte Glieder des Phädrus zu erkennen glaubte. Incredibilis, sagt er in der Vorrede, videbatur virorum doctorum fluctuatio in multiplicatione nominum et personarum; quippe quum *Romulus* vel *Romulius* sive *Romalius*, *Rimicius* sive *Rimiccius* vel *Remicius* sive *Remiccius*, denique *Rinucius* vel *Rinuncius* audiat, tum etiam ista nomina nunc uni, nunc duabus personis tribuuntur. Denn da er jenen gänzlich anonymen Fabeln eine andere ähnliche Sammlung aus einer Handschrift beifügen wollte, die den Namen des Romulus führte, so konnte ihm nicht lange verborgen bleiben, daß Gudius schon einen solchen geschriebenen Romulus vor sich gehabt habe, den er für den gedruckten Rimicius des Nevelet gehalten. Und so indem er diesem nachspürte, um gewiß zu sein, daß er keine vergebene Arbeit unternommen, geschah es, daß er sich von einer Seite der Wahrheit um einige Schritte näherte und auf der andern sich um so weiter von ihr entfernte.

Nilant war nämlich so glücklich, zwar nicht völlig eben dasselbe alte zu Ulm gedruckte Fabelbuch, das Nevelet aus der Heidelbergischen Bibliothek gehabt hatte, aber doch ein anders ihm sehr ähnliches zu bekommen, in welchem bis auf die deutsche Uebersetzung alles enthalten war, was Nevelet in jenem gefunden hatte. Aus diesem nun erkannte er gar bald, daß Rimicius schlechterdings ein ganz neuer Schriftsteller sei, dem in dem ganzen Werke weiter nichts gehöre als die Uebersetzung von dem Leben des Aesopus und von nur einigen wenigen Fabeln desselben. Er erkannte zugleich, daß die Fabeln, welche Nevelet dem Rimicius zugeschrieben, auch hier dem Romulus gehörten, und schloß, daß sich Nevelet bloß übereilt habe, wenn er dem Herausgeber der Sammlung etwas beigelegt, was sich dieser in der Sammlung selbst nicht anmaße.

Denn für diesen, für den Herausgeber sowohl seiner als der Neveletschen alten Ulmer Ausgabe, glaubte Nilant den Rimicius wenigstens annehmen zu müssen. Er nannte daher die darin enthaltenen Fabeln des Romulus in den Anmerkungen zu seinem Romulus fast immer Rimicii Romulum, teils um ihn dadurch von seinem zu unterscheiden, teils aber auch, weil er glaubte, daß Rimicius wohl nicht immer in Herausgebung des Romulus den Handschriften treu geblieben sein dürfte, ohne hier und da etwas von dem Seinigen hinzuzusetzen. Licet, sind seine Worte, enim crebris sordibus obsitus esset liber cum auctoris, tum fortasse editoris injuria, tamen u. s. w. Und dieser Verdacht, sieht man wohl, wozu er eigentlich abzwecken sollte. Der vermeinte Romulus des Rimicius mußte vermutlich verfälscht sein, damit der Romulus des Nilant nur allein für den echten, aus einer Handschrift treulich gezogenen Romulus gelten könne.

In wieweit die Gelehrten nach dem Nilant sich diese seine

Entscheidung gefallen lassen, darum will ich mich itzt nicht bekümmern. Der ältere Burmann schien sich ganz und gar nicht daran zu kehren; denn er fuhr fort, den Romulus jener ältern Ausgabe Rimicius zu nennen, so oft er ihn unter seinen aus ihm mit zum Teil hergestellten Fabeln anzuführen Gelegenheit fand.*) Unserm Christ hingegen, als er einen ähnlichen, aber kühnern Versuch wagte, war der Nilantsche Romulus einzig und allein Romulus.**) Und so oder so hielten es mehrere.

Man weiß von dem Knoten schon genug, um nach der völligen Auflösung desselben begierig zu sein, die sich wie von selbst darbieten wird, wenn ich vorher Zweierlei werde erwiesen haben. Vors erste, daß der Romulus in der alten Ulmer Ausgabe, welchen Nevelet Rimicius nannte, ein völlig eben so guter Romulus ist, als Nilant nur immer ans Licht gebracht. Zweitens, daß Rimicius nie das Allergeringste mit dem Romulus zu schaffen gehabt, daß er weder Romulus ist, noch den Romulus auch nur herausgegeben.

I. Jenes erstere nun ist eben das, was mich die obgedachte Abschrift des Codicis Divionensis gelehrt hat. — Daß dieser Codex ein Romulus sei, konnte ich zwar schon aus den Noten des Gudius schließen. Nur daß er vollkommen der Romulus sei, welchen Nevelet unter dem Namen Rimicius anführet, konnte ich allein aus ihm selbst lernen. Es ist die nämliche Sammlung alter Fabeln, auf die nämliche Art in vier Bücher geteilet, deren jedes die nämlichen zwanzig enthält. Mit dem einzigen geringen Unterschiede, daß die Handschrift in dem vierten Buche zwei Fabeln mehr hat als die gedruckte Ausgabe, wie auch sonst noch ein paar unerhebliche Zusätze: wogegen wiederum in dem Gedruckten eine Fabel vorkömmt, die dort fehlet. Nicht zu vergessen, daß die 13. Fabel des ersten Buchs nach der gedruckten Ausgabe in der Handschrift zwischen der 7. und 8. des zweiten Buchs zu stehen gekommen, wodurch diese Bücher ungleich geworden und das erste aus 19, das zweite dafür aus 21 Fabeln bestehet. Was aber hiernächst das Hauptwerk ist, so sind auch die Fabeln selbst, hier sowohl als dort, fast mit eben denselben Worten erzählet. Der Stellen sind sehr wenige, wo die Handschrift merklich von dem Gedruckten abweicht, und in den geringern Verschiedenheiten scheinet die eine eben so oft als das andere die bessere Lesart zu haben. Proben hiervon zu geben, würde mich zu weit führen. Aber die beiden Fabeln will ich ganz hersetzen, welche das vierte Buch in der Handschrift mehr hat. Es ist die 13. und 14.

*) Nämlich in dem Appendice Fabularum, der sich bei der zweiten Auflage seines Phädrus in 8° befindet. Und in der Vorrede zu eben dieser Auflage: — Fabulas Aesopias, sive a Rimicio, sive a Romulo, sive a quocumque elaboratas.

**) Ich will sagen, daß er in seinen zwei Büchern *Fabularum veterum Aesopiarum* den Romulus in der alten Ulmer Ausgabe nie zu Rate ziehet; welche alte Ulmer Ausgabe ihm aber auch nur zur Hälfte bekannt gewesen. Wie dieses zugegangen, wird man in der Folge sehen.

XIII.

Cornix sitiens accessit ad urnam dimidiam aquae et eam conabatur evertere. Sed qm̄ fortiter stabat, non poterat eam movere, quod cum videret, hoc argumentum invenit, sumens calculos misit in urnam et ex multitudine calculorum aqua ex urna sursum porrecta est, et sic suam satiavit sitim.

XIV.

Puer in silva auguria captans stetit super quendam lapidem, sub quo jacebat scorpius, quem conabatur vertere. Cui scorpius dixit sic. Vide miser, ne dum me captas, te ipsum perdas. Praecipit haec fabula nihil tale audere, quod sit periculosum.

Die erstere von diesen Fabeln ist die 27. des Avianus, und der ältere Plinius erzählet ein Gleiches als wahre Geschichte von einem Raben. Sie ist auch von neuern Fabeldichtern vielfältig nacherzählet worden. Von der zweiten wüßte ich dieses nicht. Doch verdient sie es auch kaum, und es würde Mühe kosten, ihr eine erträgliche Wendung zu geben. Die einzige Fabel, welche das gedruckte Werk dagegen voraus hat, ist die letzte des vierten Buchs, Abies et Arundo. Was aber die übrigen unerheblichen Zusätze der Handschrift anbelangt, so sind es größtenteils Worte ohne Sinn. Der eine folgt auf die 21. Fabel des vierten Buchs und ist als eine besondere Fabel überschrieben: De statua sua Aesopus ad cives. Es ist eine barbarische Abkürzung und Verstümmlung von dem Epilogus des zweiten Buches im Phäder:

Aesopo ingentem statuam posuere Attici etc.

Weil sie aber doch noch zu etwas gut ist, will ich sie abschreiben.

Scripta et ingenium Aesopi ut agnoverunt quod multarum semitarum amplissimas faceret vias et pepercisset humilibus dum alligaverit multos qui erant summi atticorum, statuam posuerunt Aesopo, cui substatuti sunt c̄rculi, qm̄ artis vias ingenio intellexi, mox fabulas edidi. Ideo cives posuimus statuam, quod est alicujus laboris bona remuneratio: sic scientes sequi querellas.

Das sei zugleich eine Probe von der Treue, mit welcher Gudius den alten Codex behandelt hat. Die Abkürzungen, welche zweifelhaft waren, hat er mit allem Fleiße nachgemalt, ohne sie auf das Ungewisse auszuschreiben. Und nun, wozu er noch gut ist, dieser Wust! Er ist der unbekannte Belag einer sehr schönen Verbesserung, welche Gudius in jener Stelle des Phäder gemacht hat:

Aesopo ingentem statuam posuere Attici.

Dieses ingentem statuam ist sehr unschicklich. Es wird doch gewiß keine kolossalische Statue gewesen sein. Sie wird doch gewiß

nicht größer gewesen sein, als sie die Athenienser andern verdienten Männern zu setzen pflegten. Gudius wollte also dafür gelesen wissen, Aesopi ingenio, und Burmann gab dieser Aenderung seinen völligen Beifall. Crediderim Gudium, sagt er, quia *Aesopi* erat in Ms. dexterrime conjecisse *Aesopi ingenio*. Aber in welchem Manuskripte hatte er dieses Aesopi gelesen? In den beiden, welche Pithöus und Rigaltius gebraucht hatten, gewiß nicht. Folglich war es ohne Zweifel dieser Codex Divionensis, auf den er sich bei Ausarbeitung seiner Noten berufen wollte. Denn in der That findet sich nicht allein hier Aesopi, sondern das völlige Ingenium Aesopi, wogegen das statuam ganz ohne Beiwort stehet. — Der zweite Zusatz unserer Handschrift ist Magistro Rufo Aesopus überschrieben. Und von diesem werde ich schicklicher an einer andern Stelle reden.

Wenn nun also der zu Ulm gedruckte Romulus mit dem in dieser Handschrift von Dijon enthaltenen Romulus so genau übereinstimmet, was könnte noch hindern, ihn für eben so gut als den zu erklären, welchen uns Nilant geliefert hat? Die Handschrift von Dijon selbst müßte jünger und daher unsichrer sein als die, welche Nilant vor sich hatte. Daran aber zweifle ich sehr. Denn Nilant sagt von dem Alter der seinigen, die der Bibliothek zu Leyden gehörte, gar nichts, und ich schließe daraus, daß es nicht beträchtlich gewesen. Gudius hingegen gibt der Handschrift von Dijon mehr als fünfhundert Jahre. Ex vetusto codice, bezeugt er auf dem Titel seiner Abschrift, Divionensi monachorum sectae Benedictinae. Membranae illae quingentorum et amplius annorum forma praegrandi exhibebant Plinii Historiae Nat. Libros XXXII, quibus praemittebantur hi quatuor libelli fabularum sub nomine Romuli cujusdam, quem quisquis ille fuerit, nam nomen nobis confictum videtur, Phaedri nostri et fabulas et verba maximam partem sublegisse, alias monebimus.

Doch was sage ich, nur eben so gut? Der alte Ulmer Romulus ist offenbar weit besser als der Nilantsche, und wir hätten diesen ohne den geringsten Verlust entbehren können. Denn war die Leydner Handschrift auch nicht jünger als die von Dijon, so war sie doch gewiß von einem weit elendern Abschreiber, der nicht allein vier Bücher in eines schmelzte und alles daraus wegließ, was ihm nicht anstand, sondern auch den kurzsichtigen Mönch bei aller Gelegenheit zeigte. Und daß diese Mönchsspuren sich weder in der Handschrift von Dijon noch in der alten gedruckten Ausgabe finden, erweckt für beide kein schlechtes Vorurteil. Ein Exempel wird es zeigen, was ich unter diesen Mönchsspuren verstehe. Man nehme die siebente Fabel nach dem Nilant, welches die sechste im ersten Buche des Phädrus ist. „Ein Dieb machte Hochzeit, und Aesopus erzählte, in welches Schrecken einst die Frösche geraten wären, als die Sonne heiraten wollen." Dieses will auch Romulus nach seiner Art erzählen und schickt die Moral voraus: a Natura nemo mu-

tatur, sed de malo pejor nascitur. So lautet sie in dem alten Gedruckten, so lautet sie in dem Manuskripte von Dijon. Und wie bei dem Nilant? A natura nulla Creatura mutatur excepto Homine et Angelo, sed dictu saepius de malo pejor nascitur. Die Moral ist freilich nicht wahr, aber ihr so nachhelfen, sie so berichtigen, das konnte nur der dümmste von allen Mönchen. Und so an mehrern Orten. Der bessere Romulus schrieb zu Anfange seines zweiten Buchs: Omne genus fabularum probatur contra homines. Quis enim malus nisi homo? Et quis bonus nisi homo? Nun höre man den Romulus des Nilant: Omne genus fabularum sine dubio directo tramite ad homines refertur; nemo enim potest esse bonus malus, non nisi homo; de Deo enim et Angelis non est nobis sermocinatio. Der bessere Romulus zieht aus der bekannten Fabel von der Matrone zu Ephesus die Lehre: Casta est illa mulier quae importunum non patitur. Er hatte eben diese saubere Lehre in der vorhergehenden Fabel mit den Worten ausgedrückt: Foemina nulla se importuno negabit. Ich mag diese Lehre auch nicht zu der meinen machen. Aber was meinet man, mit welcher andern Lehre sie der Romulus des Nilant vertauscht? Ammonet subsequens Fabula, quod habent homines mortui, quod timeant post mortem, et non quod doleant. Die Fabel von der Matrone zu Ephesus! — Wenn überhaupt die Fabeln des Romulus noch nicht wären gedruckt gewesen, so hätte Nilant mit den seinigen Dank verdient. Aber da sie längst gedruckt waren, weit vollständiger und unverfälschter gedruckt waren, wäre es nicht besser gewesen, wenn er den alten Druck mit den Lesarten seines Manuskripts wieder hätte auflegen lassen? Er scheinet so etwas selbst empfunden zu haben. Denn er bekennt nicht allein in den Noten zu seinem Romulus, daß der alte Romulus sehr oft gedrungener, schicklicher und lateinischer sei, sondern weil sein Romulus auch nur 45 Fabeln hat, der Ulmer Romulus aber 80, so fügte er aus diesem noch einen Anhang hinzu mit folgender Vorerinnerung. Sequentes Fabulae reperiuntur quoque apud editum Romulum, cujus ne quid desideretur, et quia nonnullae Phaedri phrases diserte exhibent, eas in postremo agmine collocavi. Aber auch so kommen wir nicht ohne Schaden davon. Denn da, wie gesagt, sein Romulus nur 45 Fabeln hat und in diesem Anhange nur noch 15 aus dem alten Romulus nachgeholet werden, so fehlen zu der vollen Zahl, welche dieser hat, noch ganzer 20. Ich will sie nach unserm Manuskripte namhaft machen, diese 20 Fabeln; und da ich den Unterschied, der sich zwischen diesem und dem alten Drucke findet, genau genug angegeben habe, so wird man sie ohne Mühe auch in diesem finden, wenn er etwa einem meiner Leser zur Hand sein sollte. Zugleich will ich dabei anmerken, welche davon im Phädrus vorkommen, damit man nicht glaube, wenn keine daselbst vorkäme, daß sie der Kritikus folglich doch nicht vermissen würde, weil er den einzigen

Gebrauch nicht davon machen könne, der sich von diesen alten armseligen Dingen noch machen lasse. Hier sind sie.

Lib. I. Fab. 10. Homo et Colubra. *(Phaed. IV. 18.)*
- — 11. Asinus irridens Aprum. *(Phaed. I. 29.)*
Lib. II. — 7. Venator et Canis. *(Phaed. V. 10.)*
- — 10. Hoedus et Lupus.
- — 11. Pauper et Serpens.
- — 13. Calvus et Musca. *(Phaed. V. 3.)*
- — 14. Vulpis et Ciconia. *(Phaed. I. 26.)*
- — 16. Graculus superbus et Pavo. *(Phaed. I. 3.)*
- — 18. Formica et Musca. *(Phaed. IV. 23.)*
- — 19. Lupus et Vulpis, judice Simio. *(Phaed. I. 10.)*
- — 20. Mustela et Homo. *(Phaed. I. 22.)*
- — 21. Rana rupta et Bos. *(Phaed. I. 24.)*
Lib. III. — 6. Lupus, Vulpis et Pastor.
- — 12. Vipera et Lima. *(Phaed. IV. 7.)*
- — 18. Negotiator et Asellus.
- — 19. Cervus et Boves. *(Phaed. II. 8.)*
Lib. IV. — 13. Cornix sitiens.
- — 14. Puer et Scorpius.
- — 18. Pulex et Camelus.
- — 21. Ovis et Cornix.

Ich sehe wohl, was man zur Entschuldigung des Nilant hier sagen kann. Von diesen 20 Fabeln, kann man sagen, sind nur zwei, welche ganz und gar bei ihm vermißt werden, nämlich die 13. und 14. des vierten Buchs. Und dieses sind eben dieselben, welche, wie schon gedacht, selbst in dem alten Drucke mangeln. Die übrigen achtzehn hat er deswegen übergangen und aus dem alten gedruckten Romulus nicht mit in den Anhang übergetragen, weil sie alle schon bei seinem Anonymus vorkommen.

Aber doch, antworte ich hierauf, nicht völlig so vorkommen, daß sie gänzlich vernachlässiget zu werden verdient hätten. Nicht zu gedenken, daß doch auch in seinem Romulus mehr als eine Fabel anzutreffen, die wir gleichfalls schon bei dem Anonymus gelesen hatten. Und was ist dieser Anonymus überhaupt viel anders als ein schlechter verstümmelter Romulus? Ja, ich würde sagen, er sei ganz und gar nichts anders, wenn er nicht allerdings noch verschiedene Fabeln enthielte, welche der vollständige aus vier Büchern bestehende Romulus nicht hat. Diese sind die 2., 6., 8., 19., 24., 25., 30., 31., 32., 34., 36., 53., 57., 58. und 67.; worunter die 2., 31., 32. und 57. Fabeln des Phädrus sind. Was sich aus diesen dem Anonymus eigenen Fabeln schließen läßt, will ich ein andermal anzeigen, wenn ich einen sonstwo bemerkten Grund eben derselben Vermutung beizubringen Gelegenheit habe. Itzt bestehe ich nur darauf, daß besagter wenigen Fabeln ungeachtet, die sich in den vier Büchern des Romulus nicht finden, es doch noch

immer das Beste gewesen wäre, wenn uns Nilant diesen ganzen Romulus bloß mit einem Zusatze derselben vermehret und, wie gesagt, mit den Lesarten seines Manuskripts bereichert wiedergegeben hätte. Denn auf diese Weise hätten wir doch nun etwas Vollständiges, welches uns itzt fehlet, und um so mehr fehlet, je seltner der alte Ulmer Romulus sich gemacht hat.

Schon Nilant mußte ihn mit vieler Mühe auftreiben und trieb ihn doch nur endlich in einem verstümmelten Exemplar auf. Er klagt an mehr als einer Stelle, daß ganze Blätter darin ausgerissen; und wenn er sonach auch schon den Einfall bekommen hätte, zu thun, was ich für das Bessere halte, so würde er es nicht gekonnt haben. — Dieses bringt mich zu meinem zweiten Punkte, bei welchem die Hauptsache auf der nähern Kenntnis des alten Buches selbst, das Nilant hatte und nicht hatte, beruhen wird.

II. Ich will hier beweisen, daß Rimicius nie das Allergeringste mit dem Romulus zu schaffen gehabt, daß er weder Romulus ist, noch den Romulus auch nur herausgegeben.

Daß Rimicius und Romulus zwei ganz verschiedene Personen sind, die Jahrhunderte aus einander gelebt haben, hat schon Nilant erwiesen und ohne Mühe erweisen können, da Rimicius das, wovon er ohnstreitig der Urheber ist, einem Kardinale Antonius Cerdanus zugeeignet hat, der 1459 gestorben, die Fabeln des Romulus hingegen in Handschriften vorkommen, die offenbar vier bis fünfhundert Jahre älter sind. Wer sonst Rimicius gewesen, und was es für Streitigkeiten über seinen Namen setzt, davon kann man den Kardinal Quirini in seiner Einleitung zu den Briefen des Franciscus Barbarus,*) vornehmlich aber in seinem Schreiben an Schelhornen beim Freytag**) nachlesen. Mir kömmt es hier nicht sowohl auf seine Person als auf das an, was er wirklich geschrieben, und was er nicht geschrieben.

Rimicius hat das Leben des Aesopus und Fabeln des Aesopus aus dem Griechischen übersetzt. Das ist unwidersprechlich. Ob er den Druck dieser Uebersetzung selbst erlebt habe, getraue ich mir nicht zu sagen, da, wie schon gemeldet, der Kardinal, welchem er sie zugeeignet, bereits 1459 gestorben. Aber gedruckt wurde sie doch, und zwar schon 1476 zu Mailand. Fabricius hat nur eine spätere Ausgabe von 1480 gekannt, aber jene frühere hat Quirini selbst vor sich gehabt und in dem angeführten Briefe beschrieben. Ich finde sie in unserer Bibliothek nicht, Quirini sagt auch nicht, was sie für Fabeln enthalte, als welches zu seiner Absicht nicht erforderlich war; eine Stelle jedoch aus einer sogenannten Anacephalaeosis totius operis, welche er ganz beibringt, würde allein mich dieses Punktes wegen außer aller Ungewißheit

*) *Diatr. praeli.* Part. I. cap. 4. §. 7.
**) Tomo III. *Apparat. litter. Append.*

setzen. Rimicius sagt nämlich: Quod vero longe plures *(fabulas)* Aesopus confecerit hinc vel maxime conjectari licet; nam in describendo fabulas cum sequatur ordinem Alphabeti, in his hae deficiunt literae etc. Und dieser Umstand von der alphabetischen Ordnung, welcher in den Fabeln des Romulus auf keine Weise merklich ist, würde, meine ich, schon allein gnugsam beweisen, daß es nicht diese sind, sondern daß es die gewöhnlichen griechischen Fabeln des Aesopus sein müssen, so wie wir sie itzt haben, wenn mich auch nicht der Augenschein anderweits davon überzeugt hätte. Denn es ist mehr als eine spätere Ausgabe von den Fabeln des Aesopus vorhanden, worin sie vorkommen, die Rimicius übersetzt hat, und unter seinem Namen, mit seiner Vorrede vorkommen. Ich will statt aller nur die Sammlung des Dorpius nennen, wovon ich einen Frankfurter Druck von 1587 in 8°. vor mir habe. In diesem folgen die Fabeln des Rimicius unmittelbar auf die, welche Laurentius Valla schon vor ihm übersetzt hatte, und gehen von der 373. bis auf die 472. Es sind deren also gerade hundert, die ich anfangs lediglich von den ältern 149 Aesopischen Fabeln zu sein glaubte, welche wir die Planudeischen zu nennen pflegen. Denn ich urteilte so: die übrigen 148 Aesopischen Fabeln hat Nevelet erst 1610 zuerst herausgegeben, und er nennt sie ausdrücklich nunquam hactenus editas. Wie kann also eine von denen unter den Fabeln des Rimicius sich finden, die bereits 1476 sollen gedruckt sein und die ich hier wirklich wenigstens von 1587 vor mir habe? Allein ich sahe mich zu meiner nicht geringen Befremdung betrogen, als ich unter den hundert Fabeln des Rimicius mehr denn dreißig zählte, welche allein unter den Neveletschen vorkommen. Das nunquam hactenus editae des Nevelet muß also nur von dem griechischen Texte gelten. Wenn es auch noch von diesem gilt! Doch davon anderswo.

Wenn Rimicius nicht der erste war, der die griechischen Fabeln des Aesopus durch seine Uebersetzung in Europa bekannt machte, indem ihm nicht allein, wie schon berührt, Laurentius Valla mit einigen, sondern auch Omnibonus*) ohne Zweifel mit mehrern darin zuvorgekommen, so war es doch der erste, wie es scheint, durch den sie nach Deutschland kamen. Nicht daß man in Deutschland von gar keinen Aesopischen Fabeln gewußt hätte; man las die mehrgedachten Fabeln des Romulus, unter dessen Namen auch die elegieischen Fabeln des Anonymus beim Nevelet

---

*) Die ich nur noch aus einer Stelle des Kardinal Quirini kenne. Ea Omniboni versio, quam manuscriptam habuit Naudaeus teste Labbeo Biblioth. nova MSS, vetustior utique ea Rimicii, Mediolani publicata ab Antonio Zaroto Parmensi anno MCCCCLXXVI. licet Rimicius in Prooemio ad Antonium tituli S. Chrysogoni Presbyterum Cardinalem, ita de suo labore loquatur, ut primus ipse Aesopum e Graecia in Latium convexisse videatur. *Diatribe Praelim. ad Fr. Barbari Epistolas,* pag. 108.

im Gange waren; man las die Fabeln des Avianus, des Cyrillus, des Adelfonsus und anderer. Nur die eigentlichen Aesopischen Fabeln des Aesopus, wie sie, wenn auch nicht von ihm selbst, seinen Zeiten doch um so viel näher, wo nicht in seiner, doch in einer Sprache aufgezeichnet worden, in der er die meisten und glücklichsten Nachahmer gehabt, waren bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts unsern Vätern völlig unbekannt und kamen, so wie aus Griechenland nach Italien, also aus Italien nach Deutschland.

Und, wie gesagt, aller Wahrscheinlichkeit nach zuerst in der Uebersetzung des Rimicius, aus welcher auch sofort diejenigen Fabeln, die ganz neu waren, wovon sich nichts Aehnliches bei jenen barbarischen Nacherzählern fand, ihnen beigefügt und den allgemeinen Fabelbüchern einverleibet wurden.

Ein solch allgemeines Fabelbuch war denn auch das, welches Nevelet vor sich hatte und welches in seiner Hand die Veranlassung zu den nachher so oft und gleichwohl so ohne Grund verwechselten Namen des Romulus und Rimicius wurde. Soll ich kurz sagen, wie es das wurde? Weil Nevelet ein junger Franzose war, der ganz gewiß kein Wort Deutsch verstand und viel zu stolz, viel zu voreilig war, als daß er sich hätte lange erklären lassen, was er nicht verstand.

Nevelet sagt, wie oben schon angeführt worden, daß dieses alte Fabelbuch zu Ulm gedruckt gewesen und daß es die Fabeln des Aesopus, des Avianus und seines Anonymus lateinisch und deutsch enthalten. An einer andern Stelle, nämlich in den Noten über seinen Anonymus, bei der 21. Fabel, wo sich in dem alten Werke ein zweites Buch anfängt, fügt er mit ausdrücklichen Worten hinzu, daß er Rimicius heiße, welcher sowohl die prosaische lateinische Uebersetzung dieser als auch die deutsche Uebersetzung der nämlichen und übrigen Fabeln gemacht habe. Rimicius, ein Italiener, eine deutsche Uebersetzung!

Ich bin sehr gewiß, daß ich schlechterdings das nämliche Buch vor mir habe, welches Nevelet vor sich hatte, nicht bloß ein nur ähnliches, wie Nilant; und man soll nun gleich hören, wie viel Anteil Rimicius daran hat, und ob er auch nur für den bloßen Herausgeber, wie Nilant meinte, mit irgend einer Wahrscheinlichkeit könne gehalten werden.

Das Buch ist in klein Folio, und mit dem Orte des Druckes hat es seine Richtigkeit. Es ist zu Ulm, und zwar bei Johann Zeinern gedruckt. „Geendet säliglich von Johanne Zeiner zu Vlm“, stehet am Ende ohne Jahrzahl. Doch wir wissen, daß Johann Zeiner zu Ulm von 1473 bis 1484 gedruckt hat, und wenn es wahr ist, daß die erste Ausgabe des Rimicius von 1476 ist, so kann dieses sein Werk, in welchem allerdings von des Rimicius Arbeit verschiednes vorkömmt, nicht vor 76, aber auch nicht nach 84 gedruckt sein. Näher ist das Jahr des Druckes schwerlich zu bestimmen, und wozu? — Die Stärke beträgt 270 Blätter,

anders kann ich sie nicht angeben, weil Seitenzahlen und Signaturen fehlen. — Bei den übrigen typographischen Kleinigkeiten will ich mich nicht aufhalten, weil sie hier ohne Nutzen sind und ohnedem sich ähnliche Zeinersche Drucke noch genug finden. Ich komme auf den Inhalt, den ich Stück vor Stück mit aller Genauigkeit angeben will.

Nach dem ersten Blatte, auf welchem ein ziemlich großer Aesopus in Holzschnitt mit allerlei kleinen Beiwerken zu sehen, hebet das zweite ohne alle Aufschrift, die sich auf das Ganze bezöge, sogleich mit den Worten an: Vita Esopi fabulatoris clarissimi e greco latina per Rimicium facta ad reverendissimum patrem dn̄m Anthonium tituli sancti Chrysogoni presbiterum Cardinalem. Aber anstatt daß nunmehr wirklich dieses Leben folgen sollte, so folget vorher ein Vorbericht des deutschen Uebersetzers, wovon dieses der Anfang ist: „Das leben des hochberümten fabeldichters Esopi, uß krichischer zungen in latin, durch Rimicium gemacht, an den hochwirdigen vatter, herren Anthonium des titels sancti Chrysogoni priestern cardinaln, und fürbas dasselb leben Esopi mit synen fabeln, die etvan romulus von athenis synem sun Thiberio, uß krichischer zungen in latin gebracht, hett gesendet, und mer ettlich der fabeln Aviani, auch Doligami, Aldefonsy und schimpfreden poggy, und andrer, ietliche mitt ierem titel ob verzaichnet, uß latin, von Doctore hainrico stainhöwel schlecht und verstentlich getütschet nit wort uß wort, sondern sin uß sin, um merer lütrung wegen deß textes oft mit wenig zugelegten oder abgebrochnen worten gezogen, ze lob und ere dem Durchlüchtigisten fürsten und herren herren Sigmunden, hertzogen zu österrich, etliche ergetzlikait dar uß zu enpfahen, die och nutzlich ist, wa sie verstentlich werdent gelesen" u. s. w. Ist es nun wahr oder nicht, was ich gesagt habe, daß Nevelet nur ein wenig Deutsch hätte verstehen dürfen, um uns eine Verwirrung zu ersparen, welcher in den angeführten Worten auf alle Weise vorgebauet ist? Nichts kann deutlicher als der Inhalt, nichts ausdrücklicher als der Uebersetzer angegeben sein. Nicht ein Italiener, nicht Rimicius ist der Urheber dieser deutschen Uebersetzung, sondern Heinrich Steinhöwel. Nicht vom Rimicius wird gesagt, daß er die Fabeln des Aesopus übersetzt habe, sondern vom Romulus. Dem Rimicius wird lediglich nichts zugeschrieben als die Uebersetzung von dem Leben des Aesopus.

Was indes Nevelet aus diesem deutschen Vorberichte nicht lernen konnte, wie konnte er es aus dem Buche selbst nicht lernen? Er muß nicht die geringste Neugierde gehabt haben, es ganz nach der Ordnung durchzublättern. Denn nur weiter.

Auch auf jenen Vorbericht folget nicht sogleich das Leben des

Aesopus, sondern zuvor noch eine kurze deutsche Anweisung, was und wie vielerlei die Fabel sei. Und sodann das Leben, erst lateinisch, hernach deutsch. Es ist kein anderes als das, welches man dem Planudes zuschreibt, nur von vorneherein und vielleicht auch an andern Stellen um etwas verkürzt. Der lateinische Text läuft hinter einander fort, der deutsche aber ist bei den darin vorkommenden Histörchen und Märchen durch Holzschnitte reichlich unterbrochen. Beide sind mit dem sechzigsten Blatte zu Ende.

Hierauf die Fabeln selbst, und zwar vors erste die vier Bücher der alten vorlängst bekannten Fabeln des Aesopus, vom Romulus übersetzt, die nämlichen, wie sie angezeigtermaßen der Codex Divionensis enthält. Und auch nur hier hätte Nevelet in der Vorrede des ersten Buchs lesen dürfen: Ego Romulus transtuli de graeco sermone in latinum, um jedem das Seine zuzueignen. Was sonst an diesen vier Bücher Fabeln hier merkwürdig ist, ist dieses, daß ihnen außer der deutschen Uebersetzung des Steinhöwel auch die elegieischen Fabeln des alten Anonymus, so weit sie reichen, untergeordnet sind. Sie reichen aber nur bis auf das vierte Buch, ob sie schon überhaupt aus den prosaischen Fabeln des Romulus genommen und entstanden zu sein die offenbarsten Spuren haben. Denn es sei nun, daß das vierte Buch von ihnen verloren gegangen, oder daß es nie zur Wirklichkeit gekommen, so ist doch das, daß dieser Anonymus nichts als der versifizierte Romulus ursprünglich sei, nicht allein aus der Folge der Fabeln klar und deutlich, welche bei beiden die nämliche ist, sondern auch aus der Uebereinstimmung der Fabeln selbst und besonders aus dem Vorberichte der 21sten. Denn warum hat diese 21. Fabel bei dem Anonymus anders einen besondern Eingang, von dem Nutzen der Fabel überhaupt, als weil sie die erste des zweiten Buches bei dem Romulus war und an so eine Stelle dergleichen allgemeine Betrachtungen wohl gehören? Daher ist es denn auch gekommen, daß, wie ich schon erwähnt habe, die Arbeit des Anonymus für die eigene Arbeit des Romulus gegolten und sowohl in Manuskripten als in gedruckten Büchern des erstern elegieische Fabeln den Namen des letztern führen. Ich will von gedruckten Büchern voritzt nur die alte Ausgabe zu Deventer unter dem Titel Esopus moralisatus nennen, wovon ich einen Abdruck sowohl von 1490 als von 1502 vor mir habe. Von dieser Ausgabe war Christ ungewiß, ob sie den Avianus oder den Romulus enthalte, weil er sie nicht gesehen.*) Sie enthält weder den einen noch den andern, sondern den Anonymus, das ist, wenn man will, einen Romulus zwar, aber den versifizierten.

Doch damit ich nicht zu weit aus dem Gleise komme. Romulus mit seinem Versifikator gehet in unserm alten Buche von

*) Pseudoavianus fuerit, an Romulus, qui Daventriae editus proditur a. c. n. 1490 hoc elegantiae magistralis titulo, Aesopus moralisatus cum bono commento, mihi quidem adhuc incompertum est. *Prol. de Phaedro*, p. 57.

dem 60. Blatte bis auf das 147., wo es zu Ende desselben heißt: Finis quarti libri Esopi viri ingeniosi, nec plures ejus libri inveniuntur, multe tamen ejus fabule reperte sunt, quarum plurime sequuntur, ut in processu videbitur. Und hieraus sehen wir, was man den eigentlichen Aesopus damals nannte: nichts als die vier Bücher des Romulus, höchstens noch den elegieischen Anonymus, wie aus der Ausgabe von Deventer erhellet, und wovon wir die Ursache wissen. Was man sonst von Aesopischen Fabeln hier und da zerstreuet fand, fügte man allenfalls dem Aesopus bei, ließ es aber dahingestellet sein, ob sie dem Aesopus wirklich gehörten oder nicht.

Die ältesten von dieser Art folgen nun vom 147. Blatte bis zum 187., an der Zahl siebzehn, ebenfalls lateinisch und deutsch. Nach der 17. stehen die Worte: Finite sunt extravagantes antique, ascripte esopo, nescio si vere vel ficte. Der Zweifel hat nur allzu viel Grund. Denn unter den siebzehn sind kaum zwei oder drei, die mit sonst bekannten Fabeln des Aesopus etwas Aehnliches haben. Die übrigen alle werden nicht allein sonst nirgends dem Aesopus beigelegt, sondern sind auch, welches die Hauptsache ist, so wenig in dem Geschmacke des Aesopus, von so abenteuerlicher gotischer Erfindung, daß sie auch nicht einmal Aesopisch heißen können, geschweige daß sie von dem Aesopus selbst sein sollten. Ich will damit nicht sagen, daß ihnen alle Anmut abgehet, sondern nur, daß sie nicht die Anmut haben, welche man an alten und griechischen Erfindungen gewohnt ist. Sie stechen daher auch nicht wenig mit denen ab, die nun kommen und welche wirklich aus dem Griechischen, und zwar vom Rimicius übersetzt sind.

Denn, wie ich schon gesagt habe, kurz vorher, als Zeiner dieses Werk ausgehen ließ, war die obgemeldte Uebersetzung des Rimicius von dem Leben und hundert Fabeln des Aesopus zu Mailand gedruckt worden. Da sie nun auch diesseits den Alpen bekannt wurde und nicht allein das Leben des Aesopus etwas ganz Neues war, sondern sich auch unter den hundert Fabeln verschiedene befanden, die eben diesen Wert der Neuheit hatten, was Wunder, daß man sowohl mit diesen als mit jenem die gewöhnlichen Fabelbücher in Deutschland zu vermehren eilte? Nicht, meine ich, mit allen den hundert Fabeln; denn was war das nötig, da die meisten schon bekannt waren und in der alten Uebersetzung des Romulus gelesen wurden? sondern nur einzig und allein mit denen aus ihnen, die Romulus nicht hatte. Was ich da sage, ist keine bloße Vermutung, sondern gerade eben das, was Zeiner oder Steinhöwel, oder wer sonst unsere Ulmer Ausgabe besorgte, in der That und Wahrheit gethan hat, ja, nicht ohne ausdrückliche Meldung gethan hat. Denn es heißt nicht allein zu Anfange sothaner Fabeln des Rimicius: Sequuntur alique esopi fabule nove translationis rimicy, sondern auch noch bestimmter und deutlicher am Ende: Finis fabularum Esopi a rimicio nove translationis

fabularum esopi grecarum auctore extracte: que a romulo in suis quatuor libris non continentur.

Und was wollen wir nun mehr? Ist es noch zweifelhaft, was dem Romulus und was dem Rimicius gehöret? Ist es noch möglich, daß Rimicius, wie Nilant vermutete, auch nur der Herausgeber des Ulmer Romulus kann gewesen sein? Wird vom Rimicius nicht als von einer dritten Person gesprochen? Wird auf seine Uebersetzung, die so bedeutend die neue heißt, nicht gnugsam als auf ein besonders Werk gewiesen, das von dem gegenwärtigen völlig unterschieden? aus welchem sich das gegenwärtige bloß bereichert habe? Wie wäre Rimicius aus Italien nach Ulm gekommen, um daselbst bei Zeinern ein Fabelbuch zu besorgen, in welchem er aus seiner eigenen Arbeit einen kümmerlichen Auszug machte?

Noch dazu einen sehr kümmerlichen. Denn von allen den hundert Fabeln haben nicht mehr als siebzehn Platz gefunden. Nämlich die 2., 3., 5., 7., 10., 15., 18., 21., 40., 43., 53., 68., 70., 74., 90., 97. und 100. nach der Ordnung des Rimicius, welches in der Sammlung des Dorpius die 374., 375., 377., 379., 382., 387., 390., 393., 412., 415., 425., 440., 442., 446., 462., 469. und 472. sind. Es ist keine darunter, welche wir nicht vorlängst griechisch hätten, so wie sich auch unter den andern zurückgebliebenen dreiundachtzig keine dergleichen findet. Daß es auch wirkliche Uebersetzungen aus diesem vorhandenen Griechischen sind; daß Rimicius nicht bloß, wie Romulus, vorgegeben, aus dem Griechischen zu übersetzen, in der That aber alte lateinische versifiziert vorhandene Fabeln in Prosa aufgelöset habe, welches sich unter andern Cannegieter von ihm eingebildet:*) davon hat mich die angestellte Vergleichung überzeugt. Denn daß er in dem und jenem Ausdrucke von unserm üblichen Texte, wie wir diesen teils nach dem Aldus beibehalten, teils von dem Nevelet überkommen haben, gleichwohl abgehet, auch wohl hier und da den ganzen Faden der Erzählung anders führet, das beweiset nur, daß er nicht völlig den nämlichen Text, sondern einen vor sich gehabt, der dann und wann noch wohl besser war.**) Seine Latinität selbst bewahrt ihn aber

---

*) Certe ut ipse Perottus versus elegiacos in jambos mutavit, ita alii eas in sermonem prorsum converterunt. Inter quos est Rimicius, Hadrianus Barlandus, Guilielmus Hermannus, aliter Guilielmus Gaudanus dictus. *Dissert. de aetate et stilo Flavii Aviani*, cap. 15. Unter diese gehört Rimicius schlechterdings nicht. Er ist wahrer Uebersetzer aus einer Sprache in die andere, nicht bloß aus einer Art des Vortrages in die andere. Aber man merket wohl, daß auch Cannegieter noch den Rimicius für den Romulus genommen, ohngeachtet desjenigen, was er desfalls vom Nilant bereits konnte gelernet haben, und was er aus eben derselben Quelle, die Nilant gebraucht hatte, mit ein wenig mehr Aufmerksamkeit auch noch besser hätte wissen können.

**) Daß es dergleichen Texte gegeben und in verschiedenen Handschriften noch geben müsse, hat man immer gemutmaßet. Besonders in solchen Handschriften, welche für älter zu erkennen als Planudes, dem man den gewöhnlichen Text zuzuschreiben pflegt. Eine solche Handschrift fand Montfaucon in einer Bibliothek zu Florenz

auch schon vor diesem Argwohne; denn ich will den sehen, der aus seinen Worten nur einen einzigen Vers zusammenstoppeln kann, der des Phädrus würdig wäre! —

Ich kann nun den Rest des alten Ulmer Drucks mit ein paar Worten abfertigen. Denn alles, was er noch enthält, siebzehn Fabeln des Avianus und dreiundzwanzig Fabeln oder vielmehr Histörchen aus dem Adelfonsus, Doligamus und Poggius, insgesamt mit deutschen Uebersetzungen, das kann zu meiner gegenwärtigen Untersuchung nun weiter nichts dienen. Was fehlte auch noch, um diese nicht völlig geendet zu haben?

Denn da eine Handschrift, die schon Gudius für älter als fünfhundert Jahr erkannte, die Fabeln des Romulus enthält, und zwar die nämlichen Fabeln des Romulus, die bereits im funfzehnten Säculo zu Ulm gedruckt worden, dieser Ulmer Druck aber ganz gewiß nicht vom Rimicius besorgt worden, auch Rimicius weiter keinen Teil daran hat, als daß man seine Uebersetzung von dem Leben und einigen Fabeln des Aesopus darin aufgenommen: so ist es ja wohl nunmehr so ausgemacht, als nur immer etwas dieser Art ausgemacht sein kann, daß nicht allein Romulus und Rimicius zwei ganz verschiedne Personen sind, sondern daß auch Rimicius nie an den Romulus die geringste Hand gelegt, wenigstens zuverlässig nicht an den Romulus, mit welchem ihn Nevelet ganz verwechselte, oder für dessen Herausgeber ihn Nilant angenommen. Eines ist eben so falsch als das andere, und ich muß es nochmals und nochmals wiederholen, daß die ganze Verwirrung nichts zum Grunde hat als den unwissenden Leichtsinn eines jungen Franzosen, der einem Buche, das er weder kannte, noch sich die Mühe nehmen wollte kennen zu lernen, den ersten den besten Namen beilegte, der ihm darin aufstieß.

Warum aber Nilant nicht ganz hinter die Wahrheit gekommen, davon war, habe ich vorläufig gesagt, dieses die Ursache, daß er das alte Buch des Nevelet hatte und auch nicht hatte. Dieses muß ich noch erklären.

Wie Nevelet schon angezeigt und ich mehr als einmal bemerken lassen, so ist das Ulmer Fabelbuch durchaus mit einer

---

und war willens, nach ihr sowohl das Leben als die Fabeln des Aesopus aufs neue herauszugeben. Aber es ist unterblieben. Eine solche Handschrift findet sich auch in Deutschland in der Bibliothek der Stadt Augsburg, auf die schon seit 1741 Jo. Michael Heusinger die Gelehrten aufmerksam gemacht haben sollte. Sein Zeugnis und seine Versicherung, hätte ich gemeinet, müßte diesen Schatz an das Licht zu bringen ohnfehlbar veranlassen. Aber auch das ist nicht geschehen. Vielleicht weil es sich nicht der Mühe verlohnte? Es verlohnt sich ihrer recht sehr, wie ich ganz gewiß weiß. Denn endlich bin ich so glücklich gewesen, eine Abschrift von besagtem Augsburgischen Codex zu erhalten, aus der ich sehe, daß er alle meine Erwartung übertrifft. Diese Abschrift ist von der Hand der Madame Reiske, die sich damit um die griechische Litteratur unendlich verdienter wird gemacht haben als eine Madame Dacier mit allen französischen Uebersetzungen, wenn man künftig einmal den Aesop einzig so lesen wird, wie man ihn ohne ihr Zuthun vielleicht noch lange nicht, vielleicht auch wohl nie gelesen hätte.

deutschen Uebersetzung versehen, welche nicht, wie es itzt üblich, auf der andern Seite dem Texte gegenübersteht, sondern stückweise, Fabel nach Fabel, eingeschaltet ist. Nun sind bei so einem Buche, das Grundsprache und Uebersetzung enthält, noch zwei Veränderungen möglich, die ein Drucker oder Verleger nicht leicht unterlassen wird zu machen, wenn er von der allgemeinen Brauchbarkeit des Buches selbst überzeugt ist. Er kann außer beiden zusammen die Grundsprache allein, er kann die Uebersetzung allein abdrucken lassen und verkaufen, so hat er drei Bücher statt einem.

Daß dieses nun hier Johann Zeiner auch wirklich gethan, weiß ich teils ganz gewiß, teils kann ich es mit aller Zuverlässigkeit schließen.

Daß er die Uebersetzung allein drucken lassen, weiß ich gewiß; denn ich habe sie vor mir. Sie ist ebenfalls in klein Folio 119 Blätter stark ohne das Register „Uber die gemeinen puncten der materi diß büchlins". Unter den gemeinen Punkten werden die loci communes, die Sittenlehren der Fabeln verstanden; und dieses Register findet sich auch bei jener Hauptausgabe und nur deutsch. Der Holzschnitt mit dem Aesopus fängt auch hier an, aber anstatt daß hierauf dort nur die Aufschrift der vom Rimicius übersetzten Lebensbeschreibung des Aesopus folgt, so folgt hier eine allgemeine Aufschrift des ganzen Werkes, nämlich diese: „Hie hebt sich an das buch und leben des hochberümten fabeldichters Esopi auß kryegischer zungen in latein gemacht. Auch ettlich ander fabeln als Aviani. auch Doligami Adelfonsi. und ettlicher schimpffreden Pogii. auch die histori Sigesmunde der tochter des fürsten Tancredi. und des jünglings Gwistardi." Ob nun aber gleich diese ganze Uebersetzung von Wort zu Wort die Steinhöwelsche ist, wie sie in jener doppelten Ausgabe zu lesen, so ist doch dieser Druck davon nicht der bloß zusammengeschobene Druck aus jener, sondern es ist ein späterer Druck aus schlechterer Schrift und auf schlechteres Papier, auch mit gröbern und stumpfern, obgleich in Ansehung der Zeichnung völlig ähnlichen Holzschnitten, ohne Anzeige, wo und wenn er veranstaltet worden. Daß indes vor ihm schon ein besserer vorhanden gewesen, urteile ich daher, weil Christ einen gebraucht, von dem er Lettern und Papier so gut gefunden, daß er ihn für eine Scheffersche Arbeit zu Mainz halten dürfen. Dieses war ohne Zweifel der erste Zeinersche, wie er mit Weglassung des Lateinischen auf das nämliche Papier zusammengerückt und nachgeschossen worden. Christ selbst kannte sonach den lateinischen Text auch gar nicht, muß ihn auch gänzlich nicht vermutet haben, weil er ihn sonst gewiß bei seinen und nicht seinen, alten und nicht alten Fabeln brauchen zu können sich alle Mühe würde gegeben haben. Die Geschichte der Sigismunde anbelangend, welche der Aufschrift nach der einzeln Uebersetzung beigefügt sein soll, so finde ich sie in unserm Exemplar nicht. Aber wohl finde

ich sie hinter der lateinisch-deutschen Ausgabe nicht zwar als ein Stück derselben, sondern nur augenscheinlich aus eben der Schrift und auf eben solches Papier, folglich bei eben dem Zeiner zu Ulm, auf zehn Blättern abgedruckt. Ich denke, daß es eine Uebersetzung aus dem Boccaz ist, die ebenfalls Steinhöweln zum Verfasser hat.

So wie nun diese eine Hälfte ganz gewiß besonders abgedruckt worden, so wird es höchst wahrscheinlicherweise auch mit der andern geschehen sein. Denn eben ein Exemplar des bloßen lateinischen Textes war es ohnstreitig, was Nilant von Burmannen geliehen bekam und in Ermangelung des Neveletschen Buches an dessen Statt sicher brauchen zu können glaubte. Es war alles darin, was Nevelet angegeben, außer der deutschen Uebersetzung. Da es aber sehr übel erhalten war und die letzten Bogen völlig daran fehlten, so konnte Nilant für sein Teil von dem Orte und dem Jahre, wenn und wo es gedruckt worden, nichts Zuverlässiges wissen; welches denn vielleicht mit Ursache war, daß er noch immer einem Italiener so viel Teil daran ließ. Dazu kam, daß er selbst einige eingestreute Nachrichten von den Urhebern der Fabeln in diesem seinem bloß lateinischen Drucke anders las, als sie in dem lateinisch-deutschen zu lesen sind. So las er unter andern zum Schlusse der siebzehn Fabeln nach der Uebersetzung des Rimicius dort die Worte: Registrum fabularum predictarum Esopi quas Rimicius transtulit, welche hier angeführtermaßen ganz anders lauten, und so lauten, daß er sie selbst sicherlich nicht von dem Herausgeber würde verstanden haben. Aus diesen veränderten Schlußformeln ist aber denn wiederum klar, daß auch der ganz lateinische Druck nicht unmittelbar aus unserer ursprünglichen lateinisch-deutschen Ausgabe durch die bloße Zusammenrückung genommen, sondern nachher aufs neue aus ihr abgesetzet worden. So zerrissen und verstümmelt indes das Burmannische Exemplar davon auch gewesen, so eine wichtige Rolle hat es gleichwohl in den Händen der Kritik gespielet. Denn nicht allein hat es Nilant zu seinem Romulus gebraucht, sondern auch Cannegieter zum Avianus, von dem es ebenfalls viele Jahre später hieß, daß er nun erst im Drucke erscheine, nachdem ein großer Teil von ihm vorlängst schon dort mit abgedruckt gewesen. Ich schließe daraus auf den um so viel größern Wert unseres originalen und so vollständig erhaltenen Exemplars und darf mich nicht reuen lassen, so viel Worte davon gemacht zu haben.

Noch komme ich mit wenigem auf den Romulus wieder zurück, um mir selbst Rechenschaft zu geben, was denn nun diese ganze Untersuchung eigentlich nutze. Wozu hilft es, ob wir die Kahlmäuserei wissen, oder ob wir sie nicht wissen, daß Romulus Romulus gewesen und Rimicius nie etwas mit dem Romulus zu thun gehabt? — Alles wohl überlegt, denke ich doch, daß ich nicht so ganz für die leidige Neubegierde gearbeitet habe. Denn man kann den Romulus in einem doppelten Lichte betrachten: als eine magere

Kuh für sich und als eine magere Kuh, nachdem sie eine fette verschlungen, die man gern wieder aus ihr heraus haben möchte. Ich will sagen, man kann in ihm entweder den bloßen Romulus, einen bloßen Schriftsteller des eisernen Zeitalters, oder die verschmolzenen Trümmer eines Schriftstellers aus dem güldenen Zeitalter, eines Phädrus, oder wie er sonst geheißen, sehen und finden wollen. In dem einen Falle sowohl als in dem andern ist vor allen Dingen nötig zu wissen, wo er in seiner möglichsten Lauterkeit noch anzutreffen, besonders wenn er einmal da ist; wenn ihn die Gelehrten in einer schlechtern Gestalt nicht gleichgültig aufgenommen haben, warum soll man ihn nicht in seiner bessern bekannt machen dürfen?

Ja, wenn es wahr ist, was Burmann sagt, daß nach dem Gudius sich niemand um den Phäder verdienter gemacht habe als Nilant, eben durch die Ausgabe seines Romulus und der übrigen alten Fabeln, wäre es nicht noch Zeit, mit dem Nilant dieses Verdienst wenigstens zu teilen?*) Sollte es sich nicht noch der Mühe lohnen, was man von dem Nilant mit so vielem Danke in der Verstümmelung angenommen, in seiner Vollständigkeit aufs neue ans Licht zu bringen? Die eigentlichen Manuskripte des Phädrus, wenn es deren gegeben, haben sich, wie es scheinet, gänzlich aus der Welt verloren. Denn wenn sie noch irgendwo vorhanden wären, so würden sie sich damals, als Christ ihr Dasein in Zweifel zog, gewiß gemeldet haben. Ich meine, in Frankreich, wo sie wahrscheinlicherweise stecken müßten, und wo Christs Widerspruch genugsam bekannt geworden, würde sich leicht ein Gelehrter gefunden haben, der es mit ein paar Worten angezeigt hätte, wo die augenscheinliche Widerlegung des deutschen Professors zu finden sei. In ihrer bis itzt noch völligen Ermanglung also können und müssen die alten Fabeln des Romulus allein die Stelle der Handschriften vertreten. Nach ihnen allein kann bis itzt noch jede kühnere Mutmaßung über den Text des Phädrus geprüfet und zufolge dieser Prüfung gebilliget oder verworfen werden. Da nun ohnedem der Phädrus von Zeit zu Zeit zum Gebrauche der Schulen wieder gedruckt wird, wie, wenn man eine solche Ausgabe einmal statt aller Anmerkungen mit ihnen allein vermehrte, nämlich mit ihnen, so wie sie in der Handschrift von Dijon und in dem alten Ulmer Drucke weit vollständiger und weit besser als bei dem Nilant enthalten sind?

Folgende Vergleichungstafel, die ich zum Schlusse noch mitteile, wird es mit einem Blicke übersehen lassen, daß die Sache nichts weniger als überflüssig oder wohl gar schon so gut als geschehen sei. In der ersten Reihe stehen die Fabeln des Romulus nach dem

*) Jo. Fr. Nilantius, cujus ego industriam et laborem antiquis fabulis impensum, qui post Gudii notas in fabulis edendis laborarunt, diligentiae praeferre non dubito, utilissimo instituto in unum Fasciculum conjecisse fabulas Aesopias, sive a Rimicio, sive a Romulo, sive a quocumque elaboratas. l. c. s.

Romulus Divionensis.	Phaedrus.	Romulus Nilanti.	Anonymus Nilanti.
Libr. I. 1. -	III. 12. - -	1. - - -	
- - - 2. -	I. 1. - -	2. - - -	
- - - 3. -	App. Bur. 6. -	3. - - -	
- - - 4. -		4. - - -	
- - - 5. -	I. 4. - -	5. - - -	
- - - 6. -	I. 5. - -	6. - - -	
- - - 7. -	I. 6. - -	7. - - -	
- - - 8. -	I. 8. - -	8. - - -	
- - - 9. -	I. 19. - -	9. - - -	
. - - 10. -	IV. 18. - -	— - - -	11.
. - - 11. -	I. 29. - -	— - - -	12.
- - - 12. -	App. Bur. 9.	10. - - -	
- - - 13. -	II. 6. - -	12. - - -	
- - - 14. -	I. 13. - -	13. - - -	
- - - 15. -	I. 21. - -	14. - - -	
- - - 16. -	App. Bur. 10.	15. - - -	
- - - 17. -	App. Bur. 4.	16. - - -	
- - - 18. -	App. Bur. 1.	— - - -	
- - - 19. -	App. Bur. 12.	17. - - -	
* * *			
Libr. II. 1. -	I. 2. - -	18. - - -	
- - - 2. -	I. 31. - -	19. - - -	
- - - 3. -	I. 23. - -	20. - - -	
- - - 4. -	- - - -	21. - - -	
- - - 5. -	IV. 22. - -	22. - - -	
- - - 6. -	III. 15. - -	23. - - -	
- - - 7. -	V. 10. - -	— - - -	62.
- - - 8. -	I. 28. - -	11. - - -	
- - - 9. -	App. Bur. 2.	24. - - -	
- - - 10. -	App. Bur. 32.	— - - -	61.
- - - 11. -	App. Bur. 33.	— - - -	65.
- - - 12. -	I. 16. - -		
- - - 13. -	V. 3. - -	— - - -	66.
- - - 14. -	I. 26. - -	— - - -	63.
- - - 15. -	I. 7. - -		
- - - 16. -	I. 3. - -	— - - -	26.
- - - 17. -	III. 6. - -		
- - - 18. -	IV. 23. - -	— - - -	27.
- - - 19. -	I. 10. - -	— - - -	28.
- - - 20. -	I. 22. - -	— - - -	29.
- - - 21. -	I. 24. - -	— - - -	33.
* * *			

Romulus Divionensis.	Phaedrus.	Romulus Nilanti.	Anonymus Nilanti.
Libr. III. 1. -	App. Bur. 15.	25. - - -	
- - - 2. -	- - - - -	26. - - -	
- - - 3. -	App. Bur. 17.	— - - -	37.
- - - 4. -	App. Bur. 18.	27. - - -	
- - - 5. -	App. Bur. 19.	28. - - -	
- - - 6. -	App. Bur. 20.	— - - -	40.
- - - 7. -	I. 12. - -	29. - - -	
- - - 8. -	- - - - -	— - - -	
- - - 9. -	- - - - -	30. - - -	
- - - 10. -	- - - - -	31. - - -	
- - - 11. -	- - - - -	— - - -	
- - - 12. -	IV. 7. - -	— - - -	42.
- - - 13. -	App. Bur. 21.	32. - - -	
- - - 14. -	App. Bur. 5.	33. - - -	
- - - 15. -	III. 7. - -	34. - - -	
- - - 16. -	- - - - -	35. - - -	
- - - 17. -	App. Bur. 22.	36. - - -	
- - - 18. -	- - - - -	— - - -	47.
- - - 19. -	II. 8. - -	— - - -	48.
- - - 20. -	IV. 12. - -	37. - - -	
* * *			
Libr. IV. 1. -	IV. 2. - -	— - - -	
- - - 2. -	IV. 1. - -	— - - -	
- - - 3. -	App. Bur. 23.	38. - - -	
- - - 4. -	III. 18. - -	39. - - -	
- - - 5. -	III. 2. - -	— - - -	
- - - 6. -	- - - - -	40. - - -	
- - - 7. -	- - - - -	— - - -	
- - - 8. -	App. Bur. 24.	41. - - -	
- - - 9. -	IV. 3. - -	— - - -	
- - - 10. -	I. 11. - -	42. - - -	
- - - 11. -	— - - - -	— - - -	
- - - 12. -	App. Bur. 30.	43. - - -	
- - - 13. -	- - - - -	— - - -	
- - - 14. -	- - - - -	— - - -	
- - - 15. -	- - - - -	— - - -	
- - - 16. -	- - - - -	— - - -	
- - - 17. -	App. Bur. 25.	44. - - -	
- - - 18. -	App. Bur. 31.	— - - -	60.
- - - 19. -	App. Bur. 28.	45. - - -	
- - - 20. -	— - - - -	— - - -	
- - - 21. -	App. Bur. 27.	— - - -	55.

Manuskripte, welches, die wenigen angegebenen Verschiedenheiten abgerechnet, auch die Ordnung der alten gedruckten Ausgabe ist. In der zweiten Reihe sind die Fabeln des Phädrus angegeben, die in den ihnen entsprechenden Fabeln des Romulus begraben liegen: sowohl die, welche wir noch wirklich haben oder zu haben glauben, als auch die, welche Burmann daraus wieder herzustellen versucht hat. Die Fabel des Romulus, die in dieser Reihe ausfällt, ist für den aufbehalten, der einen ähnlichen Versuch wagen will. In der dritten Reihe sieht man, wie sich der Romulus des Nilant zu dem alten vollständigen Romulus verhält, welche Fabeln desselben dort vorkommen und welche nicht. Aus der vierten Reihe endlich erhellet, was in dem Anonymus des Nilant von den Fabeln des Romulus zu finden, und ich wiederhole hier nochmals, daß dieser Anonymus selbst nichts anders als ein Romulus gewesen, indem er nicht bloß größtenteils die nämlichen Fabeln, sondern auch diese nämlichen Fabeln mit den nämlichen Worten und nur dann und wann interpolierter und unlateinischer als Romulus erzählet. Verschiedene von den Fabeln des Romulus, wird man sehen, fallen in allen drei Reihen weg, und das sind denn die, welche das Manuskript oder der alte Ulmer Druck ganz eigen hat, in welchen man aber gleichwohl eben so gut noch einen Phädrus wiederfinden kann, als man ihn in den andern wiedergefunden zu haben glaubt.

Wenn ich nächstens einmal ein anderes Manuskript bekannt mache, auf das Gudius ebenfalls sich in seinen Noten über den Phädrus beziehet, will ich diese nämliche Tafel auf den Phädrus einrichten und es vielleicht wagen, eine Vermutung mitzuteilen, die durch diese Tafeln auf eine besondere Art bestärket wird.

Ueber den Anonymus des Nevelet.

Man verstehet unter dieser Benennung den ungenannten halbbarbarischen lateinischen Dichter, dessen elegieische Fabeln in der Sammlung des Nevelet unmittelbar auf die Fabeln des Avianus folgen. Da er in der Geschichte der Fabel vieler Umstände wegen sehr merkwürdig ist; da ich bereits zweierlei von ihm erwiesen habe, nämlich daß er im Grunde nichts als ein versifizierter Romulus sei,*) und daß er eine von den Hauptquellen unsers Boners gewesen:**) so will ich, was ich sonst für Nachforschungen über ihn gemacht habe, hier mitteilen. Sie werden nicht allein die Neugierde des Litterators unterhalten, sondern können einmal demjenigen Gelehrten nützlich sein, der etwa diesem Anonymus eben die Ehre erweisen wollte, die Cannegieter dem Avianus erwiesen hat. Denn wir wollen nur immer die Zunft der Scholiasten noch eine Weile bestehen lassen! Wenn sie mit den guten klassischen Schriftstellern fertig ist, kann sie ja die Schriftsteller der spätern Zeiten vornehmen, welche aufzuklären und zu berichtigen gewiß nicht weniger Scharfsinn und Kritik erfordert. Annehmen und voraussetzen, daß dieses überflüssig und jenes schon geschehen sei, heißt ein wenig zu viel Unkunde in dieser Art von Gelehrsamkeit verraten. —

1. Die Zeit, in welcher der Ungenannte, von dem die Rede ist, gelebt, läßt sich bis itzt noch eben so wenig mit Gewißheit angeben als sein Name. An Versuchen, beides zu leisten, haben es die Gelehrten zwar nicht fehlen lassen, aber diese Versuche zu widerlegen ist leichter, als etwas Zuverlässigers an ihre Stelle zu setzen. Sie reiben sich zum Teil unter einander selbst auf, und da ihre Verschiedenheit gewissermaßen von der Verschiedenheit des Urteils abhängt, das jeder von dem innern Werte des Gegenstandes gefället, so verlohnt es sich schon der Mühe, vorher einen Blick darauf zu werfen; wäre es auch nur, um an einem Exempel mehr zu zeigen, daß der Geschmack in solchen kritischen Untersuchungen zwar nichts entscheiden, aber doch auch (man erlaube mir dieses Wort) der Mißgeschmack selbst den gelehrtesten Mann gewaltig irreführen kann.

---

*) Beitrag I. S. 67 (oben S. 293).

**) S. 26 dieses fünften Beitrags.

2. Also vom Gyraldus anzufangen, dem ersten und wohl noch dem einzigen kritischen Geschichtschreiber der Poesie. — Gyraldus nennt unsern Ungenannten Romulus. Posset et inter hos poetas, schreibt er,*) reponi Romulus, ille qui ad Tybertinum filium librum scripsit, quem ab imitatione apologorum Aesopi illius Phrygis *fabulas Aesopi* nuncupavit, non, ut aliqui rati sunt, transtulit. Mirum vobis dicam, quam anxie Parmenses quidam non Romulum hujus libelli autorem asserunt, sed suum quendam Salonem municipem, qui Poeta dum Athenis studeret, e Graeco fabulas has nostris moribus (ut ajunt) aptando, carmine composuerit. Sed certe hoc ipso vel Romulo vel Salone me puero nullus liber aeque trivialibus magistris terebatur post Alexandri ineptias. Wie Gyraldus zu diesem Irrtume gekommen, dem Versifikator den Namen des Urhebers beizulegen, kann ich leicht begreifen, wenn ich annehme, daß zu seiner Zeit in den Schulen Italiens eben solche Sammlungen von Fabeln gäng und gäbe gewesen, dergleichen ich an der Steinhöwelschen in dem ersten Beitrage beschrieben, in welchen die elegieischen Fabeln unsers Anonymus den prosaischen des Romulus untergeordnet waren. Indes kann Gyraldus nicht einmal diese Schulbücher genau angesehen haben, geschweige, daß er gar Handschriften darüber zu Rate gezogen hätte. Denn in diesen steht die Zuschrift des Romulus an seinen Sohn Tybertinus oder Tyberinus jederzeit vor den prosaischen Fabeln, und der Eingang zu den elegieischen enthält von diesen Namen keinen. Auch sagt Romulus in jener Zuschrift ausdrücklich: Id ego Romulus transtuli de graeco in latinum. Woher nun Gyraldus das besser wissen wollen, aus welchem Grunde er einen Schriftsteller, der sich selbst für nichts weiter als Uebersetzer ausgibt, zum Erfinder machen zu müssen geglaubt hat, wünschte ich wohl belehrt zu sein. Noch begieriger aber wäre ich zu wissen, wer der Salo von Parma sein sollte, mit dem seine Landsleute den Romulus so gern verdrängen möchten. Noch habe ich nirgends etwas von ihm in Erfahrung bringen können, und auch Gesner kannte ihn nicht weiter als aus dieser Stelle des Gyraldus. Daß aber unter den Ineptiis Alexandri nichts anders zu verstehen sei als die Grammatik des Alexander de Villa Dei, ist wohl unstreitig. Sie ist in Leoninischen Versen, führt den Titel Doctrinale und war seit der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts in allen Schulen eingeführt. Wenn wir nun annehmen dürften, daß die Fabeln unsers Anonymus sofort an die Stelle der Nugarum Maximiniani getreten, welche Alexander gleich zu Anfange seines Doctrinale aus den Schulen verweiset, so wäre das die älteste Spur, die mir noch von ihrem Dasein vorgekommen. — Doch Gyraldus soll ja ausdrücklich sagen, daß ihr Verfasser bereits im 12ten Jahrhunderte gelebt habe? Wenigstens versichert dieses

*) *De Poetarum historia,* Dial. V. circa finem.

de la Monnoye in seinen berichtigten Menagianen:*) Lilius Gyraldus attribue ses Fables à un *Romulus* ou *Salo* et le fait vivre dans le 12. siècle. Allein dieser sonst so genaue Litterator hat sich hier wohl ein wenig übereilt, wenn er darauf fußen zu können geglaubt, daß Gyraldus kurz vorher den Hildebertus namhaft macht, der 1100 gestorben, sodann des Gildas gedenkt und fortfährt: posset et inter hos etc. Denn Gyraldus beobachtet überhaupt keine chronologische Ordnung, und das inter hos beziehet sich nicht auf den Hildebertus und Gildas, sondern auf die spätern lateinischen Dichter insgesamt, qui nihil ad linguae nitorem castimoniamque, sed ad eruditionem et historiam non nihil aliquando faciunt, wie er sich gleich eingangs über sie erkläret.

3. Nach dem Gyraldus ist J. C. Scaliger zu hören, der in seinem Hypercritico eben so viel scharfe und gesunde als schiefe und abgeschmackte Urteile über Dichter gefällt hat. Scaliger nennt unsern Anonymus Accius und zählt ihn zu den ganz neuern Dichtern seines Jahrhunderts. Accius, schreibt er, quem faciunt Aesopicarum autorem fabularum, si quis alius, tum accuratus, tum argutus poeta est. Illud observarunt praeceptores nostri: ab eo nusquam Ecthlipsin ullam factam in carmine syllabarum. Videmur tamen nos alicubi unam aut alteram deprehendisse. De ipso vero ita judico: quae dixit, a me nullo modo melius dici posse. Quare eum poetis novitiis non solum ediscendum ob fabularum utilitatem, sed etiam propter versuum munditias imitandum, parcius tamen concludendum sententias arctissimis illis gyris moneo. Quod unum sane illi potest objici, cujusmodi est illa vocum allusio:

Assuitur muro reptile muris onus.

Neque enim ejusce generis agnominationes nisi in argutiis epigrammatum commendantur. Daß Scaliger hier von unserm Anonymus rede, ist aus dem angeführten Verse klar, welcher in der 12ten Fabel De mure urbano et rustico vorkömmt. Aber welch ein Urteil für solch einen Mann! Wenn er diesem Urteile zufolge unsern Anonymus für einen alten Dichter genommen hätte, sollte es mich weit weniger wundern, als daß er ihn dem ohngeachtet für so neu erkläret. Unterdes ging auch dieses natürlich zu. Denn vermöge seiner Erziehung kannte der ältere Scaliger die gemeinen Schulbücher nur wenig. Da kam ihm nun dieses mit der italienischen Uebersetzung eines gewissen Accio Zucco in die Hände; er glaubte, wer die italienischen Reime gemacht habe, werde auch die lateinischen Verse gemacht haben, und so entstand ein lateinischer Dichter Accius, von dem bis auf den nämlichen Augenblick kein Mensch in der Welt etwas gehört hatte. Diese Bemerkung

*) T. I. p. 173.

hat de la Monnoye über den Baillet*) gemacht, welcher, wie von ihm zu vermuten, dem Scaliger blindlings gefolgt war. Wenn aber de la Monnoye auch das dem Scaliger nicht will gelten lassen, daß er allerdings einige Ekthlipses bei unserm Anonymus will gefunden haben; wenn de la Monnoye behauptet, daß an dem einzigen Orte, wo eine hätte sein müssen,

In gallo stolidum, in jaspide pulchra sophiae
Dona notes — —,

unser Versifikator sie dennoch lieber gar nicht machen wollen: so muß ich in Ansehung dieses Exempels wenigstens anmerken, daß alle unsere Handschriften und alten Ausgaben diese Zeile so lesen, daß die Ekthlipsis gar nicht stattfindet, nämlich:

Tu gallo stolidum, tu jaspide pulchra sophiae
Dona notes — —.

Ueberhaupt scheint mir, daß Scaliger unter Ekthlipsis nicht bloß die Herausdrängung des m mit seinem vorhergehenden Selbstlauter, sondern eine jede Elision überhaupt verstanden habe. Denn noch zur Zeit habe ich auch deren keine in allen den Fabeln finden können, die man von dem nämlichen ersten Verfasser zu sein erachten kann, und nur in den letzten Fabeln, die offenbar von einer spätern Hand zu sein scheinen, auch nicht einmal in allen Ausgaben befindlich sind, kommen einige derselben vor. So, denke ich, haben auch neuere Grammatici den Scaliger verstanden, z. E. die Poetica major der Gießenschen Professoren, wo es im zweiten Buche S. 156 heißt: A paucitate elisionum celebratur Accius is, quem faciunt Aesopicarum fabularum autorem etc.

4. Um wie viel besser, obschon neuer, als er beides ist, Scaliger unsern Anonymus macht, um so viel schlechter, obschon vielleicht auch um so viel älter macht ihn Barth. Aber das 22ste Kapitel des 3ten Buchs seiner Adversariorum, welches er ihm gleichwohl gewidmet, ist offenbar zu zwei ganz verschiedenen Zeiten geschrieben. In der ersten Hälfte gibt er ihn für einen ganz unbekannten alten barbarischen Dichter aus, den er zu allererst bekannt mache. In potestatem meam venit fabularum Poeta *priscus* in *obsoletissimas* membranas exaratus, sed valde ineptus atque barbarus; quia tamen non nescio homines esse usque adeo talium studiosos, ut nil quicquam interire velint, quod in membranis offenditur, vincam me ipsum patientia et specimen producam, unde de universo opere judicari possit. Und hierauf läßt er den Eingang des ersten Buches nebst der ersten Fabel desselben folgen und setzt hinzu: Talis est universa illa poesis. Wahrlich scheint mir Barth hier ekler gewesen zu sein, als ich ihn sonst an zwanzig Stellen finde, und ich schäme mich nicht, zu be-

*) *Poëtes modernes*, §. 1238.

kennen, daß ich selbst einer von denen bin, die durchaus nichts wollen untergehen lassen, was auf sehr altem Pergamen (obsoletissimis membranis) stehet, wenn es auch schon noch ein wenig schlechter ist, als die angeführten Zeilen doch wirklich nicht sind. Wüßten wir übrigens, was denn Barth eigentlich obsoletissimas membranas nenne, so wüßten wir vielleicht doch auch schon etwas mehr von der Zeit des darauf geschriebenen Dichters. Allzu hoch zwar mag er in seinen Gedanken wohl nicht damit hinaufgestiegen sein, wenn wir aus dem schließen sollen, was er nach meiner Vermutung zu einer andern Zeit beizufügen für gut befunden. Denn nun hatte er erfahren, daß schon Nevelet den Fabeldichter ganz herausgegeben, von dem er gewiß keine Probe würde mitgeteilt haben, wenn er diesen Umstand vorher gewußt hätte. Ja, er würde diese Probe ohne Zweifel völlig aus seinen Adversariis ausgestrichen haben, wenn ihm nicht noch eine Vermutung wegen des wahren Verfassers beigefallen wäre, um derentwillen er glaubte, daß alles schon so stehen bleiben könnte, wie er es einmal geschrieben. Et jam quidem, sind seine Worte, edita et recensita (universa illa Poesis) a Neveleto Doschio. Si quis me auctoris nomen roget, dicam Bernardum esse, cujus ad oculum similes versus de Castoris fabula producit Silvester Gyraldus et hic forte exciderunt. Sed ne quis auctorem certiorem quoque ignorare possit, quae de eo reperi, adjungam. *Aesopus magister Atheniensium fuit. Quidam vero Imperator Romanorum rogavit magistrum Romalium, ut sibi aliquas jocosas fabulas conscriberet ad removendum publicas curas. Magister Romalius non audens precibus tanti viri contradicere, auctorem Graecum in Latinum transtulit.* Haec membranae. Also auf einen Bernhard rät Barth, auf einen Bernhard! Und auf welchen? Denn es sind dieses Namens mehrere, die alle lateinische Verse gemacht haben und auf unsre Fabeln Anspruch machen könnten. Auf eben den, von welchem beim Silvester Gyraldus einige Zeilen aus einer Fabel vom Biber vorkommen, die hier in seinen Adversariis, in die er sie ehedem eingetragen, verloren gegangen wären. Denn so verstehe ich die Worte: et hic forte exciderunt. Das hic ziehe ich auf die Stelle in den Adversariis und nicht auf die alten Fabeln, aus welchen die ganze Fabel vom Biber sich verloren habe, als welches man sich vielleicht daher desto eher einbilden könnte, weil wirklich unter den griechischen Fabeln des Aesopus eine vom Biber enthalten ist, welche das bekannte Märchen von dessen Geilen enthält.*) Ich schlage also im Silv. Gyraldus die Stelle nach, die Barth kann gemeinet haben, und finde im zweiten Buche des Itinerarii Cambriae, im dritten Kapitel folgendes Distichon eines Bernardus, den er weiter als mit diesem seinem bloßen Namen nicht angibt:

---

*) *Collect. Planud.*, Fab. 34.

Prodit item castor proprio de corpore velox
Reddere, quas sequitur hostis avarus opes.

Und das sind die Zeilen, die ad oculum den Zeilen unsers Anonymus gleich sein sollen? Die ersten Worte zeigen deutlich, daß sie aus dem Zusammenhange gerissen sind, in welchem sie vermutlich mit mehrern Beispielen einer ähnlichen Befreiung gestanden; wenigstens daß der einzelne Fall des Bibers nicht als Aesopische Fabel hier kann abgehandelt sein, ist offenbar. Das Latein ist freilich eben so schlecht, als es bei dem Anonymo oft vorkömmt, aber wo ist die geringste Spur von dem Lieblingsfehler desselben, durch den er nach Scaligers obigem Urteile der poetischen Jugend minder nachahmungswürdig sein soll? von seinen so häufigen Assimilationen? von der kindischen Wortklapper, ohne welche der Anonymus fast keine Zeile schreiben kann? Ich wollte ganz einen andern nennen, der ihm nicht allein in diesen Tändeleien, sondern auch in der affektierten Vermeidung aller Elisionen vollkommen gleich kömmt, welches denn eine weit schließendere Aehnlichkeit geben würde. Und das wäre Alanus. Doch ich will mich selbst nicht in Vermutungen verlieren, indem ich anderer Vermutungen widerlege. Ich will vielmehr gänzlich den gänzlich gelehrten Männern entsagen, die so reich an Mutmaßungen und so arm an Urteilskraft sind, wenn ich vorher nur noch einen werde gehört haben, der so ganz in diese Klasse nicht zu bringen, indem er seine kühnen und oft seltsamen Einfälle wenigstens mit einer sehr ausgesuchten Belesenheit zu belegen wußte.

5. Und dieser ist unser Christ. Christ, welcher in der Hauptsache von Phädro unstreitig Recht hat, in der er bisher weder widerlegt worden, noch schwerlich jemals widerlegt werden dürfte, Christ hielt auch, wie bekannt, die Fabeln des Avianus, so wie sie Cannegieter herausgegeben hat, für ein untergeschobnes Werk, an welchem Rufus Festus Avienus wenig oder gar keinen Anteil habe. Höchstens könne dieser in einer eignen und besondern, größern und bessern Sammlung von Fabeln den Stoff zu einigen derselben und hin und wider ein Wort oder einen Ausdruck hergegeben haben. Das übrige sei aus einem barbarischen Zeitalter und von einem eben so geschmacklosen als unlateinischen Skribenten*): Ediderat Avienus fabulas multo plures, aliquanto melius, ut opinor, non elegiaco carmine. Has diu post homo nactus infelicis saeculi scholasticus, ad quadraginta duas, argumentis suo judicio delectis quibusdam, ut opinor, etiam additis, redegit et omnia suis elegis pro lubitu comminuit: nihil aliud pensi, ut istud erat saeculum, habiturus, nisi ut versibus duodecim aut sedecim ineptis inscitae brevitatis studio coarctaret, quae viginti fortassis aut triginta luculentis scripserat Avienus. *Ut*

*) *Prolus. de Phaedro,* p. 54.

istud erat saeculum! Und welches war das Jahrhundert, das durch sein inscitae brevitatis studium so vorzüglich berühmt ist? Ich kenne keines. Es ist vielmehr der Fehler aller barbarischen Jahrhunderte, daß ihre Schriftsteller an beiden Enden ausschweifen und eben so oft Schwätzer als Wortsparer sind, ihre guten Muster nicht seltner in einem Schwall von Worten ersäufen als verstümmeln. Doch Christ hat ohne Zweifel hiedurch auch kein eigentlich chronologisches Merkmal angeben wollen, und alles, was er Positives von dem Alter dieses Pseudo-Avienus sagt, ist nichts mehr als dieses, daß er schwerlich älter als unser Anonymus sein könne. Hoc, quem descripsi, Pseudoavieno nisi vetustior et multo recentior esse non videtur incertae aetatis anonymus, a *Neveleto* etiam denuo publicatus, quem Accium subinde vocavi, non quod verum hoc nomen putarem, sed ut aliquo non obscuro designarem, atque ut obiter distinguerem ab alio fabularum scriptore, quem *Nilantius* dedit. Hiermit meinet Christ nicht die Fabulas antiquas, auf die es dem Nilant vornehmlich angesehen war, sondern er meinet den Romulus selbst, den Nilant auf diese Fabulas antiquas folgen lassen, ob er schon bereits längst in der Steinhöwelschen Sammlung vollständiger und besser vorhanden war. Denn unter diesem Namen, welcher eigentlich nur den prosaischen Fabeln gehört, verstand man auch nicht selten die elegieischen unsers Anonymus, woraus eine Verwirrung erwuchs, der man doch einmal abhelfen mußte und der man nicht besser abhelfen konnte, als wenn man dem einen und dem andern den Namen eines besondern Verfassers beilegte, gesetzt auch, daß man den Irrtum eines großen Mannes dazu brauchte, wenn man nur weiß, daß es ein Irrtum ist. Die übrigen Vermutungen, die Christ von diesem seinem Accius macht, gründen sich auf die leeren Aeußerungen des armseligen Scholiasten, der sich in einigen alten Drucken und Handschriften bei den Fabeln findet. Nugae glossarum veterum ineptissimarum modo scriptorem earum elegiaco carmine fabularum faciunt. *Magistrum Esopum de civitate Atheniensi,* modo *Gualterum anglicum*, qui, ut puto, est inter cathedrae Romanae purpuratos, dictus *a Winterborn,* quem tradunt diem suum obiisse a. C. N. MCCCV, modo subobscure aliquid ex hoc libro tribuunt *magistro Romulio,* quatenus fortassis argumenta praebuit. Ich kann nicht sagen, auf welchen Währsmann sich Christ wegen des Gualterus Anglicus hierbei bezieht. Ich finde in den alten gedruckten und geschriebenen Büchern, die ich vor mir habe, davon nichts. Aber daß mit dem Magister Aesopus bloß auf den Inhalt und den Urstoff gesehen worden, so wie unter dem Romulius der mehrgedachte Romulus zu verstehen, ergibt sich ja wohl von selbst; und wie es gekommen, daß dieser Namen beiden Fabeln, den prosaischen sowohl als den elegieischen, gegeben worden, habe ich schon gesagt. Auf Veranlassung der alten Fabelbücher nämlich, in welchen die elegieischen, so weit sie langten, den pro-

saischen untergeordnet waren, wie in dem Steinhöwelschen zu sehen. Vielleicht aber, daß selbst Christ von diesem keine klare Idee hatte, indem ihm überhaupt bei seiner Nachricht so viele Bücher selbst nicht vor Augen gewesen. Wenigstens kann es nur aus dieser Ursache geschehen sein, daß er zwei deutsche Schriftsteller mit einander verwechselt hat, von welchen sich unsere gedruckte Litteratur, so zu reden, anfängt und die sich beide um unsere Sprache im funfzehnten Jahrhunderte so verdient gemacht haben, daß ihr Andenken wohl erneuert zu werden verdienet, welches schwerlich aus einer Bibliothek vollständiger geschehen kann als aus unserer. Nämlich Heinrich Steinhöweln selbst, der ein Arzt in Ulm und von Weyl gebürtig war, mit Niklas von Wyle, der Kanzler bei dem Grafen Ulrich von Württemberg und aus Eßlingen gewesen. Eines jeden besondere Schriften sollen ein andermal angezeigt werden.

Itzt bleibe ich bloß bei der Hauptsache stehen, die das Urteil betrifft, welches Christ über den klassischen Wert unsers Anonymus ausspricht. Wenn dieses Urteil sehr gemäßiget zu sein scheint, indem es gleichsam zwischen den Meinungen des Barth und J. C. Scaliger mitten inne liegt, so ist es doch darum nicht minder parador, indem es der Rangordnung, nach welcher man gewöhnlich die spätern römischen Autores auf einander folgen läßt, so gewaltig widerspricht. Aus einem barbarischen Versmacher nämlich wird Christ auf einmal ein Skribent, wie wir uns nur immer einen virum consularem des 4ten Jahrhunderts, wenigstens einen Höfling der Antoniner gedacht haben. Denn nicht allein in diese Zeiten erhebt er ihn, sondern erkennt ihn auch an Sprache und Geschmack dieser Zeiten für würdig. Scilicet, sagt er ausdrücklich — — —

Lessings sämtliche Werke

Bd.: 15

1882 - 85